

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.2

IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

*Jaromir, Clemens et al
Teck*



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



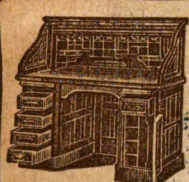
Liebhaber

eines zarten reinen Gesichts mit rosigem jugendfrischen Aussehen, weißer sammetweicher Haut und blendend schönem Teint, gebrauchen die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
Schutzm. Steckenpferd, à St. 50 Pf., überall vorrätig.






Moderne Bureau-Möbel

amerik. Schreibtische und Sessel, zusammenlegbare Bücherchränke, Jalousieschränke für Akten und Noten, Registraturen etc.
In großer Auswahl.

Illustrirter Katalog gratis und franko.

GROYEN & RICHTMANN in KÖLN.
Filiale Berlin, Leipzigerstr. 29



Hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den Pforzheimer Gold- und Silberwaren-Fabriken bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. TODT, Pforzheim.

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

Spezialität: **Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.**



Nr. 632. Bestecke, Silber ⁸⁰⁰/₀₀₀, Fadenmuster
 12 Löffel oder Gabeln 700 gr schwer M. 73.50
 12 Messer 250 " " " 43.50
 12 Cafélöffel 260 " " " 29.50

Reich illustr. Kataloge m. über 3000 Abbild. gratis u. franko. Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. — Alte Schmucksachen werd. modern umgearbeitet, altes Gold, Silber u. Edelsteine nehme in Zahlung.

Nr. 1075.

Moderner Ring,



14karat. Mattgold mit echtem Rubin und Brillant M. 30.—

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon.

Achte, durch Professor Ernst Entress vollständig neu bearbeitete Auflage.
 1600 Spalten Text mit 32 Bildertafeln. **Elegant gebunden 3 Mark.**

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon gibt auf 100 000 Fragen des Augenblicks rasche Auskunft und ist für jeden Schreibtisch unentbehrlich.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.



„Benefactor“

verfolgt
das
Prinzip

Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstrukt. sofort gerade Haltung ohne Be-
schwerden.

erweitert die Brust! Für Herren, Damen,
Knaben und Mädchen.

Für Herren u. Knaben
gleichzeitig Ersatz
für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich.
Maassang.: Brustumf., mässig stramm,
dicht unter den Armen gemessen. Für
Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72. Man verlange
illust. Brosch.

Dr. Oetker's { Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



à
10 S

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Das kleine Buch der
Technik. G. Neudeck

Das kleine Buch der Technik.

Ein Handbuch über die Entwicklung
und den Stand der Technik, nebst
Angaben über technische Schulen und
Laufbahnen.

Von **G. Neudeck,**

Kais. Marine-Schiffbaumeister.

Mit 363 Abbildungen.

Elegant gebunden 4 Mark 80 Pf.

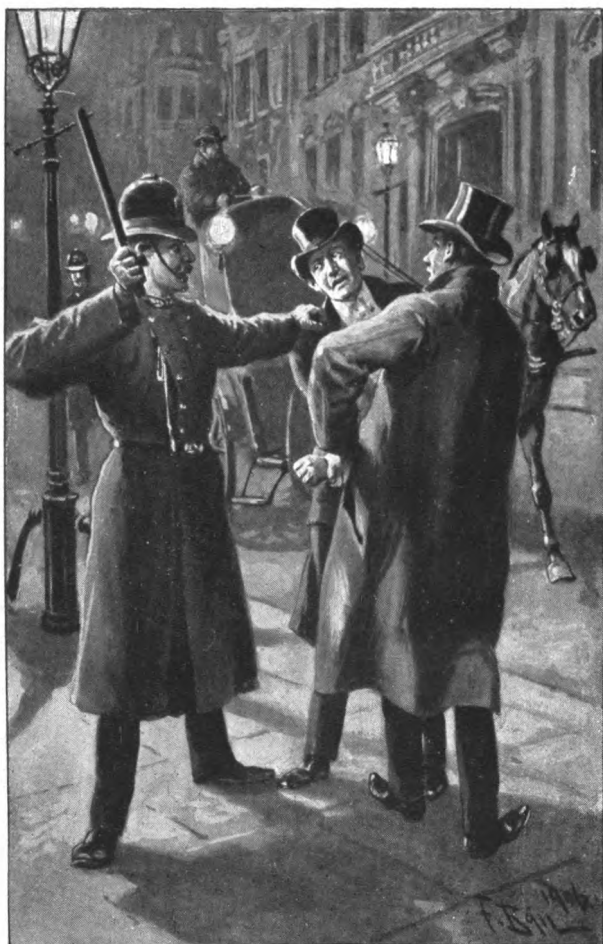
Neudeck's „Kleines Buch der Technik“ ist
ein unentbehrliches Handbuch für alle, welche
sich dem Studium und der Ausübung der
Technik zuwenden oder über alle Zweige dieses
interessanten Wissensgebietes in angenehmer,
jedermann leicht verständlicher Weise Auf-
klärung suchen.

➤ Zu haben in den meisten Buchhandlungen. ➤

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.



Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.



Zu der Humoreske „Eine kleine Verwechslung“ von Fritz Freiberger. (S. 66)
Originalzeichnung von F. Bergen.

Bibliothek der ▽ ▽ ▽ **Unterhaltung** und des Wissens.

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ▷ sowie zahl-
reichen Illustrationen ◁

Jahrgang 1907. Zweiter Band



▷ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◁
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

838

405

Truck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart

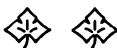


Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Warenhaus Groß & Komp. Roman von Auguste Groner (Fortsetzung)	5
Eine kleine Verwechslung. Humoreske aus dem Londoner Leben von Fritz Freiberg	73
Mit Illustrationen von F. Bergen.	
Die Klapperschlange und ihre Jagd. Sportliche Skizze von H. Giersberg	93
Mit 5 Illustrationen.	
Zagliostro der Zweite. Novelle von W. Harb	104
Die Elektrizität im Eisenbahndienst. Eine technische Skizze von W. H. Geinberg	171
Mit 12 Illustrationen.	
Die teure Ansichtskarte. Humoreske von Friedrich Chieme	188
Bei den Karmeliterinnen. Bilder aus dem Klosterleben von Kurt Cesdorff	195
Mit 6 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Die Armbänder der Fürstin	207
Neue Erfindungen:	
I. Die Ruder-Wellen-Badewanne „Rudera“	209
Mit Illustration.	
II. Staubsaugapparat „Atom“	210
Mit Illustration.	
III. Bernsteins Butterprüfer	212
Mit Illustration.	
Die Dortmunder Ritterfehde	213
Vom Sirius	216
Eine Mutprobe	213

	Seite
Der reichste Junge der Welt	219
Mit Illustration.	
Aus dem Gedächtnis	221
Der Kreuzschmerz	222
Der willkommene Mittagsgast	225
Das moderne Ringarmband	226
Mit Illustration.	
Äffende Träume	228
Die letzte Nummer	229
Gegenseitige Überraschung	232
Etwas von der Banane	233
Meissoniers Rechnung	234
Krabbenfischerinnen aus der Gegend von Calais	234
Mit Illustration.	
Die erste Reportertat Stanleys	236
Die deutschen Familiennamen auf us	237
Schicksal der Singvögel	238
Starke Raucher	239
Ein sonderbarer Kutscher	239
Der Zerstreute	240





Warenhaus Groß & Komp.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

(Nachdruck verboten.)

Als Klementine an jenem Sonntag, für welchen sie Franz Kern, den Abteilungschef des Warenhauses Groß & Komp., eingeladen hatte, sie mit seinem jüngeren Bruder Karl, einem im nächsten Dorfe angestellten Lehrer, auf Wellhof zu besuchen, von der Klosterszuberger Messe nach Hause kam, fand sie Ernst so verstört, daß zum ersten Male eine wirklich große Angst um ihn sie ergriff.

Die beiden aßen fast nichts, und die Baronesse versuchte es umsonst, den Bruder seinen düsteren Gedanken zu entreißen. Nach dem schrecklichen Ende seines Veters gab er sich jetzt ernstestn Zweifeln darüber hin, ob er bezüglich des Wechsels denn auch wirklich richtig gehandelt habe. Jedenfalls beklagte er es als ein Unglück, daß er nicht hatte helfen können, daß darüber ein Menschenleben zu Grunde gegangen war und vielleicht auch noch ein zweites zu Grunde gehen würde. Der arme Baron brauchte heute nicht erst zum Fenster hinauszuschauen, wo ihm die verwüsteten Fluren von seinem Ruin erzählten, er brauchte nur an Robert und dessen unglückliche Mutter zu denken, um selber tief unglücklich zu sein.

„Ist es dir unangenehm, daß die beiden Kern kommen werden?“ erkundigte sich seine Schwester ängstlich, weil sie ihn nicht aus seinem Brüten herauszureißen vermochte.

Er reichte ihr die Hand über den Tisch hin. „Nein, Klemi,“ sagte er. „Ich danke dir sogar für diese Einladung. Karl ist mir ja ein lieber Vertrauter, und auch sein Bruder ist mir sehr sympathisch. Mit den beiden wird uns dieser trübe Tag wenigstens ein bißchen kürzer werden.“

Ihre Augen richteten sich auf das hellglänzende Landschaftsbild hinaus. Diesseits und jenseits der Donau dehnten sich Wiesen und Felder, und zwischen diesen flossen die noch stark angeschwollenen Wassermassen des Stromes dahin, der unter dem tiefblauen Himmel heute ausnahmsweise tatsächlich zur „blauen“ Donau geworden war.

Und jetzt blißen sie auf, diese schönen dunkelblauen Augen, und über das schon lange Zeit her so blasse Gesicht der Baronesse fliegt helles Rot. Ihre Hand zuckt in der ihres Bruders.

Da schaut er ihr ins Gesicht. „Was ist dir?“ fragt er erstaunt.

Sie antwortet ihm nicht; noch immer sind ihre Augen auf das offene Fenster gerichtet, das die Landschaft auf weithin übersehen läßt.

Auf der Straße, welche zu dem reizenden kleinen Greifenstein führt, kommt ein Reiter daher, ein Offizier.

Auch der Baron hat ihn jetzt erkannt. Er seufzt schwer auf und schaut mitleidig auf seine Schwester.

Ihr Blick begegnet dem seinen. Es ist alle Freude aus ihren Augen, alle Röte aus ihren Wangen schon wieder geschwunden. Sich rasch erhebend sagt sie fast

rauh: „Ich weiß ja, daß es dumm ist, aber — aber ich kann mir nicht helfen. Ich werde es ihm heute sagen, daß er nicht wieder kommen soll.“

Auch der Baron hat sich erhoben. Rasch ist er auf seine Schwester zugetreten und hat sie an seine Brust gezogen. „Meine Klemi, wenn ich dir doch helfen könnte! Ich möchte dich ja so gern glücklich sehen. Aber ich kann dich nicht einmal vor den alltäglichen Sorgen der Armut bewahren, so ohnmächtig bin ich. Wie sollte ich das Glück deines Herzens bewahren können?“

Klemi versucht wieder zu lächeln. „Ich weiß, daß du mich lieb hast,“ sagt sie leise, „und das ist schon sehr viel. Wir müssen es halt miteinander tragen, daß wir gar so arm sind und nicht zum Glück kommen können.“

„Meine arme Schwester!“ murmelt er und drückt zärtlich seine Lippen auf ihr Haar.

„Weißt du,“ fährt Klementine fort, „ich muß heute mit Eugen unbedingt reden. Er ist ja blind. Er will blind sein! Aber ich muß ihm die Augen öffnen, es muß zu Ende kommen zwischen ihm und mir, denn ich wüßte nicht, auf welche Art ich die Frau eines armen Offiziers werden könnte.“

Sie kann nicht weiterreden. Ein Tränenstrom, ein mächtig hervorbrechender Tränenstrom redet deutlicher noch, als Worte es könnten, von dem Jammer ihres Herzens.

Der Baron preßt die Zähne aufeinander. „Klemi, fasse dich!“ bittet er. „Soll Eugen dich so in Tränen finden?“

„Recht hast du,“ erwidert sie, sich die Augen trocknend. „Empfange ihn allein. Ich komme später zu euch.“

Rasch geht sie aus dem lustigen, großen Speisezimmer.

Jetzt wird unten Hufschlag hörbar. Ernst tritt an das Fenster und grüßt hinunter.

Ein paar Minuten später tritt Eugen Braun, ein hübscher, eleganter Offizier von etwa dreißig Jahren, lebhaft in des Barons Arbeitszimmer.

Die beiden Herren reichen einander die Hände.

„Daß du in dieser Gluthitze herüberkommst, ist wirklich schön von dir,“ begrüßt der Baron den Eintretenden. „Du mußt ja zwei Stunden unterwegs gewesen sein.“

„Ich komme nicht aus Tulln. Ich komme von meinem Onkel. War da zum Frühstück geladen. Es ist heute sein siebenzigster Geburtstag. So etwas feiert man schon, wenn man sonst keinen Verkehr hat, mit seinem geliebten Neffen.“

„Nun — er hat dich ja doch wirklich gern.“

„Mäßig, meine ich. Er ist doch nie zufrieden mit mir. Ich schmeichle ihm zu wenig, und das scheint er zu verlangen, aber von mir erlebt er es nicht. Erfolgswillig wird nicht. Den Hof machen und seine Originalitäten bewundern, das überlasse ich anderen, und das ärgert ihn, was ich erst heute wieder fühlen mußte.“

Die Herren hatten sich in einer gemütlichen Rauchercke niedergelassen, und Ernst bot dem Verlobten seiner Schwester ein Kistchen Zigarren. Es waren sehr billige Zigarren, aber die Aschenschale, welche er daneben hinstellte, war aus schwerem Silber und von ganz selten schöner Arbeit, und der Tisch, auf dem sie stand, war ebenfalls ein Prachtstück wie all die anderen hellen Möbel, die mit ihren Säulchen und Einlagen aus Ebenholz und ihrer reichen Bier aus köstlich getriebenem

Metall der besten Periode des jetzt wieder so modern gewordenen Biedermeierstiles angehörten.

„Entschuldige — aber du weißt, es trägt keine anderen,“ sagte ein bißchen trübe der Baron, als er dem Offizier die Zigarren anbot.

„Geh, laß deswegen den Kopf nicht hängen,“ entgegnete Braun. „Die Zeiten werden ja auch wieder besser werden.“

„Ich glaub's nicht. Hast du meine Weingärten gesehen?“

„Ja. Sie sehen zum Erbarmen aus.“

„Und meine Felder?“

„Auch. Ich verstehe zwar nichts von der Landwirtschaft, aber daß du heuer kein Millionär werden wirst, das sehe auch ich.“

„Nun also!“

„Mußt du denn deshalb gar so verzagt sein?“

„Ja, das muß ich, und ich muß dir auch etwas sagen.“

„Schon gut. — Aber wo ist denn Klemi? Darf ich sie nicht erst begrüßen? Kann sie denn nicht dabei sein, wenn wir miteinander reden?“

„Sie wird später allein mit dir sprechen.“

„Worauf ich mich riesig freue, was du mir aber im Tone einer Leichenrede verkündest.“

„Mir ist's eben sehr traurig zu Mute.“

„Nimmst du das Pech da draußen so schwer oder — richtig, der Laffot hat sich vergiftet; Klemi schrieb mir, daß es eines Wechsels wegen war, den du nicht eingelöst hast. Du wirst dich aber doch deshalb nicht grämen?“

„Auch deshalb.“

„Na, jetzt hör aber auf! Soviel ich weiß, war sein freiwilliger Hingang so ziemlich das einzige Anständige, was Laffot sich jemals geleistet hat.“

„Er ist tot. Ich möchte seine schlechten Streiche lieber vergessen.“

„Mir scheint, du hast sie schon vergessen, sonst würdest du diesem Menschen doch keinen Gedanken mehr nachsenden.“

„Wenn ich auch dies zuwege brächte, würde doch schon der Gedanke an seine Mutter mich quälen.“

„Was ist's denn mit der?“

„Sie ist wegen hochgradiger Nervosität im Krankenhaus.“

„War sie denn nicht schon immer verrückt?“

„Wohl nur in Bezug auf Robert.“

„Ganz gleich, was mit ihr geschehen wird, du selbst hast ganz sicher an ihrem Unglück keine Schuld. Du hast mir doch soeben angedeutet, daß du selber arg in der Klemme bist, du hast also einfach den Unsinn, einen falschen Wechsel einzulösen, gar nicht ausführen können.“

„Das stimmt.“

„Nun also! Warum läßt du dir denn diese Sache ganz unnötig über den Kopf wachsen?“

„Höre, Eugen, du hast eine wunderbare Art, das Leben anzusehen. Ich muß dir sagen, daß wir vollständig ruiniert sind.“

„Ernst!“

„Und unser Unglück ist leider auch das deinige, falls du, was ich zugleich hoffe und fürchte, Nemi wirklich liebst.“

Der Offizier war jetzt sehr ernst und sehr blaß geworden. Weit vorgebeugt saß er da und starrte den Baron an. „Übertreibst du nicht etwa?“ forschte er voll Unruhe.

Ernst schüttelte den Kopf. „Ich werde schon demnächst Wellhof meinen Gläubigern überlassen müssen.“

„Und es soll keine Rettung möglich sein?“

„Ich weiß keine.“

„Daß auch ich da so ganz müßig zusehen muß!“

„Ich kann mir's denken, daß du uns gern helfen möchtest.“

Der Oberleutnant war rasch aufgestanden. Er ging erregt im Zimmer umher. „Heute reut es mich zum ersten Male —“

„Was denn?“

„Daß ich Onkel Konrads Schwächen gegenüber immer nur den Nachsichtigen gespielt habe, denn einzig darum ist er so unnachsichtig gegen mich. Wenn ich ihn bei jeder Gelegenheit bewundert hätte, wie er's verlangt, hätte ich über ihn und seinen Reichtum sicherlich eine gewisse Macht und könnte euch beistehen, und er verziehe mir sowohl die Liebe zu meinem Stande wie auch die Liebe zu deiner Schwester.“

„Von der er noch immer nichts wissen will?“

„Mehr als je ist er dagegen. Man hat ihm allerlei über deine Lage zugesteckt und —“

„Und der alte Herr hat von seinem Standpunkte aus recht, wenn er nichts dazu beitragen will, daß du eine verarmte Adelige heiraten kannst. Er will ja überhaupt keine ‚Baroneß‘ in die Familie bekommen, und das ist auch ein Standpunkt. Bürgerliche Gediegenheit und adeliges Herabgekommensein taugen nicht zusammen.“

Braun sah ganz verwundert auf ihn nieder. „Daß du so reden kannst!“ sagte er.

„Nun, wenn ich auch verbittert bin, ungerecht bin ich noch nicht geworden. Aber — mir scheint, Klemi kommt. Mach ihr die paar Stunden, die ihr noch habt, nicht noch schwerer, als sie ohnehin sein werden.“

Braun sah scharf in des Barons blaßes Gesicht.

„Denkt sie vielleicht daran, mir den Abschied zu geben?“

Ernst nickte.

Da lachte der Oberleutnant laut auf.

„Was bleibt euch denn übrig, als euch zu trennen?“ meinte der Baron.

„Und sie könnte sich wirklich von mir trennen?“

„Die Not zwingt sie dazu. — Still, da ist sie!“

Die beiden Herren schauten möglichst unbefangenen darein. Als Klementine das Zimmer betrat, ging Braun ihr rasch entgegen.

Er schloß sie, was er bisher noch niemals getan hatte, ungestüm vor ihrem Bruder in die Arme und küßte sie herzlich.

Befangen und ernst wehrte sie ihn ab. „Eugen, ich bitte dich, komm mit mir in den Garten. Ich habe mit dir zu reden.“ Und sich zu ihrem Bruder wendend fuhr sie fort: „Die beiden Kern kommen schon. Ich lasse unten aufdecken. Karl bringt seine Violine mit, ich glaube freilich nicht, daß ich euch werde begleiten können.“

„O ja, Schatz, du wirst schon begleiten können,“ fiel Braun ihr in die Rede. „Warum denn auch nicht? Unsere Unterredung wird bald beendet sein, und dann kommen wir zu den Herren. Ich setze ohne weiteres voraus, daß auch für mich gedeckt wird. Der Wellhofer Rahm ist nämlich der beste auf zehn Kilometer in der Runde, und für Kaffee mit Rahm schwärme ich nun einmal.“

„Wie heiter du bist!“ sagte melancholisch die Baroneß.

„Gott sei Dank, daß ich nicht so schwerfällig bin, wie ihr es seid!“ entgegnete er, und ihr mit lustiger Förmlichkeit den Arm bietend sagte er: „So, mein gnädigstes Fräulein, jetzt führe ich Sie in den Garten

und wenn Sie geredet haben werden, dann werde auch ich Ihnen etwas sagen. — Habe die Ehre!“

Der letzte Ausruf galt dem Baron, der ihnen unwillkürlich lächelnd nachschaute. —

Im großen parkähnlichen Garten von Wellhof gab es viele Plätze, an welchen es selbst in der größten Hitze noch angenehm war. Zu einem dieser Plätze führte Klementine ihren Bräutigam. Es war da eine bequeme Sitzgelegenheit unter einer uralten breitästigen Linde angebracht, und man konnte von hier aus weit über das Land hinsehen. Es war der Platz, an dem sie sich vor noch nicht einem Jahre mit Eugen verlobt hatte.

Schwer aufatmend ließ sich Klementine auf einem der Rohrstühle nieder. Braun schob sich einen anderen so zurecht, daß er ihr gegenüberfaß.

„So, Schatz, jetzt rede!“ sagte er.

Da begann sie mutig: „Ich will es kurz machen —“

„Schön!“ fiel er ihr ins Wort. „Es scheint, daß du mir etwas Unangenehmes sagen willst.“

„Es wird dir wohl noch mehr als nur unangenehm sein, weiß ich doch, daß du mich liebst.“

„Dazu brauchst du nicht übermäßig scharfsichtig zu sein.“

„O, Eugen, du bist noch immer lustig.“

„Und hoffe, es zu bleiben. Aber jetzt, Herzl, rede!“

„Ich wollte dir sagen, daß es besser wäre, daß es einfach notwendig geworden ist, daß wir uns trennen.“

Er schaute ihr tief und gar nicht erschrocken in die Augen und bat gemüthlich: „Jetzt setze mir auseinander, warum das so unumgänglich notwendig geworden ist. Liebst du mich vielleicht nicht mehr?“

„Eugen!“ So weich, so innig redet und blickt nur die Liebe.

Braun hätte seine Braut am liebsten an sich gerissen, aber er bezwang sich und sagte ganz ruhig: „Also, wenn es das nicht ist, was kann denn sonst zwischen uns treten?“

„Du weißt es vielleicht nicht, daß wir ganz, ganz arm geworden sind, daß Ernst nicht einmal die drängendsten Schulden zurückzahlen kann, und daß seine Gläubiger sich — vielleicht dauert es kein Jahr mehr — in Wellhof teilen werden. Wie können wir an eine Heirat denken, da ich nicht nur keine Kaution habe, sondern buchstäblich bald überhaupt nichts mehr besitzen werde als mein bißchen Wissen und Können und den festen Willen zu ernster Arbeit. Ich werde Lehrerin werden müssen, um meine Existenz zu fristen. Vor ein paar Tagen wußte ich noch nicht, wie so ganz schlecht es mit uns steht. Endlich aber ist Ernst völlig aufrichtig mit mir gewesen, und so weiß ich, was mir und ihm bevorsteht: die vollkommene Armut; denn nun gibt es keine Aussicht mehr, daß Ernst sich doch noch emporarbeiten könnte. Ich gebe dir also dein Wort zurück. Ich muß es dir einfach zurückgeben, denn ich wäre ehrlos, wenn ich die Fessel bliebe, die dich unfrei macht, die dich nicht emporkommen läßt. Nicht wahr, du glaubst es mir, daß ich, als ich mich dir verlobte, nicht wußte, wie schlimm es schon damals mit uns stand, und daß Ernst dich nur deshalb nicht sogleich aufklärte, weil er damals noch mit Recht annehmen konnte, er werde sein Mißgeschick überwinden? So, Eugen, jetzt habe ich dir nichts mehr zu sagen, und hier — hier hast du deinen Ring zurück.“

Sie hatte, seinen Blick vermeidend, fast ruhig geredet. Aber sie war erbarmenswürdig bleich dabei, und als sie jetzt den Verlobungsring vom Finger streifen

wollte, schwammen ihre Augen in Tränen und zitterten ihre Hände.

„Behalte ihn noch ein bißchen,“ sagte Braun und legte seine schlanke Hand auf die ihre. „Eines noch will ich klar von dir ausgesprochen haben.“

„Frage. Ich meine aber, ich habe dir schon alles ehrlich gesagt.“

Sie wischte sich dabei mit ihrer freien Hand die Tränen aus den Augen. Sie ahnte nicht, wie reizend ihr hübsches Gesicht war, während ihre Augen auf dem seinen ruhten.

Wieder mußte er den Drang, sie an sich zu reißen, niederzwingen. Nur herzlich, gar nicht leidenschaftlich klang seine Stimme, als er fragte: „Du fürchtest dich also sehr vor der Armut?“

„Nicht meinetwegen, nur weil sie mich von dir trennt.“

„Du könntest dich jedoch in bescheidene Verhältnisse finden?“

„Weißt du es denn wirklich nicht, daß ich den Mangel schon kennen gelernt habe?“

„Aber noch nicht die wirkliche Not, denn diese hat dein Bruder bis heute von dir ferngehalten. Wenn du dich aber erst einmal ganz einschränken müßtest, wenn du zum Beispiel so ganz einfach leben müßtest wie Frau Kern —“

„Die ist ja glücklich, denn die zwei haben sich ja so lieb!“

„Na, dann ist also alles in Ordnung.“

„Eugen!“

„Und du wirst, freilich erst etwa in einem halben Jahre, meine Frau.“

„Eugen, du vergißt —“

„Daß ein Offizier die Ration braucht, daß wir

zwei sie nicht erlegen können, und daß auch mein Onkel sie nicht erlegen wird, denn er will von einer adeligen Richte nichts wissen. — O nein, Schatz, das vergesse ich nicht! Aber an anderes denke ich. Ich muß ja nicht Offizier bleiben.“

„O ja, du mußt Offizier bleiben,“ entgegnete Klementine, aus deren Gesicht wieder alles Blut wich, „du liebst ja deinen Beruf über alles.“

„Über alles, Klemi, liebe ich ihn nicht. Ehe ich dich aufgebe, eher entsage ich meinem Stande. Nur sogleich kann ich das nicht tun. Das Werk, das ich zu schreiben begonnen habe, muß ich vollenden, das bin ich meinem Ehrgeiz und noch weit mehr meinem militärischen Pflichtgefühl schuldig. Man erwartet das Buch, und ich kann es nur als Offizier vollenden. Inzwischen aber kann ich die Fühlhörner nach einer anderen Stellung ausstrecken. Jrgend etwas, das uns beide ernährt, werde ich schon finden, und dann, Klemi — Oder willst du wirklich nicht mit mir tapfer in ein bescheidenes Leben hinuntersteigen? Überlege es dir gut, ehe du mir zum zweiten Male dein Wort gibst, meine Frau zu werden. Andere werden um dich freien, denn du bist schön und von vornehmer Herkunft und — des Grafen Plein bist du sicher, der nimmt dich, wie du gehst und stehst. Willst du aber mein bleiben, dann wirst du eine sehr bescheidene, kleine Frau Braun bleiben. Also, Klemi, überlege und denke dabei an Plein!“

Aber Klemi hatte schon überlegt oder brauchte nicht zu überlegen, denn sie streckte ihm aufschluchzend die Arme entgegen.

Nun umschloß er sie innig und küßte sie heiß auf den selig lächelnden Mund.

„Bleibst also doch mein!“ jubelte er, und trotz seines

tiefinnerlichen Frohgefühls lief eine Träne über seine Wange.

Langsam, ganz langsam gingen sie dem Hause zu. Sie sahen feierlich und sehr glücklich aus.

Klementine hatte im kühlen Gartensaal becken lassen, und als die beiden Verlobten jetzt den Raum betraten, erhoben sich die Brüder Kern zur Begrüßung, die sehr herzlich ausfiel.

Ernst, der schon seine Violine im Arme hielt, trat zu Braun. „Ihr seht ja ganz merkwürdig ruhig aus,“ sagte er leise.

„Findest du?“ entgegnete humorvoll der Oberleutnant. „Nun, ich will dir nur sagen, du bist nach wie vor mein künftiger Schwager und wirst diese Würde bald in Wahrheit antreten.“

Der Baron schüttelte den Kopf. „Habt ihr vielleicht einen Schatz im Garten gefunden?“

„Nein, nur eine Gewißheit.“

„Die ist?“

„Daß wir nicht voneinander lassen. Ich trete ins Zivil über, das ist der Schlüssel zur Lösung der ganzen Frage.“

„Hast du dir das auch überlegt?“

„Ja, Alter — mit dem Herzen wie mit dem Verstand.“



Sechstes Kapitel.

Gegen halb acht Uhr kam Frau v. Lassot vor der Korridor tür ihrer Tante nach der auf dem Hiezinger Friedhof verbrachten Nacht an. Es kam soeben ein ihr unbekannter Herr heraus. Tini hatte ihm die Tür geöffnet.

Das Mädchen sah recht übernächtigt und ganz ver-

weint aus. Und jetzt schrie sie plötzlich auf: „Da ist sie ja!“ Doch rasch faßte sie sich wieder und sagte ruhiger: „Aber, gnädige Frau, warum sind Sie denn über Nacht ausgeblieben?“

„Was unterstehen Sie sich!“ entgegnete Frau v. Lassot hochmütig.

„Meine Gnädige,“ fiel da der Herr ein und sah der zornigen Frau streng in die Augen, „kommen Sie herein, denn ich habe mit Ihnen zu reden.“ Dabei faßte er sie am Arme und führte sie in das Vorzimmer. Da pflanzte er sich dicht vor ihr auf und sagte leise, aber sehr deutlich: „Sie und Ihr merkwürdiges Verhalten sind an allem schuld, was heute nacht hier vorgegangen ist. Das mußte ich Ihnen sagen. Die Frau Oberst hat sich mit Ihnen das Unglück ins Haus genommen. Aus Angst, Sie hätten sich etwas angetan, hat die alte Dame zum zweiten Male einen Schlaganfall gehabt, dem sie erlegen ist. Sie werden es wohl jetzt begreifen, daß das Mädchen Sie so empfangen hat. Adieu, meine Gnädige!“

Draußen war er, der heftige kleine Herr Doktor Mark.

Frau v. Lassot starrte ihm nach. Sie war ungeheuer erschrocken. Nach und nach erst wurde es wieder licht um sie.

„Tot!“ sagte sie leise vor sich hin. „Auch hier war der Tod!“

Da fiel ein Schatten auf den lichten Läufer, auf welchem sie stand. Ein hochgewachsener Mann von mittleren Jahren und vornehmer Erscheinung stand vor ihr.

„Wer sind Sie?“ fragte sie.

„Notar Fester, der Vermögensverwalter und Testamentsvollstrecker Ihrer nun entschlafenen Frau Tante.“

Er sah dabei aufmerksam in das Gesicht der vor ihm Stehenden.

Es ging darin blitzschnell ein auffallender Wandel vor. Noch soeben weiß und fahl, sah es jetzt um Jahre jünger aus, so gespannt war jeder Muskel, so rot waren die Wangen, so blitzten die Augen. Doktor Fester war innerlich angewidert von der gierigen Erwartung, welche dieses Gesicht ausdrückte.

Aber rasch verwandelte sich dessen Ausdruck wieder, und wohl unbewußt schlüpfen ein paar Worte über Frau v. Lassots Lippen.

„Zu spät!“ sagte sie leise.

Fester war gar nicht überrascht davon, daß sie so dachte, aber daß sie diesem Denken so klaren Ausdruck gab, darüber war er verwundert. Sein Blick sagte ihr dies unumwunden, und sie besann sich, verstand ihn und wurde bis in die Haare hinein rot.

Sie tat ihm jetzt leid. Er wies nach der offenen Tür, durch welche man in den Salon kam. Sie ging langsam hinein und sank auf den nächsten Sessel.

„Sie fragten wohl schon,“ begann sie verwirrt, „warum ich heute nacht nicht daheim war. Ich las Roberts Brief, seine letzten Worte an mich. Tante gab ihn mir gestern erst. Da ging ich zu meinem Sohn. Im Friedhofe wurde ich eingeschlossen — ich wollte übrigens gar nicht fortgehen.“

Sie schwieg erschöpft.

Er fragte: „Und an Frau v. Laurens Angst dachten Sie nicht, auch nicht daran, daß sie schon sehr alt und sehr schonungsbedürftig war?“

Da lachte die Frau hart auf. „Ich dachte die ganze Zeit her überhaupt nur an mein Kind und an mein Unglück und an meine —“

Sie vollendete den Satz nicht.

Er mußte einen häßlichen, einen schrecklichen Schluß haben, wenn dieser Schluß dem Aussehen Frau v. Lassots entsprach. Ihr Gesicht war verzerrt, ihre Augen drängten sich fast aus den Höhlen, und ihre Hände ballten sich krampfhaft.

Fester war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen.
„Gnädige Frau —“

Sie unterbrach ihn. „Niemand ahnt ja, wie sehr ich meinen Sohn geliebt habe und wie ich um ihn traure.“

Dann mochte es ihr einfallen, daß sie jedenfalls Teilnahme zeigen müsse, und sie erkundigte sich eifrig nach den Vorgängen der vergangenen Nacht.

Fester erstattete ihr kurzen Bericht.

Dann beehrte sie die Tote zu sehen.

Fester klingelte Tini herbei. „Führen Sie Frau v. Lassot zu ihrer Tante!“ sagte er.

Die beiden verließen den Salon.

Er sah ihnen eigentümlich lächelnd nach. „Ja, lauf nur,“ murmelte er, „überzeuge dich nur, daß sie wirklich tot ist! Kannst ruhig sein. Die gute alte Frau steht nimmer auf, um ein klügeres Testament zu machen, um Würdigeren ihr Vermögen zu hinterlassen. Es bleibt alles, alles dein. Auch dein Geheimnis bleibt dein. Rechtzeitig ist es dir diesmal eingefallen, daß man vor Fremden nicht alles ausplaudern darf. Was sie wohl noch hat sagen wollen?“

Er ging ins Nebenzimmer. Da stand ein zierliches Nähtischchen, dessen Schlüssel sich stets in Frau v. Laurens Schlafrocktasche befand.

Wenn der Notar Fester, statt sich nur für den Schreibtisch und den Geldschrank der Verstorbenen zu interessieren, in jenem Tischchen Nachschau gehalten hätte, so wäre ihm eine deutliche Antwort auf seine letzte Frage geworden.

Aber Juristen interessieren sich wohl für Nächstliche nur selten, und nur selten bergen solche den letzten Haß- und Racheschrei eines moralisch Verkommenen.

Das Tischchen blieb also ununtersucht. Der Notar suchte einzig und allein, einem schriftlich festgestellten Wunsch der Verstorbenen gewissenhaft nachkommend, in deren Schreibtisch alle ihre Korrespondenzen zusammen, bezüglich derer sie ihn verpflichtet hatte, sie noch am Tage ihres Ablebens zu verbrennen, und notierte alle Wertpapiere, welche sich in dem eisernen Kassenschranke befanden.

Nachdem er diese Pflicht gewissenhaft erfüllt hatte, verließ er die Wohnung.

Frau v. Lassot hatte er nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Diese befand sich allein bei der Toten.

Noch lag die so rasch Abgerufene, mit einem leichten Zug des Schreckens im guten Gesichte, auf ihrem Lager. Hätte der Tod nicht vergessen, jenen Ausdruck des Schreckens aus ihren Zügen zu tilgen, man hätte gewähnt, daß die alte Dame nur schlafe, eine so natürliche Lage hatte ihr Doktor Marz gegeben, der seine liebe Freundin so sanft zu ihrem letzten Schlaf gebettet hatte.

Jetzt schauten freilich Augen auf die Tote, in denen nicht eine Spur von Teilnahme lag. Ein einziger Gedanke, ein immer wieder und immer störriger auftauchender Gedanke verscheucht alles Gute in der Erbin der Toten.

Das Vermögen, das ihr nun zufallen wird, wie hätte Robert darin geschwelgt!

„Zu spät!“ sagt das schreckliche Weib wieder. Grimmig neigt sie sich zu dem Ohr der Toten und flüstert ihr heiser zu: „Warum bist du nicht früher gestorben?“

„Warum bist du nicht früher gestorben?“ schreit sie plötzlich auf und rüttelt den starren Arm der Leiche.

Dann taumelt sie empor. Ein gräßliches Lächeln umspielt ihren Mund und glimmt in ihren Augen.

„Nun,“ murmelt sie, „Glück kann ich ihm und mir mit deinem Gelde nicht mehr kaufen — Glück nicht, aber — Rache!“



Siebentes Kapitel.

Der Uhrzeiger auf der Mariahilferkirche erreichte in wenigen Minuten die achte Morgenstunde. Ein windiges, regnerisches Wetter trieb die Leute auf der Straße eilig ihrem Ziele entgegen. Alle hüllten sich heute nach dem argen Wettersturz, der die Augusthize in eine wahre Oktobertemperatur umgewandelt, in ihre Überkleider.

Viele von diesen dahinhastenden Menschen bogen von der Mariahilferstraße in die Kirchengasse ab, um durch diese die Lindengasse zu erreichen, in welcher der stattliche Hinterbau des Warenhauses Groß & Komp. liegt.

Vor diesem Gebäude staute sich eine Menge von jungen Leuten, zumeist junge Herren. Die überwiegende Anzahl davon waren das, was der Wiener „Gigerl“ nennt. Eleganz billigster Art nach jeder Richtung hin war das Charakteristische an ihnen: die Haare sehr sorgfältig gebürstet, die Krawatten ein wenig auffallend, lecke Hüte, unmögliche Stöcke — das stimmte fast bei jedem der lebhaft Plaudernden, die es offenbar gewohnt waren, die Augen ebenso unablässig zu gebrauchen wie das Mundwerk. Ihre Blicke folgten lebhaft den vielen jungen Damen, welche vorüberkamen,

Es waren tatsächlich fast lauter hübsche, niedliche Persönlichkeiten, und merkwürdigerweise sahen sie fast alle gesund und frisch aus, diese kleinen Näherinnen und Kontoristinnen, Schreibfräulein und Putzmacherinnen, welche da zu ihren Arbeitsstätten eilten, um zehn oder wohl auch noch mehr Stunden in mehr oder minder ungesunden Lokalen eine der Gesundheit mehr oder minder zuträgliche Arbeit zu leisten. So viele glänzende Augen und so viele liebe, junge Gesichter wie Morgens zwischen sieben und acht Uhr in den Straßen Wiens sieht man nicht leicht anderswo beieinander.

Es hielten auch viele von den Mädchen vor dem Warenhause an. Es wurden zwischen ihnen und ihren „Kollegen“ Händedrucke verschiedenster Schattierungen und lustige, sentimentale oder wohl auch temperamentvolle Blicke und Worte getauscht. Dann schlüpfen die jungen Damen ins Haus. Sie warteten, auch wenn sie vor acht Uhr kamen, fast niemals auf der Straße, sondern begaben sich lieber sogleich in ihre Garderobe, denn bekanntlich haben Frauen nach dem Ablegen ihrer Überkleider und Hüte immer viel an sich zu zupfen und zu richten, bevor sie mit ihrer äußeren Erscheinung zufrieden sind. Außerdem plauscht sich's in der Garderobe viel angenehmer als auf der nassen, windigen Straße, und man hat sich ja häufig etwas mitzuteilen, wovon die „Kollegen“ draußen nichts zu wissen brauchen.

Der Hüter der Damengarderobe, ein schon etwas angejahrter Mann von beschaulicher Rundung, wurde, wenn die Mädels anrückten, immer um ein paar Jahre jünger. Sie brachten ja so viel Leben, so viel frische Lustigkeit mit sich. Weil ihre Augen glänzten, wurden unwillkürlich auch die seinigen lebhafter, weil sie lachten,

lächelte auch er, und sogar seine Bewegungen wurden flinker, wenn die jungen Dinger um ihn herumhuschten, und nicht immer konnte seine Würde von Amts wegen ihrem Übermut standhalten.

Da plauderte er halt auch ein paar Worte und schmunzelte vergnügt, wenn sie so heimlich tuschelten und kicherten. Nur schade, daß der ganze Zauber, der sich täglich freilich viermal wiederholte, nur so kurz dauerte, denn wenn er wieder allein saß in seiner Garderobe mit den vielen Kastenreihen und der nicht minder kahlen Aussicht auf ein paar hohe Mauern, dann wußte der gute Obermayer immer wieder, daß er alt geworden ist, daß kein roter Mund ihm auch nur eine einzige Stunde seines Lebens fortlachen kann, und daß er allen diesen glänzenden Augen nichts anderes als das Bild eines guten, dicken, alten Mannes bietet.

Aber darüber wurde er nicht nachdenklich oder betrübt, denn er war ein gescheiter Mensch, der wackere Obermayer. Er wußte gut, daß jeder seine Zeit hat, und wie das Altertum nicht Mittelalter und dies nicht Neuzeit und die Neuzeit nicht Zukunft sein kann, und jede Periode ihr Recht hat und ihre Herrlichkeiten und ihre Mängel, so auch die Perioden eines Menschenlebens. Und ein in Anstand herangekommenes Alter ist nicht die schlimmste Zeit für den Menschen, sonst allerdings ist das Altwerden eine Pein und das Altgewordensein recht häßlich.

Obermayer, der Philosoph in der Garderobe, fühlte zu seinem Glück derlei Pein nicht, allein es machte ihn doch immer wieder nachdenklich, wenn er die jungen Dinger beisammen sah. Über ihren Frohsinn denkt er nach und über ihre immer wieder hervorbrechende Lustigkeit. „Warum sind sie denn nur gar so fidel?“ fragt er sich oft, er, der weiß, daß sie zu so über-

schäumendem Frohsinn eigentlich gar keine Ursache haben, sie, die Kinder der Armut, die, kaum der Schule entwachsen, schon verdienen müssen von früh bis Abends im Arbeitsjoch, die keine gesicherte Zukunft haben und, wenn nicht das Glück ganz unverhofft kommt, einem Alter voll Sorgen und Entbehrungen entgegengehen.

Er sorgte sich sehr um die jungen Mädchen, der brave Obermayer, aber dabei fiel es ihm ein, wie viel Lichtes ja doch auch in jedem Leben sich findet. Gibt es nicht freie Tage mit Sonnenschein und Ausflügen? Und gibt es nicht Abendstunden, auf die man sich den ganzen Tag freuen kann? Und die Liebe, die tiefinnige Liebe, die gerade in den Herzen der Armen so oft ihr Hauptquartier aufschlägt — vergolbet denn nicht auch sie ihr Leben?

Er lächelte, da er an seine eigene Jugend dachte, und er begriff, warum die jungen Mädchen immer so treuzfidel waren.

Alle freilich waren es nicht. Es gingen einige in Trauer Bekleidete vorüber, und eine zwar sehr einfach, jedoch besonders elegant gekleidete junge Dame stand schon eine ganze Weile vor dem offenen Schrank und starrte regungslos vor sich hin.

„Na, Fräulein Hartwig,“ sagte der Garderobier, „was ist denn Ihnen übers Leberl gelauf'n?“

Sie gab ihm nicht sogleich eine Antwort, nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil ihre Gedanken weit weg waren. Seine Anrede hatte sie aber doch vernommen und auf sich bezogen, und so fragte sie: „Was meinen Sie, Obermayer?“

„Was Ihnen heut fehlt, hab' ich g'fragt.“

„Nicht mehr als sonst.“

„Also was denn?“

„Geld, Geld und noch einmal Geld.“

„So gierig auf's Geld sind Sie auf einmal geword'n? Sie verdienen ja weit mehr als die meisten anderen.“

„Es ist halt immer noch viel zu wenig. Mit dem, was ich und mein Bräutigam verdienen, können wir nicht heiraten.“

„So also ist die G'schicht'?“

„Ja — so ist sie!“ bestätigte Fräulein Hartwig, steckte ein wenig ungestüm die Nadeln in den abgenommenen Hut und fuhr, während sie ihn in den Kasten legte, zornig fort: „Und an dem allen ist die alte Hex', die Bauer, schuld, die den Erich nicht ins Geschäft aufnehmen will.“

„Weil er ihr nicht genug den Hof macht,“ vollendete Obermayer.

Die junge Dame lachte kurz auf. „Der —! Es wär' der reinste Hohn! So eine Vogelscheuch'n, wie sie ist!“

„Aber reich ist s' halt, Fräul'n Dora — sehr reich!“

„Auf das fällt mein Erich nicht herein — Gott sei Dank! Die Bauer hat's ihm ja nicht nur einmal zu versteh'n gegeb'n, daß er ihr Geld, aber natürlich nur mit ihr, hab'n kann. Er mag aber nicht. Deswegen darf ihr Bruder ihn nicht zu seinem Kompagnon machen. — Aber hören S', Obermayer —“

„Was denn? Sag'n S' nur nicht wieder, daß Sie die Frau Bauer vergiften könnten. Zu so was sind Sie nicht geschaff'n. Sie kommen Ihren Feinden von vorn.“

„Da haben S' recht, Obermayer!“ entgegnete sie und setzte leise hinzu: „Ich hab' wirklich mehr eine gewalttätige als eine listige Natur, und deswegen ist mir ja mein heimlicher Dienst hier so zuwider. Ich steh' recht gern den ganzen Tag da und bin artig mit den Kunden, aber dieses heimliche Aufpasseramts, für

das ich meine Überzahlung kriege, das ist mir in die Seel' hinein zuwider. Daß grad' ich zu so was engagiert word'n bin!"

„Die Firma hat halt grad' zu Ihnen das Vertrau'n, daß Sie den Posten ausfüll'n. Und Sie füll'n ihn ja auch aus. Drei Schwindelgeschicht'n haben Sie schon aufgedeckt, und es ist doch noch keine zwei Monate her, daß Sie —“

„Aufpasserin sind! — Sagen Sie's nur, gemieren S' Ihnen nit!"

Die Hartwig lächelte verdrossen, nickte dem Garde-robier zu und ging.

Es waren jetzt nur wenig Bedienstete noch in der Garderobe. Auch sie eilten, in die Verkaufsräume an ihren Platz zu kommen.

Die letzte, welche ging, war eine auffallende Erscheinung. Sie war nicht mehr jung, hatte die Dreißig sicherlich schon überschritten und war kaum hübsch zu nennen. Aber sehr groß und stattlich war sie und trug sich so, daß sie die Augen unwillkürlich auf sich zog. Ihr reiches rotes Haar war recht effektiv geordnet, und ihre mausgraue Baregerobe war von einem ganz außerordentlich schicken Schnitt.

Dennoch sah sie nicht fein aus und rechtfertigte den Spottnamen, den ihre Kolleginnen ihr gegeben. Das „Schlittenpferd“ hieß sie von dem Geklingel, welches sie auf Schritt und Tritt begleitete, denn sie war stets mit Ketten behangen. Am Halse trug sie solche und an den Armen, und auch um die Taille schlang sich eine lange metallene Kette, und jede dieser Ketten war mit Anhängseln versehen. Das alles klirrte ohne Unterlaß an Fräulein Paula Neuber, die sich, wie die bösen Zungen behaupteten, eben dieses Klirrens wegen immer so lebhaft bewegte.

Dicht vor dem Garderobier blieb sie stehen und warf ihm einen giftigen Blick zu. „Was habt ihr denn wieder miteinander zu tuscheln gehabt?“ fragte sie, wartete jedoch eine Antwort nicht ab, sondern rauschte mit hocherhobenem Kopfe hinaus.

Obermayer brummte vor sich hin: „Ja, das werd' ich grad' dir sag'n, du hochmütige Gans! Du mit deinen Toiletten, von denen niemand weiß, woher sie kommen, bist die Letzt', die wissen darf, was für ein Nebengeschäft die Hartwig bei uns hat.“

Blöblich fuhr der brave Obermayer erschrocken zusammen. Ein langgezogener Ton, dreimal wiederholt, tönte, von den vielen Kastenwänden dumpf widerhallend, durch den Raum.

„Dummer Bub,“ rief der Garderobier, „wirst wohl still sein!“

Diese Ansprache galt dem etwa sechzehnjährigen Burschen, dessen lustiges Gesicht in der Türspalte sichtbar wurde.

Der Junge tat jetzt die Tür weiter auf und machte eine groteske Verbeugung.

„Gustl, du bist und bleibst halt immer ein Wurscht!“ sagte Obermayer, schmunzelnd seinen Neffen betrachtend, welcher in der schmucken Uniform der Laufburschen des Warenhauses sich sehr vorteilhaft ausnahm.

„Aber geh, Onkel, ich bin ja die Automobilhufe,“ sagte Gustl mit tiefem Ernst, „und ich wollt' dir nur kundtun, daß Hoheit dich nachher zu sprechen wünscht.“

„Wirst gleich still sein, du fecker Bub! Unseren Chef wenigstens laß weg, wenn du deine Spaßeteln machst.“

Im Warenhause nahm der Tageslauf seinen An-

fang. Es waren erst ganz wenige Kunden da, Dienstmädchen, welche auf ihrem Einkaufsgange auch gleich einige Besorgungen für sich selbst machten, Frauen aus dem Handwerkerstande, die früh aufstanden und dies oder jenes Notwendige bei Groß & Komp. möglichst zeitig einkauften.

Bei diesen Kunden gab es nicht viel Herumsuchen, die wußten schon, was sie wollten, und machten ihre Einkäufe in einer gewissen Eile ab.

Es herrschte natürlich im Geschäfte schon peinliche Ordnung. Die Verkäufer und Verkäuferinnen rückten nur da und dort irgend einen Artikel auf dem Verkaufstische noch besonders in den Vordergrund, und die beim Stoffeverkaufe Angestellten ordneten die Stücke ein, welche ihnen neu zugestellt wurden. Die Warenaufzüge brachten ununterbrochen neue Massen aus den Vorratsräumen, die Abteilungschefs ordneten an, wo die Waren auszulegen seien, und gaben da und dort Winke bezüglich deren Gruppierung.

Ganze Berge von Stoffen türmten sich auf den Tischen, und auf Gestellen und Trägern waren unzählige Toilettestücke geschmackvoll ausgestellt.

Nichts, was die Kauflust wecken konnte, war versäumt worden, in den Auslagen auszustellen. Mit feinem Verständnis waren die Farben verwertet, und die verschiedenen Arten der Gewebe zusammengestellt. Leuchtende Seidenstoffe hoben die vornehme Mattheit schwerer Wollenstoffe noch besser hervor, andere wieder, vorteilhaft gebauscht, zeigten den Reiz ihres Faltenwurfes. Daneben sah man wahre Wunder der Bandfabrikation und der Posamenterie. Da kreuzten sich weiche Atlasbänder in noch weicheren Pastellfarben mit zierlichen Girlanden aus goldenen Ahren und silbernem Edelweiß. Da bligten Pailletten tiefgrün

wie der Spiegel eines Bergsees, dort glänzten irisierende Glästropfen auf einem spinnwebenzarten Stoff, der ausfah, als beleuchtete ihn die Sonne nach einem Regenschauer.

Auf einem Gewoge milchweißer Seide ruhten Applikationsblumen, so wunderzart, als hätten Feenhände sie ausgeführt, und hinter einem feinen Stoff aus amethystfarbenem Seidenfaden flammte ein leuchtendes Metallgewebe auf. Vom schwersten Samt bis zum zartesten Flor konnte man alle Stoffarten in Bandform hinter dem Riesenspiegelglaste sehen. Hinter dem nächsten Fenster gab es Spitzenkleider mannigfachster Art und gleich nebenan in grellem Kontrast jene Gummi- und Lederhüllen, welche der Automobilspott ins Leben gerufen hat und welche, den duftigen Toiletten gegenübergehalten, schier urweltlich wirkten.

In den riesigen Auslagen nach der Straße aber standen Puppen mit den jüngsten Erzeugnissen der Mode bekleidet. Mit ihren lächelnden Gesichtern und schmachtenden Augen schauten sie in immer gleicher Freundlichkeit auf die Passanten hinunter.

Ja, sie waren stets freundlich, und das haben ihnen die Modedamen, die ihnen ja auch sonst in vielem gleichen, abgelernt, denn die Frauen nach der neuesten Mode wissen recht gut, daß gleichmütige Freundlichkeit ihnen am besten steht. Sie ist ein Toilettestück, wie der Hut ein Toilettestück ist. Freilich zu Hause legt man den Hut und zuweilen auch die schöne heitere Ruhe ab.

Da stehen sie also in Reihen und Gruppen, die schöngebauten Gewandfiguren, und sind in duftige Morgenröcke und reizende Teekleider gehüllt, oder tragen Besuchstoiletten oder gar blikende Ballanzüge. Zuweilen steht auch eine Braut da oder eine Dame in

Trauer, und ihre Herzen sind genau so ruhig, wie die so mancher lebenden Braut oder Witwe, bei denen die wallenden Schleier auch allein die Stimmung und die Bewegtheit besorgen müssen.

In den obersten Stockwerken des Hauses herrschte aber auch um diese Zeit schon rege Tätigkeit. Da befinden sich die Buchhaltung, das Korrespondenzbureau, das Telegraphen- und Telephonzimmer der Firma und die Hausdruckerei; dort sind auch die Bureaus, in welchen die statistischen Arbeiten angefertigt werden.

Da sah man hinter langen Glaswänden eine Menge Mädchen an Schreib- und Rechenmaschinen und andere, welche mit Warenblocks hantierten oder Musterbücher anfertigten.

Auf und ab und auf und ab gehen die Aufzüge, bringen Agenten und Waren, führen auch die Bediensteten des Hauses herauf und herab.

Hier oben ordinierte auch ein von der Firma angeworbener Arzt, und der Korridor vor seinem Zimmer ist ziemlich belebt, denn der Wettersturz hat recht vielen geschadet, und es haben nicht wenige der Bediensteten sich Erkältungskrankheiten zugezogen.

Auch die im Hause beschäftigten Schneiderinnen und Modistinnen haben hier oben ihre Ateliers. Man sieht sie über ihre Arbeit gebeugt sitzen und emsig ihre hübschen Werke fördern. Dazwischen plaudern sie lebhaft und verstummen wohl auch plötzlich, wenn eine Vorgesetzte erscheint, vielleicht nur, um eine Anordnung zu treffen, vielleicht aber auch einzig zu dem Zwecke, um ihre gefürchtete Macht zu beweisen.

Eine dieser Vorgesetzten aber, die so ziemlich überall dreinreden durfte, und deren Worte bei den Chefs sehr großes Gewicht hatten, Fräulein Vogel, war trotz ihrer Zierlichkeit bei fast allen weiblichen Angestellten

im Hause sehr beliebt. Von einer alles durchbringenden Intelligenz und einem ruhig festen Willen besetzt, war das kleine Fräulein eine der besten Stützen dieses Riesengeschäftes, und wie sie mit ihrem Hauptschlüssel alle Schlösser im ganzen Hause öffnen konnte, so konnte sie mit ihrem scharfen Verstand in das Wesen aller schauen, die da rings um sie lebten und wirkten.

Sie tat aber niemals jemand unrecht. Sie war wie ein tüchtiger Richter, lieber zu mild als zu streng. Aber an der Nase ließ sie sich deshalb von niemand herumführen.

Gerade jetzt hatte sie es mit einem Menschen zu tun, der in das feste Gefüge des Hauses niemals so recht gepaßt hat. Er war groß und mager und etwa vierzig Jahre alt, aber er sah um zehn Jahre älter aus, trotzdem er sich sehr fesch und jugendlich trug und für gewöhnlich auch so gebärdete.

Albert Meißl sprach ein hartes und geziertes Deutsch. Er spielte sich überhaupt gern auf den Vornehmen hinaus und würde auf den Sport- und Rennplätzen, wo er sich am liebsten aufhielt, um nichts in der Welt zugeben, daß er Kommiss in einem Warenhause war.

Jetzt freilich war nichts von Großtun und Kavalierspielen zu bemerken, jetzt war er sogar sehr demütig. Er schämte sich sogar vor dem kleinen Fräulein Vogel und wäre am liebsten in den Boden hinein versunken.

„Ich werde also noch einmal bei den Chefs für Sie sprechen,“ sagte sie zu ihm, „ein einziges Mal noch. Merken Sie sich das, Herr Meißl. Und nicht Thret halben wird es geschehen, sondern wegen Ihrer armen alten Mutter. Sie hat gestern so bitterlich hier geweint. Um dieser Tränen willen will ich noch einmal

für Sie bitten, aber dann müssen Sie endlich vernünftig werden.“

„O liebes, teures Fräulein!“

Er warf ihr einen feurigen Blick zu, sie aber verzog den Mund, wie man ihn bei etwas Widrigem verzieht, und sagte hart: „Nehmen Sie sich nichts heraus! Für Sie bin ich der Vorgesetzte, vergessen Sie das nicht immer wieder, und tun Sie auch nicht, als ob ich Sie durch meine Zurechtweisungen mitten ins Herz träfe. Das ist Spiegelfechterei. Sie schaden sich damit nur, denn Sie werden mir dadurch noch widerwärtiger, als Sie es mir schon ohnehin sind.“

Sie waren auf den leeren Korridor hinausgetreten. Das machte ihm Mut. Er hielt ja sehr viel von sich, und ihre Gunst konnte ihn rasch emporbringen. Er strebte also schon längst nach dieser so wertvollen Gunst, und heute versuchte er es mit der Sentimentalität und der Bitterkeit.

„Noch widerwärtiger also!“ sagte er, preßte die Hand aufs Herz und knirschte ein bißchen mit den Zähnen.

Sie schaute ihn überrascht an. Dann lachte sie laut auf und ihn noch einmal und diesmal von oben bis unten betrachtend, sagte sie belustigt: „Das ist wirklich gar zu dumm! Im letzten Vorstadttheater macht man das besser.“ Dann aber wurde sie plötzlich ernst. „Herr Meißl,“ fuhr sie scharf fort, „ich rate Ihnen zum letzten Male, kommen Sie mir nicht, selbst nicht mit Ihren Gedanken, zu nahe!“

„So sehr hassen Sie mich?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Hassen? Nein. Widerwärtig sind Sie mir, wie jeder verlotterte Mensch mir widerwärtig ist.“

Ihr Kleid zusammennehmend, ging sie nach diesen

Worten rasch weiter, und im nächsten Augenblick verschwand sie um die Ecke.

Er stand tete.bleich da und ballte die Hände.

„O je — Herr Meißl! Woll'n Sie denn jemand'n umbringen?“ fragte eine junge Stimme. „Oder hab'n S' vielleicht ein Gespenst g'seh'n?“

Gusfl trug einen Korb voll Spizen und war damit auf dem Wege zu den Krawattennäherinnen. Er konnte sich aber mit Herrn Meißl nicht länger beschäftigen, denn eben kam der Direktor Hälbh daher, und der Herr Direktor hatte scharfe Augen.

Der Junge lief also weiter. Da sah er gerade noch Fräulein Vogel in der Tür zu ihrem Bureau verschwinden.

Er pfiff leise vor sich hin. „Aha, da hat's was gesetzt!“ dachte er. „G'schieht dem Kerl schon recht!“

Dann lieferte er sein Paket ab, und gleich darauf rutschte er laut pfeifend das Treppengeländer hinab.



Achtes Kapitel.

Leona v. Lassot befand sich im Besitze des reichen Erbes, welches Frau v. Lauren ihr als ihrer Universalerin hinterlassen hatte. Nach Auszahlung aller Legate blieben der Haupterin noch über zweihunderttausend Kronen, sowie zwei stattliche Zinshäuser, eine reizvoll gelegene Villa und mehrere Grundstücke in der Nähe von Wien.

Der plötzliche Wechsel in ihren äußeren Verhältnissen stieg der reichen Erbin aber keineswegs zu Kopf. Betrachtete sie sich doch gleichsam nur als Verwalterin des ihr zugefallenen Vermögens, das sie dazu bestimmt hatte, einem ganz besonderen Zwecke zu dienen.

Aus dem einsamen Walddörfchen zog sie in die

ererbte Villa in der Nähe von Klosterneuburg, dem einstigen römischen Kastell, dieser stimmungsreichsten, uralten Stadt Niederösterreichs. Ihr neues Heim konnte sie von ihrer Wiener Wohnung aus sowohl mittels der Bahn als auch in ihrer Equipage sehr rasch erreichen. Den Luxus eines eigenen Wagens hatte sich auch schon Frau v. Lauren gegönnt, und das elegante Gefährt war jetzt sehr oft auf der Landstraße zu sehen, welche die Residenz mit Klosterneuburg verbindet.

Etwa eine Stunde braucht ein gutes Gespann auf dieser dicht an der Donau hinführenden Straße, welche einerseits fast immer einen freien Blick auf den majestätischen Strom gewährt, und anderseits von den rehentragenden Hügeln Rußdorfs und weiter flußaufwärts von dem altberühmten Rahlberg und seinen Ausläufern begrenzt wird.

Die letzteren erstrecken sich bis Klosterneuburg, welches stolz gekrönt wird von dem interessanten Stiftsgebäude, das mit seinen herrlichen Gärten die uralte Kirche umgibt, welche Leopold, der dritte Babenberger dieses Namens, im zwölften Jahrhundert gegründet hat.

Die Fahrt auf dieser Straße ist eine sehr lohnende, selbst in der Glut eines heißen Augusttages, wie der heutige einer war.

Doch Leona v. Lassot, die mit finsterner Miene in den Kissen lehnte, empfand nichts von der Schönheit der sie umgebenden Natur. Fast täglich legte sie diesen Weg zurück, immer nur mit denselben Gedanken und Plänen beschäftigt. Erstens zog es sie, seit sie damals ihres Sohnes Grab besucht, immer wieder dahin, und zweitens suchte sie noch immer etwas in ihrer Wiener Wohnung — den letzten Brief ihres Sohnes. Sie erinnerte sich nur dunkel daran, daß sie ihn damals

nicht an sich genommen hatte, und diese Erinnerung wurde noch mehr verdunkelt durch die Aufregungen jener Nacht und jenes Morgens. Erst Tage danach war ihr der Brief wieder eingefallen, und da begann sie ihn zu suchen.

Die Wohnung der Frau v. Lauren war zu ihrer Verfügung geblieben. Notar Fester wußte ja, daß sie die Universalerin war, und so nahm er auf eigene Verantwortung hin Umgang von gewissen Förmlichkeiten. Ebenso hatte er es ganz ihr überlassen, den Dienstleuten zu kündigen oder sie zu behalten.

Daraufhin war Tini sofort entlassen worden, denn Frau v. Laffot hatte ihr den Empfang, den sie ihr bereitet, nicht vergessen. Die immer devot gebliebene Köchin dagegen und den Kutscher, welcher für allerlei häusliche Arbeiten verwendet wurde, hatte sie behalten.

Die Köchin, das neuaufgenommene Stubenmädchen und der Kutscher wohnten nun mit Frau v. Laffot draußen in Klosterneuburg. Fuhr letztere nach Wien, so befand sie sich ganz allein in ihrer Wohnung, und das war ihr eben recht.

So konnte sie den Brief ungestört suchen. Nur fand sie ihn nicht.

Sie war auch schon bei Fester gewesen, wußte sie doch, daß sie ihn an jenem Morgen vor dem offenen Schreibtisch gesehen hatte. Es hatten damals eine Menge Papiere auf der Platte des Tisches gelegen. Vielleicht hatte Fester auch Roberts Brief an sich genommen, als er Frau v. Laurens Korrespondenz mitnahm, um sie auftraggemäß zu vernichten.

Der Notar aber erklärte ihr, daß der gesuchte Brief nicht durch seine Hände gegangen sein könne, und Frau v. Laffot glaubte ihm. Er hatte ja auch gar keinen Grund, sie zu täuschen.

Nein — nein, Roberts letzte Worte mußten sich zu Hause noch irgendwo vorfinden.

Sie fing also immer wieder von neuem an, dort zu suchen, und um ihre Nachforschungen fortzusetzen, war sie auch heute nach Wien gefahren.

Sie spürte, daß es in der nun schon seit Tagen verschlossen gewesenen Wohnung zum Ersticken heiß und dunstig war. Sie riß daher in jedem Zimmer ein Fenster auf, dann warf sie ihre Handschuhe und ihre Mantille auf ein Sofa und nahm, nun schon zum siebenten Male, ihre Nachforschungen wieder auf. Wieder durchstöberte sie jedes Schubfach des schon so oft durchsuchten Schreibtisches, wieder durchforschte sie, wiewohl sie es sich sagte, daß dies ein Unsinn sei, alle anderen Möbel. Alles umsonst!

Fast weinend vor Born und Ungebuld sank sie endlich auf einen Sessel.

So saß sie wohl eine Viertelstunde lang, fast ohne sich zu regen.

Da erhob sie jäh den Kopf. Bis in die Schläfen war ihr das Blut geschossen.

„Da wird er sein! Ja — da muß er sein!“ sagte sie laut vor sich hin, erhob sich rasch und ging hinaus.

Neben dem Schlafzimmer der Verstorbenen lag eine Kammer, in welcher nur Kleiderschränke untergebracht waren. Nicht einen Augenblick lang hatte Leona bis jetzt an diese Schränke gedacht, scharfes Denken war ja niemals ihre Sache gewesen.

Weil sie den Brief damals in dem Wohnzimmer ihrer Tante gelassen hatte, meinte sie, ihn auch dort suchen zu müssen, und kam sich schon ungeheuer weitsehend vor, weil sie ihr Nachsuchen auch noch auf die zwei dem Wohnzimmer benachbarten Räume, das Speise- und das Schlafzimmer, ausgedehnt hatte. Nun

aber war ihr eingefallen, daß Frau v. Lauren den Brief in die Tasche gesteckt haben könne. Welches Kleid oder welchen Schlafrock hatte sie damals wohl angehabt?

Sie schloß den ihr zunächst befindlichen Schrank auf und schüttelte dann den Kopf. Der Schrank enthielt nur Wäsche. Aber der neben ihm stehende war vielleicht der richtige. In ihm befanden sich Kleider.

Frau v. Lassot nahm sie eilig von den Haken. Aber es waren Winterkleider.

Wieder öffnete sie einen Schrank. Der war der richtige. Hier befanden sich die leichteren Toiletten der Verstorbenen.

Leona legte einen der Röcke nach dem anderen auf den Tisch, der am Fenster der Kammer stand, und griff in jede der Taschen. Allein sie waren leer.

Schon wollte sie mutlos werden, da dachte sie daran, daß ihre Tante ja oft bis zum Abend Schlafrocke getragen hatte, namentlich dann, wenn sie sich nicht ganz wohl fühlte. Und damals hatte sie ja schon Vormittags über Kopfweh und Unruhe geklagt.

Frau v. Lassot riß die Schlafrocke aus dem Schrank. Jedoch kam auch aus deren Taschen kein Brief zum Vorschein. Aber einen Schlüssel fand sie in einem der Schlafrocke. Es war ein kleiner, feingearbeiteter Schlüssel, und sein blizblanker Griff bezeugte, daß er bis in die jüngste Zeit hinein oft benützt worden war. Sie kannte ihn gut.

Sie trat in die Wohnstube und eilte zu Frau v. Laurens niedlichem Nähtisch. Im nächsten Augenblick schon steckte der kleine Schlüssel, den sie gefunden hatte, in dem Schlosse.

Gleich danach ertönte ein Schrei, und Frau v. Lassot preßte den gesuchten Brief an ihre Lippen.

Dann sank sie auf einen Stuhl und strich zärtlich

über das maigrüne, dicke, noch jetzt nach irgend einem exotischen Parfüm duftende Papier, auf dem so große Worte standen.

Und wieder und wieder las sie den Fluch, den Robert v. Lassot über Ernst und dessen Schwester ausgesprochen, und die schweren Beschuldigungen, welche er gegen die beiden erhob.

Lange saß sie so, ein Bild versteinernen Grimmes. Endlich erhob sie sich und schaute auf ihre Uhr. Um ein Uhr wollte sie in Klosterneuburg sein, denn dann erwartete sie dort der Baumeister, welcher einige Veränderungen in der Villa vornehmen sollte.

Es war elf Uhr. Sie konnte also leicht zu richtiger Zeit zurück sein.

Sie nahm die Mantille um und langte nach ihren Handschuhen. Ganz in Gedanken zog sie diese an und wendete sich zur Tür.

Aber mitten im Zimmer hielt sie an. Wieder strömte ihr das Blut zu Kopfe, daß sie nicht weitergehen konnte. Und dann lächelte sie. Es war ein grausames Lächeln, das ihr brutales Gesicht nur noch widerwärtiger machte.

„Daß ich nicht schon früher an ihn gedacht habe!“ sagte sie laut. „Er ist der richtige Mann für so etwas.“

Und nun hatte sie es plötzlich sehr eilig. Rasch versperrte sie die Wohnung, grüßte zerstreut die Hausmeisterin und stieg in den Wagen.

Der Kutscher, den Hut in der Hand, fragte: „Halten sich Euer Gnaden unterwegs irgendwo auf?“

„Arugerstraße,“ sagte sie kurz und nannte noch eine Hausnummer; dann lehnte sie sich zurück, und die Pferde zogen an.

Eine Viertelstunde später stand sie vor Eduard Schimmels Tür, und zwei Minuten danach ließ sie sich auf den Sessel nieder, der an des Doktors Schreib-

tisch stand. Schimmel fragte zurückhaltend: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

Sie konnte nicht sogleich antworten, denn noch war sie atemlos, und so gewann der wadere Doktor Zeit, seine Gedanken zu sammeln. Er mußte zunächst an die viertausend Kronen denken, welche ihm bei Ordnung des Wechselgeschäftes in die Tasche gefallen waren. Sollte die Laffot hinter dieses Profitchen gekommen sein? War sie nun da, ihm das Geld wieder abzu-jagen?

Alles war möglich, und Schimmel daher auch auf alles gefaßt.

Da begann Frau v. Laffot: „Herr Doktor, ich bedarf Ihrer Hilfe.“

Schimmel richtete sich auf. Alle Sorge war von seinem Herzen gefallen. „Meine Gnädige, ich würde mich Ihnen ja gern zur Verfügung stellen, jedoch bin ich jetzt so überhäuft mit Arbeiten und Geschäften, daß —“

„Sie werden schon Zeit finden,“ bemerkte die Besucherin trocken. „Ich kann Sie ja jetzt reichlich bezahlen.“

„Ist es wirklich wahr, daß Sie Ihre Tante, die Frau v. Lauren, beerbt haben?“

„Ich bin Ihre Universalerin.“

„Gnädige Frau!“ stammelte Schimmel, und dann verneigte er sich tief vor der Frau, die jetzt so viel Geld hatte. „Natürlich stehe ich zu Ihren Diensten. Zu jeder Stunde und in allen Dingen können Sie über mich verfügen.“

Frau v. Laffots Hand lag plötzlich schwer auf der seinigen. „Ist das wahr?“ fragte sie hart.

„Buchstäblich wahr,“ antwortete er.

„Zu jeder Stunde und in allen Dingen?“

„Zu jeder Stunde und in allen Dingen.“

„Es handelt sich um meinen Sohn,“ fuhr sie fort und ihre Stimme zitterte.

„Ich kann es mir denken,“ fiel Schimmel ein.

„Erinnern Sie sich des schrecklichen Wechsels?“

Schimmel begann unruhig zu werden. „Gewiß, Gnädigste. Nur weiß ich nicht —“

„Der Wechsel hat Robert in den Tod getrieben. Dafür sollen mir jene büßen, die meinen Sohn in dieser bitteren Not verlassen haben.“

„Hassen Sie denn die Teds so sehr?“

„Soll ich sie etwa nicht hassen? Sie, die Robert von sich gestoßen, und ihren Bruder, der ihn in den Tod getrieben hat? Sie müssen mir doch zugeben, daß Ernst nicht so herzlos sein durfte, ihn wegen der Unterschrift zur Verzweiflung zu treiben?“

Tiefaufatmend sagte Schimmel: „Das, meine gnädige Frau, gebe ich selbstverständlich zu. Es hätte das Entsetzliche nicht zu geschehen brauchen, und es wäre nicht geschehen, wenn Baron Ted nicht vergessen hätte, was er seinen Verwandten schuldig war.“

Ganz ergriffen sah der alte Halunke aus, als er, die ohnehin schon maßlose Verblendung dieses Weibes leise schürend, so redete.

Was er gewollt, hatte er mit seinen Worten erreicht, er hatte die Aufregung seiner Besucherin so gesteigert, daß sie gar keine Selbstbeherrschung mehr besaß. Solche Leute wägen ihre Worte nicht, die sprudeln alles heraus, was sie auf dem Herzen haben, und geben sich ganz in die Hände derer, zu denen sie reden. Doktor Schimmel aber hatte seine Klienten gern ganz und gar in der Hand.

Schon setzte Leona zu neuen leidenschaftlichen Worten an, da ließ sich die sanfte Stimme der Heister

von der Thür her vernehmen: „Herr Doktor, der Konzipient ist da.“

Das war genau nach ihrer Instruktion. Sowie die Besucher ihres Herrn erregt wurden, hatte sie mit dieser Meldung einzugreifen. Schimmel fuhr auf. „Schon gut. Gehen Sie nur!“ rief er geärgert.

Die Geister verschwand, und der wadere Schimmel bemerkte zu seiner Befriedigung, daß ihr Erscheinen nichts verdorben hatte. Frau v. Lassots Hand lag noch immer auf seinem Arm, und jetzt umklammerte sie diesen sogar.

„Nein — das Entsetzliche wäre nicht geschehen!“ stöhnte sie. „Aber weil Ernst es geschehen ließ, weil er meines Sohnes Mörder wurde und mir mein einziges Glück nahm, soll auch er elend werden und mit ihm Klemi, die Robert so tief gekränkt, so tief beleidigt hat. An Roberts Grab habe ich den zweien Rache geschworen, und der Himmel hat mein Gelöbniß gehört, denn er hat mich reich gemacht in derselben Stunde, in der ich meinen Schwur getan, in derselben Stunde hat er mir die Mittel gegeben, diesen Schwur halten zu können. Was die zwei noch besitzen, was es auch sei, ich will es ihnen nehmen. Arm — bettelarm will ich sie wissen. Ihr Vaterhaus — ich will es haben. Ihre Ehre — ich will sie ihnen nehmen. Unmöglich will ich sie machen bei denen, die ihnen heute noch anhängen, aus jedem Winkel will ich sie jagen, in dem sie Schutz gefunden haben, ruhelos will ich sie machen, wie ich selber es durch sie geworden bin!“

Auffschluchzend sank sie in ihren Sessel zurück.

Der Doktor betrachtete sie fast bewundernd. Solch ein Haß! Ei, solch ein Haß war etwas wert!

„Bitte, der Herr hat Eile!“ kam es da wieder von der Thür her.

Mühsam löste Schimmel seine Gedanken von dem Gegenstande, welcher sie so ganz in Anspruch nahm, und wandte sich der Heister zu. „Lassen Sie mich ungeschoren! Ich will nicht gestört sein!“ schrie er ihr so zornig zu, daß die blasse Frau sich rasch zurückzog.

Aber als sie die Tür schloß, fiel es ihr ein, daß dies alles ja doch nur Komödie sei, und sie mußte lächeln. „Heute spielt er sie noch natürlicher als sonst,“ dachte sie, während sie in ihre Küche ging.

Schimmel wendete sich wieder zu seinem Besuch. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau. Ich werde Vorkehrungen treffen, daß wir nicht mehr gestört werden können.“

Und er erhob sich und verschloß die äußere der beiden Doppeltüren, welche das Vorzimmer von der Kanzlei trennten. Es war eine mit einer grünbezogenen Matratze bespannte Tür. Als Schimmel auch die zweite Tür geschlossen hatte, wußte er, daß jetzt kein Laut mehr zur Heister hinausdrang.

„Meine Gnädigste, jetzt sind wir ganz unbelauscht,“ sagte er, sich wieder setzend, „jetzt können Sie mir ohne jeden Rückhalt sagen, weshalb Sie mir die Ehre Ihres Besuches zu teil werden ließen, und in welcher Weise ich Ihnen dienen kann. Zuvor jedoch lassen Sie mich Ihnen noch einmal sagen, daß Sie zu jeder Stunde und in allen Dingen über mich verfügen können.“

Leonas Augen hefteten sich scharf auf ihn, unwillkürlich richtete sie sich höher auf, und nun sagte sie langsam und deutlich und mit einem Anflug von Hohn: „Weshalb ich zu Ihnen gekommen bin, das können Sie, da ich Ihnen meine Absichten schon nannte, sich wohl selber sagen. Sie haben es ja bereits bewiesen, daß Sie der Mann sind, der gerade solche Geschäfte, wie
)

brillant durchzuführen versteht. Daß ich nicht knicken werde, dafür bürgt Ihnen der Ernst, mit welchem ich meine Sache verfolge.“

„O — meine Gnädige!“

„Lassen Sie alle Beteuerungen — ich weiß doch, mit wem ich es zu tun habe! Also seien Sie eifrig, stellen Sie mir Ihre ganze Geschäftskennntnis und Ihren ganzen Scharfsinn zu Gebote, dann werden wir beide zufrieden sein, denn wir werden beide an unser Ziel kommen. Sobald jedoch das Urteil, das ich über die zwei gefällt habe, vollstreckt ist, trennen sich unsere Wege wieder. Das sage ich Ihnen sofort. Und nun glaube ich deutlich genug gewesen zu sein, und wir können jetzt zu unserem eigentlichen Thema übergehen.“

Als Leona die Kanzlei Schimmels verließ, spielte ein Lächeln um ihren Mund.

„Nun rasch! Der Baumeister soll nicht zu lange warten!“ rief sie dem Kutscher zu, als sie im Wagen saß. —

Eduard Schimmel aber hatte heute seine gewohnte Mittagszeit versäumt. Allein er beachtete dieses sonst für ihn so wichtige Vorkommnis kaum. Er aß ganz mechanisch die mühsam warm erhaltenen Speisen, welche die Heister ihm vorsetzte, und dachte noch immer über die gehabte Unterredung nach.

„Wenn Frau v. Lassot da ist, will ich nie mehr gestört sein,“ sagte er ganz sanft, als die Heister die Mehlspeise hereinbrachte.

Die Frau war wieder einmal, wie schon so oft in diesem Hause, erstaunt. „Da muß er ja ein sehr gutes Geschäft gemacht haben,“ dachte sie im Hinausgehen.

Drinnen erhob der alte Schlemmer sein feingeschliffenes Glas, in dem grünlicher Grinzinger flim-

merte, und brachte einen Toast aus. „Es lebe die Nachsicht und die Dummheit!“ sagte er ganz laut und trank das Glas leer.



Neuntes Kapitel.

An einem trüben Nachmittag erhielt der Baron Ernst v. Led Besuch. Doktor Kessler, der schon der Rechtsfreund seines Vaters gewesen war und jetzt ihm selbst nach Kräften in seiner schwierigen Lage beistand, trat mit allen Zeichen hoher Erregung bei ihm ein. Ganz rot war der alte Herr im Gesichte, und seine Augen bligten.

„Eine beispiellose Niederträchtigkeit! Eine ganz unverständliche Niederträchtigkeit!“ Mit diesen Worten warf er Schirm und Hut auf den neben der Tür stehenden Tisch und ging rasch auf den sich erhebenden Baron zu.

„Was gibt's denn, Doktor? Was regt Sie denn gar so sehr auf?“ fragte dieser, seinen Besuch zu einem Sitz geleitend.

Der alte Herr lachte zornig. „Na, Sie werden schauen! — Wissen Sie, daß Wellhof schon nächste Woche zum zwangsweisen Verkauf kommen wird?“

Ernst wurde bleich. „Schon so rasch?“ murmelte er. „Man bewilligte mir also keine Frist mehr?“

„Ich konnte leider gar nichts erreichen, aber erfahren habe ich etwas Merkwürdiges.“

„Was denn?“

„Ihre sämtlichen Schulden befinden sich jetzt in einer einzigen Hand.“

„Wer kann denn ein Interesse daran gehabt haben, sie aufzukaufen? Er hat sich damit ja kaum etwas Gutes getan. Wie es heute auf Wellhof steht, kann

niemand sagen, daß er durch diesen Besitz Freude und Nutzen haben wird.“

„Nutzen nicht, aber Freude — Schadenfreude!“

Der Baron erhob den Kopf. „Lieber Doktor, ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, Sie werden sogleich verstehen. Frau v. Lassot ist jetzt reich.“

„Ja, aber —“

„Und sie ist Ihnen nicht gut gesinnt. Sie aber ist jetzt Ihr einziger Gläubiger.“

„Sie — sie hat meine Schulden aufgekauft?“ schrie Ernst auf.

„Aber lieber Baron! So schwer trifft Sie die Sache?“ Der alte Herr schaute erschrocken auf Led, welcher sich jäh erhoben hatte.

„Sie also!“ murmelte Ernst. „Wie diese Frau hassen kann!“

Repler schüttelte den Kopf. „Ich begreife nicht —“ sagte er.

Da sagte Ernst v. Led, ihn mit einem herben Lächeln wiederholend: „Nun, Sie werden sogleich verstehen. Tante Leona ist uns nicht nur nicht gut gesinnt, sondern sie haßt uns. Durch ihr Handeln hat sie bewiesen, wie tief dieser Haß ist. Sie hat sich, wiewohl sie unsere Lage kennt, nicht nur nicht bewogen gefühlt, uns beizustehen, sie hat mir auch nicht einmal das Geld zurückerstattet, das ich ihrem Sohn geliehen habe, nicht eines Wortes hat sie mich gewürdigt, als ich sie lezthin schriftlich darum bat. Nun beweist sie klar und deutlich, daß sie uns ganz in ihre Gewalt bekommen, daß sie uns einfach vernichten will.“

„Warum denn aber nur solch ein entsetzlicher Haß?“ rief der alte Herr erregt aus. „Was haben Sie ihr denn nur getan?“

„Sie gibt mir die Schuld am Tode ihres Sohnes.“

„Wie ist das möglich?“

„Das ist eine lange Geschichte,“ entgegnete der Baron. „Hören Sie zu.“

Er schüberte eingehend, was geschehen war, und der alte Herr hörte aufmerksam zu.

Als der Baron seine Mitteilung beendet hatte, herrschte längere Zeit Schweigen, dann sagte Kessler: „Wer diese Frau kennt, der versteht ihr Tun, das Uneingeweihten einfach verrückt vorkommen müßte. Jetzt, da Sie offen sagten, was zwischen Ihnen und ihr liegt, wundere ich mich nicht mehr über diese Verfolgungswut. Egzentrisch und brutal war sie ja immer — im Kleinen wie im Großen. Und in diesem Falle macht sie die Leidenschaft einfach ganz sinnlos. — Lieber Baron, Sie und Ihre Schwester tun mir leid, denn dieses Weib wird kein Mitleid haben. Ist es denn eine bedeutende Summe, die Sie Robert v. Daffot geliehen haben?“

„Eine für mich immerhin bedeutende Summe — fünftausend Kronen.“

„Sie haben natürlich einen Schuldschein darüber?“

„Leider nicht. Damals wußte ich noch nicht, was für ein Schurke Robert war.“

„Und Sie haben auch keinen Zeugen in dieser Sache?“

„Nein.“

„Das ist schlimm.“

„Nun, Tante Leona weiß ganz genau, daß ich ihrem Sohne das Geld gab, und daß ich es noch nicht zurückbekommen habe.“

„Ist es sicher, daß sie das weiß?“

„Ganz sicher! Hier, an dieser Stelle, redeten sie und ich von dieser Schuld, die sie anerkannte und die

sie zurückzahlen versprach, falls Robert etwa nicht in die Lage käme, sie zu tilgen. Ihr Ehrenwort hat sie mir gegeben, daß sie diese Schuld übernimmt, und nun —“

„Wir brauchen ihr Ehrenwort nicht!“ fiel der alte Herr lebhaft ein. „Sie wird nicht leugnen können und muß einfach zahlen. Wir werden diese Schuld einklagen.“

„Sie selbst ist mir aber doch das Geld nicht schuldig!“

„Ihr Sohn war es Ihnen schuldig, und sie ist seine Erbin. Sie hat diese, freilich etwas zweifelhafte Erbschaft angetreten und hat damit auch seinen negativen Besitz, nämlich seine Schulden, übernommen. Also wir werden diese Schuld einklagen.“

„Ich erlaube Sie darum, wiewohl es mir recht peinlich ist. Aber da wir in ein paar Wochen obdachlos sein werden, muß ich dafür sorgen, daß wenigstens für Alemi so viel Geld da ist, daß sie nicht —“

Der junge Mann konnte nicht weiterreden. Er trat an das Fenster und preßte seine heiße Stirn an das kühle Glas. Am Endpunkt seines Kampfs angekommen, fühlte er sich gänzlich entmutigt.

„Nun gibt es also wieder ein paar vollständig heruntergekommene Adelige mehr.“ Mit diesen bitteren Worten wandte er sich endlich Refler wieder zu.

Der alte Herr war aufgestanden und sagte: „Reden Sie in der Einzahl. Nur Frau v. Lassot ist vollständig heruntergekommen. Sie, lieber Baron, und Ihre Schwester sind nur verarmt — und so wird es ja nicht bleiben!“

Ernst lachte herb auf. „Nach ein paar Wochen schon werden wir ein Leben der bittersten Dürftigkeit führen, aus dem wir kaum wieder herausfinden werden. Ganze Stiefel und Sattwerden — das werden von nun an

unsere Ideale sein, und froh werden wir sein müssen, wenn wir wenigstens dies erreichen. Ach, lieber Doktor, das Leben liegt recht dunkel vor mir, werde ich doch nicht einmal meine Schwester vor den gemeinsten Lebensorgen schützen können!“

„Nicht alles so schwarz sehen, Baron!“ tröstete der alte Herr. „Wie ich die Baronesse kenne, wird sie mutig dem neuen Leben entgetreten und — wenn wirklich die Not kommen sollte, dann, Baron, haben Sie und Ihre Schwester immer noch einen wirklichen Freund, den Doktor Refler, dessen Herz, wiewohl es das eines alten Junggesellen ist, noch nicht gänzlich vertrocknet ist. — Nun aber wollen wir sogleich die Klageschrift aufsetzen, fünftausend Kronen sind immerhin etwas, das man sich retten muß.“

Noch vor dem Zwangsverkauf von Wellhof kam die Klagesache gegen Frau v. Lassot zur gerichtlichen Austragung.

Die kurze Verhandlung nahm einen für Doktor Refler ganz unerwarteten Verlauf. Er hatte mit Sicherheit angenommen, daß Frau v. Lassot verurteilt werden müsse. Aber es kam nicht so.

Sie stellte entschieden in Abrede, etwas von dieser Schuld zu wissen, behauptete, daß weder ihr Sohn ihr davon Mitteilung gemacht, noch daß sie in seinem Nachlasse irgend etwas darauf Hinweisendes gefunden habe. Auch daß sie mit Baron Teck ausführlich darüber geredet oder gar die Bezahlung dieser Schuld auf sich genommen, leugnete sie.

Refler bewahrte nur mühsam seine Fassung, denn er war vollständig davon überzeugt, daß die Frau frech log, und er beantragte, sie zu vereidigen. Er tat dies nicht, um sie zu einem Meineid zu treiben, sondern

in der festen Voraussetzung, vor diesem Letzten würde die Verblendete denn doch zurückschrecken.

Allein der alte Herr täuschte sich in Bezug auf den Grad der moralischen Heruntergekommenheit seiner Gegnerin. Sie leistete den Eid, den Meineid, mit einer Ruhe, die auf den Richter einen sehr guten Eindruck machte, und die ihn selbst, den Wissenden, verblüffte.

Um eine häßliche Erfahrung reicher verließ Doktor Refler als Unterlegener den Gerichtssaal.

„Diese Mutter ist dieses Sohnes wert!“ murmelte er, als er draußen war. „Er ein Fälscher, sie eine Meineidige!“

So dachte, geradezu erschüttert von dem soeben Erlebten, der alte Herr, während er heimfuhr, und so dachten, nicht weniger erschüttert, die Geschwister, als er ihnen das kaum Glaubliche mitgeteilt hatte.

„Jetzt erst fürchte ich mich vor ihr,“ sagte Klementine und rückte ihrem Bruder unwillkürlich näher.

Er antwortete, sie umschlingend: „Diese Frau haben wir zur unverföhnlichen Feindin. Aber was kann sie uns denn noch nehmen? In wenigen Tagen wird sie uns ja schon alles genommen haben!“

Der gute Baron irrte. Wenn man einem Menschen auch schon alles genommen hat, man kann ihn immer noch ärmer machen, als er schon ist.

Einige Tage nach der Gerichtsverhandlung, nachdem Klementine sich ein wenig gefaßt hatte, teilte sie brieflich ihrem Bräutigam mit, was sich neuerdings zugegetragen. Ihr Brief kreuzte sich mit einem von ihm, in welchem Eugen ihr in trüber Stimmung schrieb, daß sein Regiment nach Bosnien kommandiert sei, und daß er am nächsten Donnerstag kommen werde, um für den Rest seiner Militärtausbahn Abschied von ihr zu nehmen.

Klementine erschraf. Er würde also in dieser schweren Zeit nicht bei ihr sein! Ihr Herz zitterte, aber ihr Stolz richtete sie wieder auf. War es denn nicht besser, wenn er in diesen Tagen unvermeidlicher Demütigungen weit, recht weit fort war?

Sie wußte nicht, was das weniger Schmerzliche sei. Jedenfalls aber blieb ihm und ihr keine Wahl, und es war vielleicht gut so. —

Am Donnerstag, an dem Eugen in Wellhof ein treffen wollte, war Klementine allein zu Hause. Ihr Bruder hatte nach Wien fahren müssen. Doktor Refler wollte ihn einem Freund im Ministerium vorstellen, da er hoffte, Ernst früher oder später dort unterbringen zu können.

Nach Tisch ging sie mit einer Näherei in den Garten hinunter. Es war ein stiller, warmer Tag, der trotz seiner Sonnigkeit bereits von der Melancholie des Herbstes erfüllt war.

Klementine ließ sich unter einer schon halbentlaubten Esche nieder und versuchte zu arbeiten, aber immer wieder sank die Hand der jungen Dame müßig in den Schoß, und ihre Augen wanderten wieder und wieder über ihre Umgebung dahin. Achtete sie wohl darauf, daß jeder ihrer tränenverschleierten Blicke Abschied nahm von einem Teil der so heiß geliebten Heimat? Sicherlich war ihr Herz voll Leid und voll Furcht vor der Zukunft.

In bangerer Stimmung hatte sie noch nie an diesem lieben, stillen Platz gesessen.

Und ganz plötzlich verließ die Fassung sie vollständig. Laut aufweinend legte sie die Arme auf den Tisch und preßte ihr Gesicht darauf.

Eine Weile gab sie sich so ihrem hilflosen Schmerz hin, dann erhob sie jäh den Kopf.

Ganz nahe, auf dem Wege unten, nur durch eine lebendige Hecke von ihr getrennt, sagte eine rauhe Männerstimme: „Jedenfalls, meine Gnädige, müssen die Schäden noch in diesem Jahre ausgebessert werden. Wir haben dazu auch vollauf Zeit, denn in einer Woche sind Sie ja hier schon die Gebietende.“

„Da ich im nächsten Sommer hier wohnen werde, muß tatsächlich heuer noch manches ausgebessert werden. Aber Änderungen werde ich nicht anbringen lassen. Es soll kein Schrank anders gestellt werden, denn so, wie es jetzt ist, hat mein armer Robert Wellhof gekannt, und es wird mir sein, als ob ich mit seinen eigenen Augen schaute, wenn ich die meinigen über all das werde hinwandern lassen, was damals diesen Teufel gehört hat. Jedes Ding hier wird mich daran erinnern, daß ich es war, die es ihnen nahm, und daß sie es entbehren, die doch mit jedem Gedanken und jeder Faser an ihrem Vaterhause hängen. Lieber Doktor, ich habe bis jetzt nicht geahnt, wie süß die Rache ist!“

Die harte Stimme der Frau v. Lassot verklang. Klementine, die sich unwillkürlich aufgerichtet hatte, sank wieder in sich zusammen. Sie war sehr bleich, und ihre Augen hatten den Ausdruck des Grauens.

Lange saß sie so. „Wie sie uns haßt!“ dachte sie, und immer wieder: „Wie sie uns haßt!“

Jetzt fuhr unten ein Wagen vorbei. Klementine erhob sich und trat an die Hecke heran. Die dichten Zweige eines Strauches auseinanderbiegend, schaute sie auf die Straße. Es war Frau v. Lauren's eleganter Wagen, der, vom Kutscher Peter gelenkt, jetzt hinter Leona herfuhr.

Die Baronesse lächelte bitter. Vor Jahren, als ihre Mutter noch lebte, war Frau v. Lauren zuweilen herübergefahren, um der kränklichen Verwandten ein paar

Stunden zu kürzen. Dann hatten diese Besuche aufgehört. Robert v. Lassot selber hatte spottend erzählt, daß seine Mutter die reiche Erbtante isolieren wolle, was ihr denn auch gelungen war. Jetzt, nach Jahren, fuhr wieder der Laurensche Wagen hier vorüber, nur daß er diesmal keine liebe Freundin, sondern eine grimmige Feindin hergebracht hatte.

Die Zweige schlugen wieder zusammen. Der aufblickende Peter konnte gerade noch eine Sekunde lang ein blaßes Gesicht zwischen ihnen wahrnehmen.

Auch Clementine hatte noch etwas gesehen. Der Begleiter ihrer Tante schritt jetzt allein der Station zu, Leona aber schlug den Fußweg zu den Weinbergen ein.

Die Baronesse legte ihre Arbeit zusammen und ging ins Haus. Mit Bitterkeit der vorhin gehörten Worte sich erinnernd, ließ sie ihre Augen durch die Räume wandern, welche sie durchschritt. Wie lieb, wie gar so lieb ihr jedes Ding darin war, ganz klar war ihr das erst soeben jetzt geworden.

Und ganz klar auch noch etwas anderes. Sie würden von all dem, was bis jetzt ihr Eigentum war, wohl nur sehr wenig, vielleicht auch gar nichts mitnehmen dürfen. Sie fühlte einen großen Schrecken und eine große Versuchung. Konnte man denn nicht wenigstens das Liebste in Sicherheit bringen?

Wieder erschraf sie. Diesmal vor sich selber, vor ihrem Denken, ihrem Wunsch.

Sie hielt es im Hause nicht mehr aus. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, daß ihr Bräutigam bald kommen müsse. So ging sie ihm entgegen.

Stromaufwärts führte sie ihr Weg. Den Kopf gesenkt, das Herz müde, als trüge es eine schwere Last, so schritt sie dahin. Zuweilen taumelte ein abgestor-

benes Blatt von einem der Bäume oder der Sträucher, welche die Straße säumten, und weiße Fäden schwammen in der leichtbewegten Luft.

Gerade legte sich solch ein Wanderspinnensfaden über Klementines Gesicht. Unwillkürlich erhob sie die Hand, um das Gespinnst abzustreifen, da sah sie die vor sich stehen, an welche sie soeben mit solchem Widerwillen gedacht hatte.

Dieser Widerwille drückte sich sehr deutlich in ihren Bügen und in ihren Augen aus, und er wurde noch deutlicher erkennbar, als sie unwillkürlich mit beiden Händen ihr Kleid zusammenraffte.

Leonaverstand diese Bewegung vollkommen. Grimm und Hohn wogten in ihr auf. „Fürchtest du dich davor, an mich zu streifen?“ höhnte sie und ahmte in grotesker Weise Klementines Haltung nach.

Da erst wurde diese auf ihr Tun aufmerksam. Ihre Finger streckten sich. Ihr Kleid streifte wieder den Boden. Wie auf etwas Fremdem, Unheimlichem hasteten ihre Augen auf dem Gesichte der Verwandten.

„Was schaust du mich so an?“ schrie diese sie an.

Klementine sagte darauf etwas, das gar nicht darauf paßte. Wie aus weiter Ferne her kam ihre Stimme, als sie träumerisch sagte: „Wie leid du mir tust, Lante!“

Leona lachte rauh auf. „Behalte dein Mitleid — du, mit deren Hochmut sein und mein Unglück angefangen hat!“

Sich hoch aufrichtend entgegnete Klementine ruhig: „Ich weiß, daß wir in deiner Hand sind. Ich habe auch vorhin deine Absicht gehört. Du wirfst uns aus der Heimat treiben —“

„Wie ihr Robert aus dem Leben getrieben habt!“ warf Leona ein.

Klementine lächelte wehmütig. „So nimmst du's

an. Aber du irrst dich, wie du dich auch in deinem Sohne geirrt hast, denn du meinst, daß er dich —“

Sie stockte.

„Warum redest du nicht weiter? Du hast ihn doch sicher verleumben wollen. Tote können sich ja nimmer wehren. Also rede, so rede doch!“

Aber der Baronessse Wangen hat sich ein leichtes Rot gebreitet, und ihre Stimme klang wieder sanft, als sie sagte: „Gut, daß du mich daran erinnerst, daß er tot ist. Aber du, Tante, du lebst und in dir glüht die Rache. Sieh, deshalb tust du mir so leid, denn —“

„Schon wieder fehlt dir das Wort!“ höhnte Leona.

Klementine schüttelte den Kopf. „Denn du erniedrigst dich nur selbst dadurch,“ vollendete sie ihren Satz.

„Findest du?“

„Bis zum Meineid hat sie dich schon getrieben.“

Frau v. Lassot zuckte zusammen. Dann verzerrte sich ihr Mund zu einem widerwärtigen Lächeln und sie wollte etwas sagen, aber rasch schloß sie die Lippen wieder.

„Auf Meineid steht schwere Strafe,“ fuhr die Baroness ruhig fort.

Im nächsten Augenblick wich sie jäh zurück. Leona stand mit geballten Fäusten dicht vor ihr, und ihr Gesicht war verzerrt vor Zorn und Wut.

„Willst du auch noch zur Mörderin werden?“ fragte Klementine.

Frau v. Lassot ließ die Arme sinken. Mit funkelnden Augen und bebenden Lippen schrie sie: „Das sollst du mir büßen!“

Dann ging sie an Klementine vorüber. Immer schneller ging sie, immer schneller, und dabei suchte sie wild mit den Armen. Der Baroness lief, als sie ihr nachblickte, ein Schauer über den Rücken.

Einem edlen Feinde darf man gerechte Erbitterung wohl zeigen, aber der Niedertracht gegenüber muß man vorsichtig sein, denn der Haß eines Niederträchtigen kennt keine Grenzen.

Das fiel dem jungen Mädchen leider zu spät ein, und große Angst kam über sie. Sie setzte sich auf den Straßenrain und fing bitterlich zu weinen an.

So fand sie Eugen Braun, als er von der Station kam. Er war sehr erschrocken, als sie ihm das soeben Geschehene mitgeteilt hatte, aber er ließ Clementine davon nichts merken, sondern tröstete sie so herzlich, wie eben nur echte Liebe trösten kann.

„Warum bist du denn mit dem Zuge gekommen?“ erkundigte sie sich, als sie mit ihm ins Haus zurückging.

„Ich hatte große Eile, denn unser Abmarsch wird schon morgen früh erfolgen.“

„Schon morgen früh!“ Der Baronesse traten neuerdings die Tränen in die Augen.

„Aber, Liebling,“ sagte er innig, „sei nicht traurig. Denke nicht an mein Weggehen, denke lieber an mein Wiederkommen. Im nächsten Frühling schon werde ich mein Werk vollendet haben und hoffentlich auch schon irgendwo untergekommen sein. Dann wirst du meine liebe Frau, falls du nicht etwa“ — er lächelte schelmisch — „bis dahin schon Gräfin Plein bist.“

„Aber Eugen!“

„Nun, ich weiß doch, daß der Graf euch erst unlängst in großer Gala einen Besuch machte.“

„Er hat damals in der Tat um mich angehalten.“

„Wobon du mir nichts mitteiltest.“

„So etwas schreibt man doch nicht. Plein ist ja ein so guter Mensch, und ich wollte ihm gegenüber nicht unzart handeln.“

„So hättest du mir wohl gar nichts davon gesagt, wenn ich nicht gefragt hätte?“

„O freilich. Du mußt doch alles wissen, was in meinem Leben vorgeht. Aber eben nur gesagt hätte ich es dir, nicht geschrieben.“

Er drückte sie an sich. „Du Feine, du Barte!“ flüsterte er bewegt und fügte dann herzlich hinzu: „Und du — du wirfst mein sein!“

Aber dann wurde auch er wieder trübe gestimmt, denn Klementine schilderte ihm ihre Lage. Sie machte ihm kein Geheimnis daraus, daß ihre Tage auf Wellhof gezählt seien und daß Tante Leona wie eine Furie sie verfolge.

„Aber da kommt Ernst,“ setzte sie nach einem Blick aus dem Fenster hinzu, „und er sieht nicht aus, als ob seine schwache Hoffnung sich erfüllt hätte.“

Sie hatte sich in der Tat nicht erfüllt. Der Gönner, zu welchem Kessler seinen jungen Freund hatte führen wollen, weilte als hoffnungslos Erkrankter an der Riviera.

„Mir schlägt eben alles fehl!“ seufzte Ernst bitter.

„Verliere nur den Mut nicht!“ tröstete Braun. „Es muß ja auch wieder besser werden.“

Der Baron lachte rauh. „Oder schlimmer,“ sagte er.

Braun schied mit schwerem Herzen, und er ließ das Geschwisterpaar mit schwerem Herzen zurück.



Zehntes Kapitel.

Ein frostiger, stürmischer Novemberabend senkte sich über die Stadt. Schwere Nebel wogte durch die Straßen. So dicht war er, daß man kaum fünf Schritte weit sehen konnte.

Trotzdem stand Klementine v. Teß wohl schon eine

Stunde lang am Fenster und starrte in das graue Einerlei hinaus. Ihre Augen waren von Tränen verschleiert.

Endlich wandte sie sich nach dem Zimmer zurück, einem dürftigen Raum von recht bescheidener Ausdehnung. Ihre Augen wanderten unbewußt über die armseligen Möbel hin, während ihr Ohr lauschte.

Die Tür zum Nebenzimmer war handbreit offen. Ganz leise schlich Klementine zu ihr hin, und ganz leise fragte sie: „Bist du wach?“

„Ja, Klemi, komm herein! Ich habe großen Durst!“

Sie betrat das Zimmer. Im Bette, das an dessen Hinterwand stand, lag ihr Bruder.

„Mein armer, lieber Ernst!“ sagte das Mädchen zärtlich, und sich über ihn beugend gab sie ihm Wasser zu trinken.

Man mußte den Baron genau ansehen, um ihn wiederzuerkennen, so elend, so verfallen sah er aus. Während seiner vielwöchentlichen Krankheit war ihm ein dichter Bart gewachsen, tief lagen seine Augen in den Höhlen, und wachsbleich war sein Gesicht. Der Arme war kaum noch der Schatten seiner früheren Erscheinung.

Er streckte seine abgemagerte Hand der Schwester entgegen und bat: „Bitte, mach Licht! Es ist gar so traurig, im Finsternen zu liegen.“

„Gleich, gleich wird es hell sein,“ entgegnete sie und zündete rasch eine Lampe an.

Diese beleuchtete auch hier eine nur sehr bescheidene Einrichtung, ein schmales Bett, einen Kleiderschrank, ein Sofa und zwei Stühle. Aber auch auf das Bastkörbchen fielen die freundlichen Strahlen, welches auf dem Tische stand und mit köstlichem Obst gefüllt war.

„Gewiß war Kern wieder hier,“ meinte der Kranke, es erblickend.

Klementine nickte. „Er ist so gut!“ sagte sie bewegt. „Jetzt kann ich es dir ja sagen. Fast täglich ist er hier gewesen, um sich nach deinem Befinden zu erkundigen, und all das schöne Obst, das ich dir geben durfte, hat er gebracht. Auch sein Bruder ist schon ein paarmal nach Wien hereingekommen, um nach dir zu sehen. O, es gibt doch auch recht gute Menschen! — Aber sag, wie geht es dir heute? Du hast, meine ich, zum ersten Male wieder so recht tief und gesund geschlafen.“

Ernst reichte ihr die Hand. „Ja, ich glaube, ich werde wieder gesund werden,“ sagte er. „Mir ist's endlich wieder ganz klar im Kopfe, und die Müdigkeit ist auch nimmer so arg.“

„Gott sei Dank!“ fuhr sie fort. „Übrigens habe ich schon seit Tagen keine große Sorge mehr um dich gehabt, und gestern sagte der Doktor, daß er nicht mehr zu kommen brauche.“

„Der Mann ist wohl für sein Honorar besorgt?“

„Sei nicht bitter, Ernst. Er ist übrigens bereits bezahlt. Refler hat das übernommen. Er war zweimal hier. Jetzt ist er leider selber krank.“

„Was fehlt ihm denn?“

„Ich weiß es nicht.“ Klementines Stimme klang recht gepreßt, was Ernst zum Glück nicht merkte, und da eben die Frau, bei welcher sie wohnten, hereinkam und meldete, Herr Kern wäre wieder draußen, fragte die Baronesse lebhaft: „Er darf doch hereinkommen?“

Ernst nickte.

Da eilte sie hinaus. Auf ihrem kurzen Wege leuchtete sie schwer auf.

Als Franz Kern bei ihrem Bruder saß und den

Kranken auf seine liebe Art aufheiterte, schlich sie sich in ihr Zimmer und setzte sich still in einen Winkel. Sie war ja so froh, daß Ernsts Genesung nun so gut wie sicher war, aber daneben gab es noch so viele bange und schwere Sorgen. Die Armut, die wirkliche Armut, die sie jetzt kennen gelernt und vor der es fast kein Entrinnen gab — nein, diese Not, wie die peinigte, wieviel Demütigendes sie mit sich brachte! Wieviel sie sich selbst versagen mußte, daran dachte Klementine kaum, aber wieviel sie ihrem lieben Kranken hatte versagen müssen — das hatte ihr so furchtbar weh getan.

Als er, gleich nachdem sie das Waterhaus hatten verlassen müssen, zusammengebrochen war, da wäre sie am liebsten mit ihm gestorben. Aber man stirbt nicht so schnell. Selbst der tatsächlich dem Tode sehr nahe Ernst kämpfte gegen ihn an und sträubte sich gegen das Sterben. Und sie mußte den Bruder doch pflegen und lernte, so dicht neben der Todesgefahr stehend, das Leben auch wieder lieben und schätzen.

Es war ja freilich fast nichts, fast gar nichts für sie geblieben. In trotzigem Stolz hatten sie der Furie, die sie verderben wollte, selbst das Letzte noch hingeworfen, worauf ihnen sogar das mitleidlose Gesetz ein Recht gegeben hatte, und so waren sie mit zwei Koffern und nicht ganz dreihundert Kronen aus dem Waterhause gegangen.

Ernsts Krankheit hatte das bißchen Geld rasch verzehrt. Ihn ins Spital zu geben, dazu hatte sich Klementine nicht bestimmen lassen. Franz Kern wie Doktor Kessler fanden ihr Handeln ebenso unpraktisch wie — begreiflich. Und weil sie es begriffen, halfen sie ihr in zartester Weise es durchzuführen. Kessler nahm in einer Art, die sie nicht verletzen konnte, den

Arzt und die Medikamente auf sich, und Franz Kern kam fast täglich, um nach dem Kranken zu sehen und um ihm und seiner Schwester zarte Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Aber vor einer Woche war der alte Refßler erkrankt. Eine Lungenentzündung hatte ihn niedergeworfen, und heute nachmittag hatte Klementine ein Telegramm von Refßlers Wirtschafterin erhalten, in welcher ihr die Frau meldete, daß der Doktor in der verwichenen Nacht verchieden sei.

Ein treuer Freund weniger!

Das bedeutete in solch trauriger Lage sehr — sehr viel!

Die arme Baronesse wurde in ihrem Sinnen gestört. Sie hörte, wie Kern sich verabschiedete. Sie stand auf und zündete ihre Lampe an, denn sie wußte, daß Kern noch zu ihr hereinkommen werde.

In der That trat er bereits in ihr Zimmer. „Ich will Ihnen nur eine gute Nacht wünschen, Baronesse,“ sagte er laut, indessen er die Verbindungstür schloß. Dabei schaute er traurig auf das junge Mädchen.

Sie verstand seinen Blick. „Wieder nichts?“ fragte sie.

„Wieder nichts!“ antwortete er. „Alle, bei denen ich in Ihrem Namen wegen Sprach- und Musikstunden anfragte, wollen Zeugnisse sehen.“

„Die Leute haben nicht unrecht,“ entgegnete Klementine sanft. „Warum auch sollen Unfertige den Fertigen das Brot wegnehmen.“

„Aber Sie gehen dabei zu Grunde!“ meinte er erregt. „Das wäre doch noch der einzig mögliche Verdienst für eine Dame Ihres Standes.“

Ihre Hand auf Kerns Arm legend, entgegnete sie: „Lieber Freund, lassen Sie uns vor allem vergessen, daß ich einem gewissen Stande angehöre. Arbeiten

will ich, verdienen muß ich — das allein ist maßgebend. Mit dem Stundengeben scheint es nicht zu gehen, ich muß also an eine Beschäftigung denken, für welche auch nichts gelernt habende Baronessen sich eignen. Vor ein paar Tagen sagten Sie, daß neue Probierfräulein von Ihrer Firma gesucht würden.“

„Aber Baronesse!“

„Kommen Sie nur nicht ganz außer sich, lieber Herr Kern!“ lächelte sie den wie vor etwas Schrecklichem jäh Zurückweichenden an. „Ich rede da wohlüberlegt. Wohl weiß ich, daß ich da Bitterem entgegengehe, aber was bleibt mir anderes übrig?“

„Gräfin werden!“ sagte Kern leise und ihren Augen ausweichend.

„Sie raten mir das in sehr unsicherer Art. Das beweist mir schon, daß Sie selber nicht daran glauben, daß ich Ihren Rat befolgen kann. Übrigens — was wissen Sie vom Grafen?“

„Ich habe ihn gestern gesprochen.“

„So?“

„Als ich von hier wegging, erkundigte er sich bei der Hausmeisterin nach dem Ergehen Ihres Herrn Bruders. Da sagte die Frau, daß ich gerade von ihm käme und so die beste Auskunft geben könne. Wir gingen dann miteinander bis zur Ringstraße und —“

„Und redeten von unserem Elend!“ fiel Klementine ein.

„Wir redeten von Ihnen, von Ihrer Gefäßtheit, Ihrem Mut, und ich brauchte überhaupt dem Grafen nichts weiter zu sagen, denn er wußte schon, was über Sie beide hereingebrochen war, und beklagte es tief, daß er sich Ihnen nicht als Helfer anbieten darf.“

„Das hat er Ihnen gesagt? Er ist ein so lieber, guter Mensch!“

„Der glücklich wäre, wenn Sie seine Frau würden. Baronesse, überlegen Sie —“

„Da gibt es nichts zu überlegen. Sie wissen doch, daß ich verlobt bin, daß Eugen mir seine Laufbahn opfern will.“

„Aber Sie werden zu Grunde gehen, ehe Sie seine Frau werden können. Der Herr Oberleutnant muß noch wenigstens ein halbes Jahr in seiner Stellung bleiben, und ob er dann gleich eine andere finden wird —“

„Vielleicht kann ich das Glück, Eugens Frau zu sein, nicht abwarten,“ sagte Klementine nach einer langen Pause, „vielleicht werde ich inzwischen von diesem Jammerleben aufgerieben; jedenfalls aber kann ich, an einen geliebten Mann denkend, einen ungeliebten nicht heiraten, und so muß ich daran denken, mir die Freiheit und uns das Leben zu erhalten, solange es irgend geht. Sie können es übrigens immerhin wissen: ich verfüge nur noch über neunzig Kronen.“

„Großer Gott!“ fuhr es ihm heraus, und weil er unwillkürlich an ihren natürlichen Beschützer dachte, setzte er rasch hinzu: „Und der Herr Oberleutnant —“

„Weiß das selbstverständlich nicht,“ fuhr sie rasch fort, „und darf es nicht erfahren, daß wir am Ende unserer Mittel sind. Er wird mir erst helfen dürfen, wenn er mein Mann ist.“

Mit sehr großer Bestimmtheit sagte sie es und mit sehr hoherhobenem Kopfe.

Der wackere Kern war ganz rot geworden, und schüchtern sagte er: „So soll ich wirklich mit dem Chef reden?“

Klementine reichte ihm die Hand. „Ich bitte Sie darum. Es wird ein wahrer Freundschaftsdienst sein, den Sie mir da leisten. Glauben Sie aber auch, daß solch ein Posten für mich zu erreichen ist?“

Unwillkürlich prüften seine Augen ihre Gestalt, worüber ihr das Blut zu Kopfe schoß und ihre Lippen sich fest schlossen.

Dies merkend sagte er hastig: „Aber natürlich, Baronesse — natürlich. Man wird froh sein, Sie zu bekommen — mit einer solchen —“

„Figur“ hatte er sagen wollen, aber schnell änderte er den Ausdruck und sagte: „mit einem so vornehmen Aeußeren. — Ubrigens,“ setzte er rasch hinzu, „werden Sie zweifellos bald zur Empfangsdame vorrücken. Der nächste freiverdende derartige Posten ist Ihnen sicher, denn Sie beherrschen außer dem Deutschen ja noch drei Sprachen, und das schätzt man in einem Geschäfte, wie das unferige eines ist, sehr. Also gleich morgen rede ich mit meinen Chefs oder noch besser mit Fräulein Vogel. Abends bringe ich Ihnen dann Nachricht, und am ersten Dezember können Sie schon — meine Kollegin sein.“

Sie reichte ihm wortlos die Hand.

Als er gegangen war, stand sie noch lange an der Stelle, an der sie sich von ihm verabschiedet hatte. Ihre Blicke waren auf das Licht der Lampe gerichtet, aber sie sahen trotzdem nichts.

„Probiermamsell!“ flüsterte sie vor sich hin — „Probiermamsell!“

Dann richtete sie sich hoch auf. Ein Ausdruck herrlichen Stolzes durchleuchtete ihr hübsches Gesicht, und ein Ausdruck innigster Güte lag in ihren Augen.

„Lieber, lieber Ernst,“ flüsterte sie, „du, der du so treu für mich gesorgt hast, der du solch schwere Last für mich getragen hast — du sollst wenigstens nicht allein weiterkämpfen!“

Ein paar Minuten später saß sie neben Ernst und plauderte lieb und herzlich mit ihm. Er ahnte nichts

von ihrem Plane, von diesem Vorhaben, daß nur die äußerste Not ihr aufzwang.



Elftes Kapitel.

Am ersten Tage des Dezember trat der jüngste Sproß des alten Adelsgeschlechtes, die verwöhnte Tochter eines einst reichen Hauses ihre Stelle als Probiermamsell in dem Warenhause Groß & Komp. an.

Kern hatte sie schon am Tage vorher abgeholt und sie seinen Chefs vorgestellt.

Klementine hatte sich wacker gehalten bei diesem ihrem ersten Schritt in das bittere Leben der Arbeit hinaus. Sie war, als sie an Kerns Seite nach dem siebenten Bezirk fuhr, gezwungen heiter, allein Kern merkte recht gut, wie erregt sie in Wirklichkeit war, wie oft sie die Farbe wechselte, wie oft sie sich auf die Lippen biß.

Sie war eine Deklassierte — darüber kam sie einstweilen doch nicht hinweg.

Im Bureau der Chefs empfing man sie freundlich und behandelte sie fast wie eine Dame.

Fast! Sie spürte sehr genau, was da fehlte, und sie schalt sich, daß es ihr wehe tat.

Nachdem Kern sie den Chefs vorgestellt hatte, führte er sie zu Fräulein Vogel, von der sie wahrhaft herzlich begrüßt wurde.

„Möchte es Ihnen bei uns gefallen, Baroneß!“ Mit diesen Worten streckte ihr das Fräulein beide Hände entgegen. Sie befanden sich hinter dem Glasversschlag, von dem aus Fräulein Vogels Augen so viele und so vieles überschauten.

„Nennen Sie mich nicht Baronesse!“ bat Klemi. „Wie ich so viel anderes hinter mir lassen mußte,

will ich auch meinen Titel ablegen. Er paßt hier ja so wenig mehr.“

„Zu Ihrer Stellung — da haben Sie recht. Zu Ihnen selber aber wird er immer passen.“

Fräulein Vogel hatte das sehr lebhaft gesagt. Sie hielt noch immer Klementines Hände in den ihrigen.

„Jetzt will ich Sie ins Aufnahmebureau führen,“ setzte sie hinzu und wendete sich dann zu Kern: „Sie wünschten, daß ich mich besonders des Fräuleins annehme,“ sagte sie lächelnd, „und ich versprach dies gern. Jetzt kann ich hinzufügen, daß ich mich ihrer annehmen werde, als ob sie meine Schwester wäre.“

„Wofür ich ewig Ihr Schuldner sein werde,“ entgegnete er ernst und bewegt, lächelte Klementinen zu, verbeugte sich und ging.

Eine Viertelstunde später war die Baronesse v. Teck unter das Personal des Warenhauses aufgenommen und gehörte, auf ihren Wunsch als einfache Klementine Teck, der großen Zahl von Menschen an, welche ihre Kräfte in den Dienst der Firma Groß & Komp. gestellt hatten.

Nach ihrer Heimkunft saß sie lange ihrem Bruder, den sie von ihrem Vorhaben bereits unterrichtet hatte, schweigend gegenüber.

Endlich erhob sich Klementine und legte ihren Arm um seinen Hals. Sie hatte die Träne gesehen, die ihm über die Wange geflossen war. „Ernst, Herzensbruder,“ sagte sie zärtlich, „du tust ja, als ob das etwas Furchtbares wäre. Aber es ist wirklich nicht so schlimm. Vielleicht bietet sich mir auch bald etwas Besseres, für jetzt aber müssen wir froh sein, daß ich durch Kerns Empfehlung einen bezahlten Posten gefunden habe. Mein Gehalt wird zunächst hundert Kronen betragen, ist also immerhin für das Allernotwendigste hinreichend.“

Und ich bleibe nicht lange Probiermamsell. Als Empfangsdame habe ich dann noch mehr Gehalt, und da ich drei fremde Sprachen rede, werde ich bald vorrücken. Wenn du dann auch noch wirst verdienen können, werden wir schon wieder ein bißchen hinaufkommen.“

So tröstete sie ihn, und er gab sich seufzend zufrieden. Morgen war auch er fest entschlossen, einen beliebigen Verdienst anzunehmen, wenn er auch nur insofern standesgemäß sein sollte, weil er ehrlich war.

Aber auch die nächsten Tage brachten ihm keinen Posten, den er hätte ausfüllen können. Beschäftigungslose Künstler von Beruf gab es ja so viele, und Kellner — mein Gott — Kellner konnte er doch nicht werden! Anständig wäre ja auch das gewesen, aber Ernst v. Tock fand einfach nicht den Mut, sich in solcher Stellung der Welt zu zeigen.

„Nemi hat diesen Mut gefunden,“ sagte er sich hundertmal, aber hundertmal vergebens, denn es schüttelte ihn einfach ein wilder Schauer, wenn er sich Schüsseln tragend oder Trinkgelder heischend vorstellte. —

Eines Abends begleitete Franz Kern Klementine heim, um einen Unverschämten zu vertreiben, der sie in kecker Art schon mehrmals angesprochen hatte. Noch bebend vor Unwillen kam sie zu Hause an. Kern war mit ihr hinaufgegangen.

Vor ihres Bruders Thür hielt sie den Schritt an und wendete sich ihrem Begleiter zu. „Nichts sagen! Ja nichts sagen! Sonst läßt er mich morgen nicht mehr weggehen,“ flüsterte sie ihm zu.

Kern nickte. Er tat, als ob er eben Ernst habe besuchen wollen. Dabei kam er, der sich ungemein für die beiden Geschwister interessierte, auf des Barons

Maltalent zu sprechen und fragte ihn, ob er denn schon in dieser Richtung hin Beschäftigung gesucht habe.

Da zeigte ihm Ernst ganz allerliebste Entwürfe für Ansichts- und Tischkarten, die er, um sein Können zu zeigen, gemacht und schon verschiedenen Firmen angeboten hatte. „Ich habe auch da kein Glück,“ sagte er, die Karten welegend. „Man ist, wohin ich auch komme, mit dem, was ich anbiete, reichlich versehen. Ach, lieber Freund,“ fuhr er bitter fort, „wenn einer einmal im Abwärtsgleiten ist, dann hält ihn so leicht nichts mehr auf.“ —

Als aber Kern zwei Tage darauf ihn wieder besuchte, hatte er doch einen Verdienst gefunden. Man hatte durch ein Inserat einen gewandten Primgeiger gesucht. Mehr hatte die Anzeige nicht gesagt. Auf sein schriftliches Angebot hin hatte man ihn in ein Caffeehaus zu einer Zusammenkunft gebeten.

Dort hatte er einen recht gemütlich aussehenden Herrn von mittleren Jahren gefunden, der sich ihm als Musikdirektor Leopold Schulz vorstellte und dem gegenüber er seinen Adelstitel ebenso unterschlug, wie ihn Klementine abgelegt hatte. Ernst Teck war durch nichts auffallend, und richtig war der Name ja doch.

Musik, gar solche im musikfreudigen Wien, nährt zuweilen noch recht gut ihren Mann. Dafür sprach des Herrn Musikdirektors behäbiges Aussehen und seine vergnügte Stimmung. Der große Diamant an seinem linken Ringfinger war allerdings nicht echt, das merkte der Baron auf den ersten Blick, und auch nicht ganz echt war die biedere Art und Weise dieses Herrn Schulz, die sich mit gewissen Ansichtsäußerungen, die ihm sichtlich unüberlegt entchlüpfen, durchaus nicht deckte. Aber so sehr streng brauchte Ernst den gemütlichen Herrn ja nicht zu prüfen; es handelte sich ja nur um ein ganz

lofes Verhältnis, das von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen ohne viele Weitläufigkeiten wieder aufgelöst werden konnte und immerhin für die nächste Zeit die Bedürfnisse für ein bescheidenes Leben sicherte. Ernst war engagiert worden, mit Herrn Schulz, dem Klavierspieler, und dessen Freund, dem Cellisten Rudolf Haunold, den musikalischen Teil unterschiedlicher Familien- und Vereinsabende als Pringeiger zu besorgen. Schulz betrieb sein Geschäft schon seit Jahren und stand sich nicht schlecht dabei. Er hatte sich, wirklich Gutes bietend, in dieser Zeit eine feste Kundschaft gesammelt, und es flogen ihm ob seines guten Rufes noch immer mehr Kunden zu, so daß er den Anforderungen, die man an ihn stellte, kaum mehr gerecht werden konnte. Teds, so schlug er vor, solle ihn am nächsten Vormittag mit seiner Violine besuchen und ihm etwas vorspielen. Genüge er, so könne er ihn bis zum kommenden März etwa beschäftigen und ihm eine abendliche Einnahme von fünf Kronen nebst freier Verköstigung zusichern.

Ernst überlegte nicht lange und nahm die gestellten Bedingungen an. Am nächsten Vormittag lernte er in seines neuen Chefs höchst genialer Junggesellenwohnung den neuen Kollegen Haunold, ein dürres, bescheidenes Männchen, kennen und bedauern, denn der in jeder Beziehung bemitleidenswerte Cellist besaß ein krankes Weib, drei kleine Kinder und eine höchst wankende Gesundheit.

Eines nur vergoldete des schon alten Mannes trübe Tage, die unendliche Liebe zu seiner Kunst. Haunold war einfach entzückt bei Teds Probestpiel.

In Schulz wurde dabei wohl auch der Kenner, noch mehr aber der Geschäftsmann munter. Letzterer gönnte dem Spiele, das ersteren mehr als nur be-

sriedigte, pffiffigerweise kaum mehr als ein mäßiges Lob.

Ernst lag an seinem Urteil ungemein wenig. So setzte er sich also gleichmütig über die kühle Beurteilung seines Musikdirektors hinweg und unterschrieb recht gern die beiden gegenseitigen Kontrakte, davon ihm einer eingehändigt wurde.

Abends erzählte er Klementinen, wozu er sich verpflichtet hatte.

Sie hielt mit Mühe die Tränen zurück, die sich durchaus in ihre Augen drängen wollten, und wünschte ihm Glück zu seinem Entschluß und zu dessen Ausführung. Dann bemühten sich die beiden Geschwister, einander so viel Freundliches zu sagen und zu tun, als nur möglich war. Ernst schilderte mit Humor die Zigeunermwirtschaft, in welche er heute Einblick erhalten, und Klementine erzählte ihm mit einer Lustigkeit, die allerdings recht künstlich war, von den Vorgängen im Geschäfte.

Schließlich waren beide froh, schlafen gehen zu können. So geschickt sie waren, schämte sich doch ganz überflüssigerweise eines vor dem anderen, und in diesem Empfinden fanden sie erst spät den Schlaf.

Namentlich Ernst empfand wieder einmal furchtbar schwer den Unterschied zwischen einst und jetzt. Einst Kavaliere und freier Künstler, seine Schwester die Angehörige der besten Gesellschaft — und jetzt! Sie Probiermamsell in einem Warenhause, und er Musiker für fünf Kronen abendlich und — freies Nachtmahl!

Er biß die Zähne knirschend aufeinander.

Aber es war ja nun doch erreicht, das Ziel, das Ideal der Verarmten, davon er zu Reflexen gesprochen: ganze Stiefel und Sattwerden — das hatten sie erreicht.

Arme Kulturmenschen des alten Europa mit ihren starren Begriffen über das, was sein und was nicht sein darf, die sich deklassiert fühlen, wenn ein widriges Geschick sie in andere Bahnen geworfen hat!

Da haben es die über dem großen Wasser besser. Die fühlen sich immer als Menschen, ob die Lebensschaukel sie auch noch so weit hinauffschnellt oder noch so weit unten absekt.

Wir aber fühlen nicht unsere eigene Persönlichkeit, nicht unseren eigenen Wert, wir tagieren uns nur nach unserer Stellung der Welt gegenüber.

Wir sind eben Rangklassenmenschen!

Am 15. Dezember, Abends acht Uhr, schaute ein hübsches kleines Bürgermädchel, dessen Schwester heute Hochzeit gemacht, mit schwärmerischen Blicken von der Tafel aus zu dem Musikantentisch hinüber, der in einer Ecke des Hotelssaales auf einem halb von Pflanzen maskierten Podium stand.

Dort lehnte, sehr elegant in Schwarz gekleidet, ein schlanker junger Mann neben dem Klavier und spielte auf einer ganz ausgezeichneten Violine ein süßes Liebeslied. Es war so zart, so süß, daß selbst der dicke Brautvater die Gänsebrust vergaß, die vor ihm auf dem Teller lag. Ganz still war es im Saale, keines aß und trank mehr, alles lauschte, und alles schaute nach dem Geiger, der das blasser, schöne Gesicht über sein Instrument neigte, dessen Augen so traurig und dessen Hände so fein waren.

Und als das Lied verklungen, der Geiger hinter der Pflanzenwand verschwunden war, und der dicke Klavierspieler mit den ersten Taktten eines beliebten Walzers den Zauber brach, sagte der Brautvater ganz laut: „Der kann was! Schade um den Kerl!“

Sein Töchterlein aber, der liebe Bäckfisch, der noch an keine Rangklassen dachte, aber schon recht wienerisch pfiffig war, engagierte später bei der Damenwahl den hohen, schlanken Herrn, der, da der Klavierspieler gerade allein Musik machte, in einer Fensternische lehnte. Aber der Herr war besonnener als sie. Er machte ihr eine tabellose Verbeugung und sagte freundlich: „Gnädiges Fräulein, Sie irren! Ich gehöre auf das Podium hinauf. Und — Sie wissen wohl, Kellner und Musikanten darf man nicht zum Tanzen engagieren. Aber“ — er lächelte noch immer, nur war jetzt auch etwas wie Dank und Weichheit in seiner Stimme — „aber die Blumen, die Sie mir zudachten, die dürfen Sie dem armen Musikanten schon geben.“

Und sie gab ihm errötend die Blumen. —

Ein paar Stunden später träumte sie von ihm, und noch lang danach sah sie sein schönes Gesicht mit den tiefblauen Augen und dem hellbraunen Bart vor sich, auf dem so hübsche, goldene Lichter flimmerten.

(Fortsetzung folgt.)





Eine kleine Verwechslung.

Humoreske aus dem Londoner Leben von

Fritz Freiberg.

Mit Illustrationen
von F. Bergen.



(Nachdruck verboten.)

1.

Lady Gunsberry betrat in voller Straßentoilette den Salon der Lady Leighton, deren schlanke Gestalt ein faltenrieselndes, schlep-pendes Gewand von elfenbeinfarbener Seide vorzüglich kleidete. Die Hausherrin kam ihr zwei Schritte entgegen. Nachdem sie dieser ihre behandschuhte Rechte gereicht und sich gegen mehrere zwanglos umhersitzende Damen, die alle wie sie in voller Straßentoilette waren, verneigt, ging sie, als müßte es so sein, zum Kredenz Tisch und bereitete sich — immer in Glacéhandschuhen, Mantelett und einen Reynolds-hut mit großer Straußensfeder auf dem Kopfe — eigenhändig ihren Tee.

Das Wasser kochte schon in der silbernen Teemaschine, die Arbeit war deshalb bald verrichtet. Sie zog nun eines der bereitstehenden zierlichen, mit Rollen an den Füßen versehenen Teetischchen heran, ordnete auf ihm ihr silbernes Teekännchen, dem der blumige Duft des frisch bereiteten Tees entstieg, ferner eine chinesische Porzellantasse, eine Zuckerschale, einen Sahnengießler und einen Teller mit belegten Brötchen

und rollte das Tischchen zu einem Schaukelstuhl. In diesen ließ sie sich mit vollendeter Anmut sinken. Behaglich nippte sie an ihrem Tee.

Man war eben beim Frühsuhrtee, und da will es die englische Sitte, daß jede Bedienung entfällt, daß eine auf die Spitze getriebene Zwanglosigkeit herrscht.

Natürlich unterhielt man sich von dem gestrigen Rennen in Warwick, von einem Fußballwettkampf in Leicester und von den politischen Tagesereignissen. Das tun die englischen Damen bei ihrem Frühsuhrtee stets. Aber auch den gesellschaftlichen Veranstaltungen der letzten Tage und den bevorstehenden der nächsten Tage wurde ein Wort gewidmet.

Lady Eglin, eine brünette, noch jugendliche Schönheit, meinte, daß der Empfangsabend bei Lord Grosvenor neulich die langweiligste Geschichte, die sie seit Jahren erlebt, gewesen sei. Gerade so langweilig wie das Konzert beim spanischen Gesandten.

Lady James Moore pflichtete dem bei. Sie schloß ihre Bemerkungen mit den Worten: „Bei Mister Chancellor war es dagegen um ein erkleckliches unterhaltender.“

„Wie sollte es auch nicht!“ fuhr ihre Schwägerin, Lady Henry Moore, fort. „Bei Lord Grosvenor sieht man lauter bekannte Gesichter. Und dabei gleicht, was die Herren anbetrifft, bald eines dem anderen. Lauter typische Oberhausgesichter! Davor ist man bei Mister Chancellor bewahrt. Das Unterhaus ist da stark vertreten. Und nicht nur das, sondern auch alles, was mit ihm in direkter oder indirekter Verbindung steht: Pressevertreter, männliche und weibliche, Abordnungen aus Irland und Schottland, die gerade in London weilen, um im Namen irgend einer Vereinigung bei dem und jenem Mitgliede des Hauses

ihre Wünsche vorzutragen, Damen und Herren aus Amerika oder sonstwoher, die sich um eine Einlaßkarte zu einer Parlamentsitzung bemühen — und was weiß ich alles! Und dann seine weiten Beziehungen zum Handel! Aber bei unserer gemeinsamen Freundin“ — sie verneigte sich gegen die Herrin des Hauses — „wird es übermorgen abend nicht minder unterhaltend sein. Wohl noch unterhaltender, denn Sir Thomas Leighton ist ja jetzt in aller Munde.“

Die Hausherrin ergriff sogleich das Wort. „Sir Thomas hat sich darauf versteift, der Vorkämpfer einer bestimmten Richtung im Parlament zu sein. So muß er mit seinen Parteifreunden und ihrem weitverzweigten Anhang rechnen. Alle wollen ihn sehen, mit ihm sprechen. Mein Gott, was gehen jetzt für eine Masse Menschen bei uns aus und ein! Und übermorgen gar! Wenn ich bedenke, daß man gut achtzig Prozent seiner Gäste überhaupt nicht kennt.“

Lady Gunsberry, die bisher die stille Zuhörerin abgegeben, ließ sich nun ebenfalls vernehmen. „Ihre unausgesprochene Besorgnis, Teuerste, ist wohlberechtigt. Ich weiß aus sicherster Quelle, daß man am Empfangsabende des Mister Chancellor das Verschiedenste hat mitgehen heißen.“

Die Ladies James und Henry Moore, Frank Eglin und noch einige andere erhoben sich wie ein Mann. „Aber wir bitten Sie, Teuerste! Bei welchem Empfange wird denn nicht gestohlen?“

„Das schon, aber —“

Die Empfangsabende sind der Stolz jedes vornehmen englischen Hauses. Sie bilden sozusagen die Jahresheerschau über alle Freunde, Bekannte und Gönner desselben. Wer keinen Abend abhält, zählt gesellschaftlich nicht mehr mit.

Es ist nun Tatsache, daß an solchen Abenden die verblüffendsten Diebstähle vorkommen. Erstens liegt



das an der Ausstattung der vornehmen englischen Häuser. Auf Konsolen, Tischchen, Aufbauten, in offenen Glaschränken stehen und liegen alte Bronzen,

Porzellanfachen, Perlmutterarbeiten, Fayencen und so weiter frei umher. Anderseits sitzt man nicht etwa an einer Tafel — das wäre bei der Menge der Erscheinenden unmöglich —, sondern bewegt sich, wie man will, durch die Räume und bedient sich an Büfetten selbst. Meist wird nur kalter Tisch geboten. Die Bestecke sind in den feineren Häusern immer von schwerem Silber.

Wer sind nun die Diebe? Man schiebt die Schuld dem Aushilfspersonal, das für solche Abende herangezogen werden muß, in die Schuhe. Ob solche verführerische Gelegenheiten das ständige Personal nicht manchmal ebenfalls benutzt, bleibe dahingestellt. Ferner muß man aber auch in Betracht ziehen, daß selbst bei sehr vornehmen Empfängen gut und gern ein Drittel der Anwesenden einander fremd sind. Bei solchen Empfängen dagegen, die Persönlichkeiten abhalten, welche im öffentlichen Leben eine Rolle spielen, oder zu spielen trachten, verschiebt sich das Verhältnis noch weit mehr. Und dabei ist ein fortwährendes Kommen und Gehen. Die näheren Bekannten des Hauses, die stets mit ihren Damen erscheinen, bleiben nämlich nur länger, die anderen begrüßen den Hausherrn und die Hausfrau, streifen ein wenig, die Damen in voller Straßentoilette, durch die Räume, nehmen wohl eine kleine Erfrischung zu sich, verfügen sich aber meist schon nach einer knappen halben Stunde wieder heim.

„Das schon,“ erwiderte also Lady Günsberry, „aber —“

„Also!“ bekräftigten die anderen.

Lady James Moore fuhr fort: „Der Leute, die man nicht kennt, gehen eben zu viele aus und ein. Es wundert mich, offen gestanden, überhaupt, daß nicht noch mehr gestohlen wird. Es steht, wie die Sachen einmal

liegen, jedem elegant angezogenen Diebe frei, sich ohne Kontrolle einzuschleichen, denn die Diener, die man instruiert, passen auf nichts auf, sehen nie etwas.“

„Nie!“ wiederholte Lady Gunsberry überzeugungsvoll. „Mister Chancheller hatte besondere daraufhin angestellt, und doch hat man ihm — ein Verwundern, daß zu wenig gestohlen wird, ist nach diesem aufsehenerregenden Falle wirklich nicht am Platze, Teuerste,“ spielte sie einen Trumpf gegen die vorige aus — „hat man ihm einen unerseßlichen alten Meister aus dem Rahmen geschnitten.“

Jetzt staunten die Damen doch. Ein Bild aus dem Rahmen geschnitten! Das war noch nicht dagewesen. Der Herrin des Hauses zumal wurde es im Gedanken an ihren Empfangsabend recht unbehaglich zu Mut.

Um acht Uhr Abends kam Sir Thomas Leighton aus seinem Klub.

„Übermorgen werden wir also Empfangsabend haben, Thomas,“ empfing ihn seine Gattin.

„Yes.“

„Wir werden in unseren Räumen die verschiedensten Leute sehen.“

„Yes.“

„Hast du schon von dem Bilderdiebstahl beim Empfangsabende von Mister Chancheller gehört?“

„Yes.“

„Und was gedenkst du nun im Hinblick darauf für unseren Empfangsabend zu unternehmen?“

Sir Thomas schaute sie erstaunt an. „Ich?“ kam es langsam fragend über seine Lippen.

„Nun, findest du diese Frage so verwunderlich?“

„Ich dünkte wohl, meine Liebe, denn alles, was mit dem Hause zusammenhängt, überlasse ich doch dir

uneingeschränkt und allein. Meine parlamentarische Tätigkeit, die, wie ich hoffe, nicht nutzlos sein soll, nimmt mich vollauf in Anspruch.“

„Aberdings überläßt du mir kaltlächelnd alle häuslichen Sorgen. Diese Unsumme von Ärger und Verdruß! In diesem Falle solltest du dich aber doch einmal zu einer Ausnahme aufraffen.“

Beschwichtigend schwenkte er mit beiden Händen. „Aber was soll ich denn tun, meine Liebe? Ich kann doch nicht neben jeden herumliegenden, stehenden oder hängenden Firlifanz einen Polizisten als Wache postieren, oder jedem Gast, der unseren Abend verläßt, von einem solchen die Fradtschöße durchsuchen lassen?!“

Die Hausherrin zog die Augenbrauen so hoch sie konnte. „Deine alte Taktik, meine Sorgen ins Lächerliche zu ziehen, mein Lieber. Aber ich will, zumal um unserer Bilder willen, nichts gehört haben. Ich verlange, daß du einen Detektiv für unseren Abend bestellst.“

„Einen Detektiv?“

„Gewiß, einen erfahrenen Detektiv!“

„Nein, meine Liebe. Die Vorstellung, meine Gäste durch einen Detektiv überwachen zu lassen, ist mir zuwider.“

„Aber die Diener werden doch auch instruiert!“

„Das ist etwas anderes, meine Liebe. Die Diener gehören zum Haus. Und dann instruiert man sie doch auch mehr deshalb, damit sie sich gegeneitig überwachen.“

„Ich finde, das war fadenscheinig, mein Lieber. Aber warum die lange Rede? Kommen wir zum Schluß: ist das deine unumstößliche Ansicht?“

„Sawohl, meine Liebe.“

„Well. Lassen wir uns also unsere Bilder stehlen.“

„Lassen wir sie uns stehlen, meine Liebe.“ —

Heimlich beschloß die gute Dame natürlich, dem Sachwalter des Hauses, Mister George Cornhill, Auftrag zu geben, einen Detektiv zu engagieren. Am nächsten Morgen führte sie schriftlich, wobei sie sich des näheren über die diskrete Ausführung des Auftrags ausließ, ihre Absicht auch durch.

Mister George Cornhill setzte sich sogleich mit dem berühmten Privatdetektivbureau von Drook, Turner & Snow in Verbindung, welches sein Bestes zu tun versprach. Es beorderte an dem fraglichen Abend nach St. John's Wood hinter Regents Park, wo Leightons Villa belegen war, einen bewährten Angestellten, Bill Stepney mit Namen.

2.

„Also, Mister Stepney,“ sagte der Oberchef der Firma, „dieser Auftrag ist ein vielversprechender. Täglich finden Empfangsabende statt, und daß dabei reichlich gestohlen wird, ist allbekannt. Man konnte sich in den vornehmen Häusern aber bisher doch nicht zu einer Überwachung der Gäste durch erfahrene Detektive entschließen. Hier ist nun endlich eine Handhabe geboten, um ins Geschäft zu kommen. Es hängt aber alles von einem in die Augen springenden Erfolge ab, der gleichzeitig aber auch wieder ein Erfolg sein muß, von dem kein Gast etwas merkt. Sonst lieber die Hand von der Butter! Ich wiederhole nochmals, und dieses dringlich: die Gäste dürfen nichts merken! — Aber einen Erfolg auf alle Fälle. Good bye!“

„All right, Sir,“ entgegnete Bill Stepney und ging. —

Nun schlenderte er in tadellosem Gesellschaftsanzug durch die dichtbelebten Räume von Leightons Villa. Seine Detektivaugen schweiften überall umher, aber sie wollten trotzdem nichts Verdächtigtes entdecken.

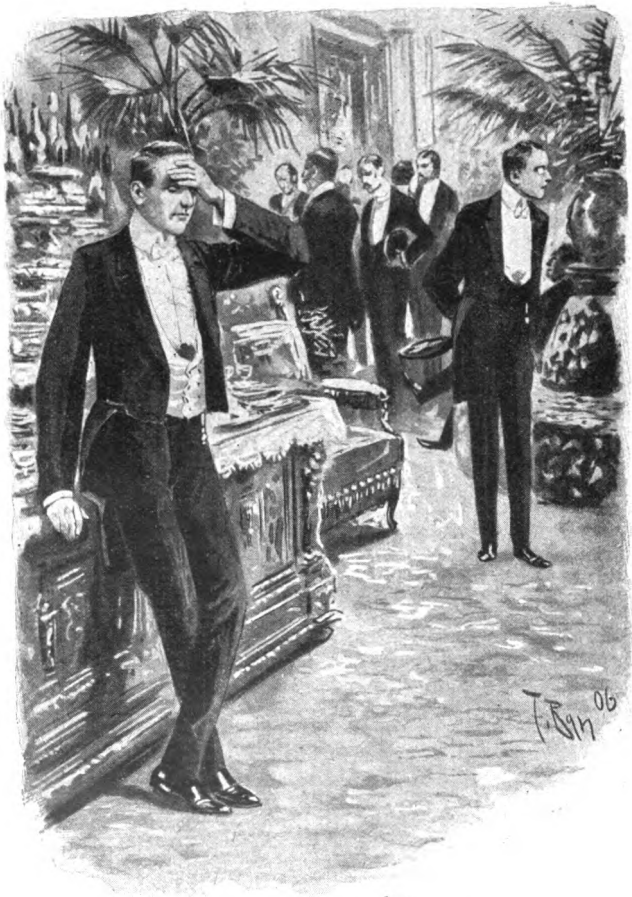
Das hielt Bill aber nicht ab, seinem Auftrage einen immer größeren Geschmac abzugewinnen.

Sein Feld war nämlich bisher meist Whitechapel gewesen, die Matrosenkneipen von Greenwich und manchmal auch die Riesengebäude der Victoria Street, wo sich oft in einem einzigen Hauskomplex vier- bis fünfhundert nüchterne Bureaus befinden.

Das hier war ein ander Ding! Eine Flucht gebiegen ausgestatteter Gemächer stand zur freien Verfügung, in jedem zweiten, dritten lud ein Büfett ein. Er trat an eines der eichenen Ungetüme heran. Die Besetzung war reich: geröstete Toasts, Kaviar, Lachs, Gänsebrust, gefüllte Pasteten, Roastbeeffschnitten und so weiter. Warum sollte er nicht zulangen? Überhaupt mußte er das, denn so fiel er am wenigsten auf. Er orientierte sich noch näher. Und da fand er richtig noch Champagner mit Siphonverschlüssen, also fertig zum Einschenken hergerichtet. Und eine ganze Batterie Viköre! Er schenkte sich ein und langte zu.

Gemächlich schmausend lehnte er sich mit dem Rücken gegen das Büfett. Aber so gleichgültig er auch tat, alle seine Sinne waren wach. Das Zimmer, in dem er sich befand, war ein Durchgangszimmer. Von der einen Seite strömten Gäste ein, um in die hinteren Zimmer zu gelangen, von der anderen Seite steuerten welche zurück. Nur wenige schwenkten ab.

Bill musterte unausgesetzt seine Leute. Plötzlich flimmerte es in seinen Augen auf. Verflüxt, wo war er diesem dort, der eben in das Zimmer schlenderte, und der ebensoviel verschleiertes Interesse an seiner Umgebung zu haben schien wie er selbst, doch schon begegnet? Er fuhr sich mit der flachen Hand von oben her über die Stirn, um seine Gedanken und Erinnerungen zu sammeln.



Der andere ließ sein Monokel von seinem linken Auge fallen.

Bill strengte sein Gedächtnis bis zum äußersten an. — Irrte er sich? — Nein! — Der schwarze Frack

und die weiße Halsbinde konnten ihn nicht täuschen. Diesem dort war er schon zwei-, dreimal auf der Whitechapel Road begegnet, und er hatte auch schon einmal mit ihm in irgend einer Matrosenkneipe an den Docks zusammengesessen und hatte sich von ihm zu trinken lassen. Da hatte er aber keinen Frack und keine weiße Halsbinde getragen.

Um ihm nicht sein Gesicht, das der andere vielleicht auch noch kennen mochte, zu zeigen, kehrte er ihm halb den Rücken.

Der andere hemmte sein Monokel wieder vors Auge und widmete sich mit Kennermiene einer Gruppe indischer Bronzen, die auf einem Wandbrette angeordnet war.

Bill schlenderte aus dem Zimmer. Aber der ungewohnte Champagner, der ihn tatenlustiger, als er an und für sich schon war, machte, ließ ihm keine Ruhe. Er beschloß, mit dem Monokelmann sofort ins reine zu kommen, und zwar dadurch, daß er ihn ansprach. Was sollte das auch verschlagen? War er bei näherem Zusehen nicht der, für den er ihn hielt — gut, dann war er für ihn erledigt. Er konnte unbehindert nach anderen Umschau halten. War er aber der, für den er ihn hielt, ein gefährliches Mitglied der Diebeszunft, die in Whitechapel ihren Stammsitz hat, dann wollte er ihn, auch wenn er sich ebenfalls seines Gesichtes erinnern sollte, zur Strecke bringen, und zwar sehr bald. Überhaupt, gerade wenn jener sich ebenfalls erinnerte, würde sich alles um so leichter abwickeln, denn nicht als Detektiv, sondern als Kohlenzieher verkleidet hatte er damals mit ihm zusammengesessen.

Um Bills Mundwinkel spielte ein Lächeln. Er dachte an seinen so manchmal schon mit Erfolg geübten Trick.

Als er ins Zimmer zurückkam, näherte er sich wie von ungefähr dem Monokelmann, der sich immer noch bei den Bronzen aufhielt, und warf, auf eine der Figuren, eine Bajadere, deutend, hin: „Ist sie nicht niedlich?“

Das war allerdings keine Bemerkung, die einen Kunstkenner verriet. Der andere maß ihn wohl deshalb von oben bis unten. Für einige Sekunden tauchten beider Blicke ineinander. Hierbei wurde es in Bill zur Gewißheit: diesen hast du schon zwei- oder dreimal in einer Friesjacke auf der Whitechapel Road herumlungern gesehen, als ein scheinbarer Doctarbeiter mit entblößter Brust und aufgestrüffeltem Hemdärmeln hat er mit dir schon einmal in einer Matrosenfneipe zusammengesessen!

In beider Mienen suchte es verstoßen.

Da kehrte der Monokelmann Bill, ohne ihm auf seine Bemerkung eine Antwort zu geben, den Rücken.

Bill rührte das weiter nicht. Wie lautete doch sein Auftrag? Einen in die Augen springenden Erfolg sollte er erzielen, und zwar auch wieder einen solchen, von dem die Gäste nichts merkten. Das „nichts“ dreimal unterstrichen. Also ans Werk! Mit Hilfe seines Tricks sollte sein Auftrag bald wunschgemäße Erledigung gefunden haben.

Er führte einen blickartigen Griff aus und ließ eine kleine Bronzefigur von dem Wandbrett in seiner Tasche verschwinden.

Der Monokelmann, der zum Büfett gegangen war und dort etwas genoß, sah ab und zu, so unauffällig wie möglich, über seine Achsel. In seinen stechenden grauen Augen fing es jetzt an zu brennen. Er hatte die Lücke in den Figuren auf dem Wandbrette bemerkt.

Einige in der Nähe weilende Gäste blieben als Diebe der fehlenden Figur außer Betracht. Nur allein der Gentleman, der ihn soeben angeredet, konnte den Griff ausgeführt haben. Sein Erinnerungsvermögen hatte also recht behalten. In seinen grauen Augen brannte es um noch einen Schein heller auf.

Aber ruhig kaute er weiter. Dann räusperte er sich und bummelte wieder zum Wandbrett hin. Ohne Rücksicht auf Bill, nur die übrigen im Zimmer sich Befindenden und die Eintretenden mit einem einzigen Blicke umspannend, paßte er eine Gelegenheit ab und ließ seinerseits eine kleine Figur in seinen Rodschopf gleiten. Frei sah er darauf Bill ins Gesicht.

Bill machte ihm mit der Hand ein Zeichen. Es hieß: Halbpant. Er beantwortete es sogleich mit einem anderen. Dieses hieß: Einverstanden.

Die Zeichen entstammten dem sogenannten Gaunerhandalphabet.

Nun war das Eis zwischen ihnen gebrochen. Sie traten gemeinsam zum Büfett und leisteten sich jeder einen Sherry Cobbler.

„Was ist solch ein Ding wohl wert?“ fragte ohne Umschweife der Monokelmann.

Ohne mit der Wimper zu zucken, erwiderte Bill: „Erney in der Leadenhall Street gibt glatt eine Guinee.“

„Ah, es verlohnt sich demnach!“

Mit Überlegung fuhr Bill fort: „Ich weiß noch Netteres. Vorn im ersten Zimmer der Halle zu sah ich ein Möbel, auf dem eine Reihe silberner Ehrenbecher, große und kleine, aufmarschiert ist. Helfen wir uns?“

„Well.“

Ein Schwarm Gäste trat zum Büfett. Sie aber hentelsten sich ein und schlenderten nach vorn.

Der Monokelmann meinte: „Ich werde auspassen.“

Bill war das nun gerade nicht gelegen. Aber was wollte er denn? Der andere war ja schon überführt. Er hatte eine gestohlene Bronzefigur in der Tasche! Also. Es kam allein noch darauf an, ihn ohne Aufsehen festzunehmen. Er konnte also den verlangten Griff ruhig ausführen und lotste ihn dann mit auf die Straße hinaus.

In dem betreffenden Zimmer trennten sie sich. Geschickt praktizierte Bill an das Möbel, auf dem die Becher standen, einen Stuhl. Der Monokelmann hatte schon Posto gefaßt. Bill horchte gespannt. Gäste kamen, Gäste gingen. Da ertönte, unhörbar fast, ein durch die Zähne gestoßenes „St!“ Das war das Signal: Bereit! Im Augenblicke war der Griff vollführt. Der kleinste der Silberbecher tauchte in Bills Rodschopf.

Bill, dem langjährigen Detektiv, klopfte das Herz doch etwas, als er sich wieder bei dem anderen einhenkelte. Er tuschelte: „Machen wir also halbpart?“

„Yes. Aber hier ist unseres Bleibens nicht länger. Mich dünkt, Diener haben auf uns Verdacht geschöpft. Machen wir uns daher so schnell als möglich davon.“

Bill konnte dieser Vorschlag nicht gelegener kommen.

Der Monokelmann mußte nicht nur besonders scharfe Augen haben, er mußte auch mit den Ortlichkeiten des Hauses sich vertraut gemacht haben. Flüsternd fuhr er fort: „Zwei Diener wollen uns anscheinend in der Halle stellen. Nicht umsehen. Wir werden über sie lachen. Ich kenne in diesem Hause den Ausgang durch die Tür der Dienerschaft.“

Bill freute sich innerlich immer mehr, wie herrlich sein Plan dem Gelingen entgegenreifte. Heimlich zogen sich seine Muskeln an zusammenzuziehen. Er ließ sich an eine Tür hart neben den Stufen in der Halle,

die aber wegen einer Lorbeerbaumgruppe nicht für jedermann gleich erkenntlich war, führen. Man schlich sich einen nur matt erleuchteten Gang entlang, huschte in einen kahlen Vorraum und stand bald seitwärts vom Hause auf der Straße.

Bill's Muskeln strafften sich noch mehr. An der nächsten Gaslaterne lehnte ein Polizist. Der Moment war gekommen.

„Halt, mein Bester!“ gebot er. Seine Stimme klang wie Stahl. „Sie werden mir folgen.“ Mit festem Griff umspannte er das rechte Handgelenk des Monokelmannes.

Dieser war für den Bruchteil einer Sekunde verblüfft, aber ebenso schnell hatte er sich wieder gefaßt. Seine Linke fuhr, ehe es sich Bill versah, zu und umspannte nicht weniger fest dessen linkes Handgelenk. „Hallo, mein Verehrtester!“ löste es sich gurgelnd aus seiner Brust. „So haben wir nicht gewettet! — Policeman, einen Wagen!“ rief er.

Der Polizist war herbeigesprungen. Mit blitzenden Augen standen sich die beiden gegenüber. Sie waren sich sichtlich in den Kräften gleich.

„Was soll's?“ herrschte der Polizist sie an.

„Dieser Kerl ist ein Dieb!“ leuchte Bill in dem Bestreben, sich freizumachen.

„Legen Sie diesem Burschen sofort Handschellen an!“ gebot der Monokelmann. „Oder helfen Sie mir wenigstens dabei, daß ich es tue. Ich bin mit solchen ausgerüstet. Bin Dick Box, Detektiv bei Wilson Brothers. — Geschwind!“

„Ganz und gar nicht!“ knirschte Bill. „Er selbst ist der Dieb, Policeman! Helfen Sie mir ihn verhaften. Ich werde mich Ihnen sofort als Detektiv der Firma Broock, Turner & Snow legitimieren.“

Der Polizist zog seine Pfeife hervor und pfiiff. Von dem nächsten Halteplatz kam ein Wagen angefahren. Auf einen zweiten, durch einen kurzen Absatz unterbrochenen Pfiff, den er allerdings in dieser Weise mehrere Male wiederholen mußte, erhielt er noch durch einen Kameraden Unterstützung.

Seinen kurzen Polizeiknüppel hebend, sagte er zu Bill und zu dem Monokelmann: „Sie werden uns beide zur Wache folgen!“*)

Bill konnte nichts angenehmer sein. Auch der Monokelmann schien über die Lösung erfreut. Der letztangekommene Polizist stieg in den Wagen, die beiden Verhafteten, die sich in jeder ihrer Bewegungen gegenseitig überwachten, kletterten nach, dann der erste Polizist. Der Wagen sauste davon.

Auf der Polizeiwache aber ergab sich eine schöne Beschärung. Ein Detektiv hatte, um zu einem Fange zu kommen, einen anderen Detektiv zum Stehlen gereizt. Ein feiner, aber alter Trick. — Und der andere Detektiv war auf den Leim gegangen, eben deshalb, weil er mit demselben feinen, aber alten Trick arbeitete. Beide waren sie auf ihn im Hinblick darauf, daß Aufsehen auf alle Fälle vermieden werden sollte, verfallen. Und so war es gekommen, daß sich die zwei, jeder voll Freude, einen ausgezeichneten Fang zu machen, gegenseitig festnahmen.

Ein Glück war es, daß sie sich genügend legitimieren konnten. Es war aber doch spät geworden, ehe man sie wieder freigab.

Eine Wirtshaus war in der Nähe noch auf. Betrübt traten Bill und Dick ein und erörterten den bösen Fall, verschiedene Güns sich zu Gemüte führend.

*) Siehe das Titelbild.

Bill hatte sein Gedächtnis allerdings nicht betrogen. Dick war ihm schon einige Male in einer fragwürdigen Friesjacke auf der Whitechapel Road begegnet, hatte ihm einmal, wo jener als Dockarbeiter mit offener Brust und aufgestrüffelten Hemdärmeln aufgetreten war, in einer Matrosenkneipe bei den Docks nahe unter den Augen gefessen und sich bei dieser Gelegenheit von ihm zutrinken lassen. Dick war da eben in den Verkleidungen geschäftlich auf irgendwelchen Entdeckungsreisen begriffen gewesen.

Und auch Dick hatte sich Bills Gesicht von der Matrosenkneipe her richtig gemerkt, obgleich Bill damals ein bestaubter Kohlenzieher gewesen war.

So war das Unheil heraufgewachsen.

Wenn auch grollend, fanden sich beide aber schließlich mit ihrem Mißgeschick ab und räsionierten nur noch auf Sir Thomas Leighton, der zwei verschiedenen Bureaus den gleichen Auftrag erteilt hatte, ohne diese hiervon zu verständigen.

3.

Am Morgen nach dem Empfange saßen Sir Thomas Leighton und Lady Leighton sich gegenüber. Der Verwalter des Hauses erschien vor ihnen und erstattete unter anderem Bericht über gestern abhanden gekommene Gegenstände. Sir Thomas verschanzte sich hinter der Times. Die Geschichte langweilte ihn offenbar.

Es fehlten: zwei indische Bronzefiguren, ein kleiner silberner Becher, eine antike Vase, eine ganze Anzahl silberner Bestecke, mehrere Meißener Porzellanfiguren, eine Elfenbeinschnitzerei, ein orientalischer, mit Steinen besetzter Dolch und — ein kostbarer Gobelin.

Als der Verwalter wieder gegangen war, stieß

Lady Leighton ein ärgerliches „Ah!“ aus. Sie überlegte gar nicht, was sie sagte, als sie ihrer schlechten



Laune weiter Luft machte. „Und da hat man nun einen Detektiv gehalten!“

Sir Thomas ließ sein Zeitungsblatt sinken. „Einen

Detektiv?" fragte er. „Du hattest also einen Detektiv beordert?"

„Ich mußte das bei deiner Gleichgültigkeit der Angelegenheit gegenüber tun! Scheint mir aber ein rechter Detektiv gewesen zu sein! Mister Cornhill schrieb, daß er Broock, Turner & Snow mit dem Auftrage betraut habe.“

„Ah!" stieß jetzt Sir Thomas aus. „Übrigens trifft mich dein Vorwurf nicht, meine Liebe. Ich hatte nämlich ebenfalls einen Detektiv beordert. Das kam so. Wie ich am Abend vor unserem Empfange im Klub saß und von Chancheller persönlich den verwegenen Diebstahl seines alten Meisters hörte, wurde ich doch unruhig. Ich schlug die Detektivbureaus nach und instruierte durch das Telephon das erste beste. Wie hieß das Bureau doch gleich? Richtig: Wilson Brothers. Es haben demnach zwei Detektivs unsere Gäste bewacht, meine Liebe.“

„Zwei Detektivs, und doch diese Verluste! Zumal der Gobelin! Ich schätze seinen Wert auf vierhundert Pfund.“

Sir Thomas wiegte den Kopf. „Gobelin hin — Gobelin her, meine Liebe! Ich bin von unserem Empfange aufs höchste befriedigt. Er war ein Triumph! Alle Minister waren zugegen. Bald werde ich selbst — na, lassen wir das. Übrigens, meine Liebe," lenkte er schnell ab, „was hätte man uns wohl gestohlen, wenn wir keinen Detektiv gehabt hätten! Trösten wir uns damit.“ —

Im Laufe des Vormittags trafen zwei Pakete ohne Begleitschreiben in Leightons Villa ein. Das eine enthielt die eine fehlende indische Bronzefigur, das andere die andere fehlende und den fehlenden Silberbecher.

Lady Leighton drückte hierüber ihre Verwunderung aus.

Aber Sir Thomas erklärte: „Ich hatte strikte Anweisung gegeben, die Überwachung aufs diskreteste zu üben.“

„Das tat ich gleichfalls!“

„Also — meine Liebe! Man hat diese gestohlenen Gegenstände den Dieben ohne Aufsehen zu erregen nachträglich noch abgenommen. Du beliebtest dein Urteil über die offenbar ausgezeichneten Detektive zu früh zu fällen. Hoffen wir, daß nach und nach das andere Fehlende ebenfalls noch eintrifft.“ —

Aber es traf nicht ein.





Die Klapperschlange und ihre Jagd.

Sportliche Skizze von H. Giersberg.

Mit 5 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Man liest in den deutschen Zeitungen fast alljährlich von erfolgreichen Schlangenjägern, die, zumeist angelockt durch die auf die Vertilgung des gefährlichen Reptils ausgesetzten Prämien, der einzigen Giftschlange unserer Heimat, der Kreuzotter, nachstellen und sich bei der Ausübung dieser eigenartigen Jagd oft eine so beträchtliche Geschicklichkeit anzueignen wissen, daß sie innerhalb einer einzigen „Saison“ zahlreiche Exemplare des verabscheuten Kriechtiers zur Strecke bringen können. Da die Mehrzahl der Menschen durch den bloßen Anblick selbst der harmlosesten Ringelnatter in hochgradige Furcht versetzt zu werden pflegt, so ist man bei solcher Lektüre immer geneigt, dem todesverachtenden Mut solcher Nimrode die höchste Bewunderung zu zollen.

Dem amerikanischen Klapperschlangenjäger aber würde die Tätigkeit dieser deutschen Kollegen sicherlich nur ein Lächeln mitleidiger Geringschätzung abnötigen, denn er ist gewöhnt, sich bei seinem oft mit wahrer Leidenschaft betriebenen Sport ganz anderen Gefahren auszusetzen, ohne daß es irgend einem Menschen einfiele, viel Aufhebens davon zu machen.

Jedermann weiß, daß die Klapperschlange einst als einer der gefährlichsten Feinde des amerikanischen Ansiedlers betrachtet wurde und daß sie bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin das Gebiet der Vereinigten Staaten in geradezu unglaublichen Mengen überschwemmte. Noch in den Dreißigerjahren gab es ihrer so viele, daß zwei auf das kostbare Schlangenfett erpichte Jäger im Verlauf von drei Tagen wohlgezählte 1104 Stück erlegen konnten, und die Zahl der durch Schlangenbiß herbeigeführten Todesfälle stand damals kaum hinter den schrecklichen Ziffern zurück, die uns noch jetzt aus den gefürchtetsten tropischen Schlangengebieten gemeldet werden.

Heute ist das glücklicherweise wesentlich anders geworden. Der fortschreitenden Kultur hat gleich anderen einheimischen Tiergattungen auch die Klapperschlange nicht standhalten können, und zur Ehre des viel verkanteten Rüsselträgers muß es gesagt werden, daß sich in diesem Fall besonders das Schwein als Pionier der Kultur erwiesen hat. Die Schlangenplage verminderte sich tatsächlich in demselben Verhältnis, in welchem die Schweinezucht in Amerika an Ausbreitung gewann, und außer dem Menschen hat das genannte giftige Reptil noch heute keinen unbarmherzigeren und blutdürstigeren Feind als das brave Schwein, dem das Fleisch einer frisch getöteten Klapperschlange offenbar den köstlichsten aller Leckerbissen bedeutet. So geschah es, daß weite Gebiete, in denen man ihrer vor fünf oder sechs Jahrzehnten noch auf Schritt und Tritt ansichtig werden konnte, heute ganz frei von Schlangen sind und daß man ihnen nur noch in den südlichen Staaten häufiger begegnet.

Man kann nicht behaupten, daß die Klapperschlange zu den schönsten ihres ost durch eine wahrhaft prächtige

Färbung und Zeichnung geschmückten Geschlechts zu zählen sei. Ihre Grundfarbe ist ein düsteres Graubraun mit unregelmäßigen schwarzen Querbinden, während die untere Seite ihres Körpers ein von schwarzen Punkten unterbrochenes schmutziges Weißgelb zeigt.



Ein Klapperschlangen-Lieblingsplätzchen.

Der Kopf ist oben und vorn mit Schildern, der ganze obere Leib mit länglich runden gekielten Schuppen, die Unterseite mit breiten Schildern bekleidet. Der Körper ist kräftig und der Hals deutlicher abgesetzt als bei den meisten anderen Schlangen.

Die Länge der Giftzähne, die bei der großen Kieferkraft der Schlange tief in die Wunde eindringen, macht ihren Biß besonders gefährlich. Das charakteristischste Merkmal der Schlange, dem sie ja auch

ihren Namen zu danken hat, ist die an der Spitze des Schwanzes befindliche, aus höchstens fünfzehn bis achtzehn dünnen, hornartigen, leicht zusammgedrückten Hohlkegeln bestehende Klapper. Die Hohlkegel sind in einer Reihe übereinander gestülpt, mit der Spitze nach dem Schwanzende gerichtet, und gegeneinander beweglich.

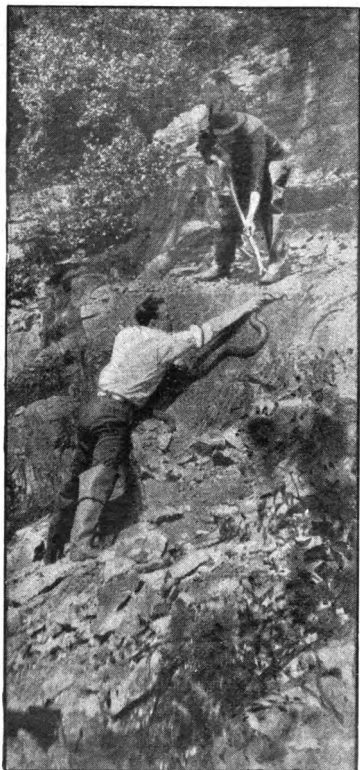
Befindet sich die Schlange in heftiger Erregung, namentlich im Zustande der Wut oder der Furcht, so bewegt sie diese Klapper mit außerordentlicher Geschwindigkeit hin und her. Dadurch wird ein eigentümliches dumpfes, an das Zirpen der Grille erinnerndes Rasseln hervorgerufen. Wird das Tier angegriffen und hat es nicht mehr Zeit, sein Heil in der Flucht zu suchen, so rollt es den über einen Meter langen Körper so zusammen, daß der Kopf in die Mitte zu liegen kommt. Sie erhebt dann den Kopf 20 bis 30 Zentimeter über den Erdboden, biegt den Hals S-förmig und steckt das Schwanzende mit der Kassel hinter der Biegung des Halses durch die Körperwindung. Im Klappern entwickelt sie eine außerordentliche Ausdauer und hört damit niemals früher auf, ehe sie sich nicht vollständig beruhigt hat.

Sehr alte Weibchen der Klapperschlange sollen eine Länge von 2 Meter erreichen, aber schon Exemplare von 1,6 Meter gehören zu den Seltenheiten. Über die Lebensdauer des Tieres liegen ganz zuverlässige Beobachtungen nicht vor, doch haben sie bei sorgfamer Pflege schon zehn oder zwölf Jahre in der Gefangenschaft ausgedauert. Mit ihresgleichen vertragen sie sich sowohl in der Gefangenschaft wie in der Freiheit vortrefflich, und kämpfende Klapperschlangen sind wohl kaum jemals beobachtet worden. Auch werden sie im Käfig bald ziemlich zahm, erkennen ihren Wärter

und zeigen sich niemals feindselig gegen ihn. Ihre Nahrung besteht aus kleinen Säugetieren, Vögeln und Lurchen, namentlich Fröschen. Größere Tiere, wie Eichhörnchen und Hasen, verschlingt die Schlange nur halb, bleibt darauf liegen, bis die eine Hälfte verdaut ist, und verzehrt erst dann die andere. Die Beute vergiftet sie vorher durch ihren Biß und wartet ruhig ab, bis das Ende eingetreten ist.

Daß sie ihre Opfer erdrückt, wie andere Schlangenarten, hat man nicht beobachten können. Unter Umständen freilich schlingt sie kleine Tiere hinunter, ohne sie vorher zu töten. Von einigen Forschern wird behauptet, daß sie nach der Mahlzeit einen penetranten, abscheulichen Geruch ausströme. In der Gefangenschaft aber zeigt sie diese Eigentümlichkeit nicht.

Die eifrigsten Schlangenjäger waren von jeher die Neger, denen es besonders darum zu tun war, sie



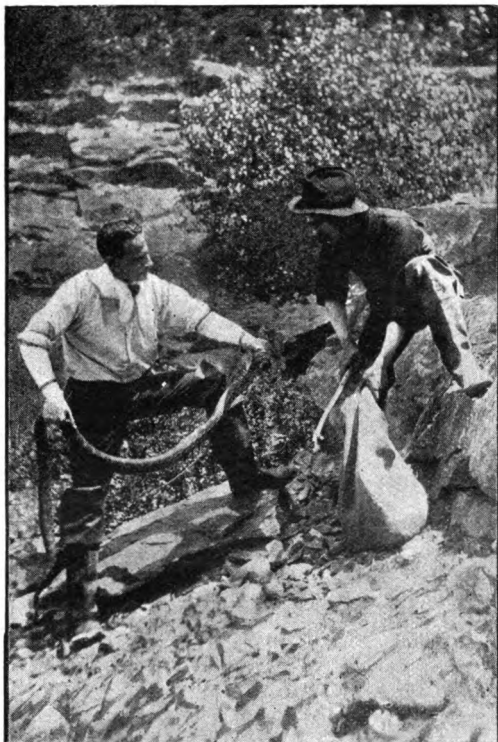
Ein kecker Griff.

lebendig zu fangen, da es ihnen Vergnügen machte, sie in der Gefangenschaft zu halten und zu zähmen. Noch jetzt bringen es viele von ihnen in der Dressur des bedenklichen Hausgenossen so weit, daß sich die Schlange wie ein Strich handhaben und um Schulter oder Brust ihres Eigentümers winden läßt.

Im Gegensatz zu den indischen Schlangenbeschwörern brechen die Neger dem Reptil die Giftzähne nicht aus, und die Folge davon ist, daß viele von ihnen die sonderlichen Dressurgelüste schließlich doch mit dem Leben büßen müssen. Zwar ist der Biß der Klapperschlange bei rechtzeitiger Anwendung geeigneter Mittel nicht unbedingt tödlich, aber die Folgen sind doch unter allen Umständen von der schwersten und schmerzhaftesten Art. Auch tritt, wenn der Ausgang ein unglücklicher ist, der Tod beim Menschen selten schon in kurzer Zeit ein. Ein von der Klapperschlange Gebissener lebt unter Umständen noch Tage, ja selbst Wochen; die gebissenen Stellen schwellen furchtbar an, eitern stark und verbreiten einen entsetzlichen Geruch, der es beinahe unmöglich macht, sich dem Verwundeten zu nähern. Brehm erzählt, daß ein kleiner Indianerknabe, der von einer Klapperschlange gebissen wurde, noch vier Wochen gelebt habe. Das Fleisch wurde bis auf die Knochen zerstört, man sah ihn buchstäblich von unten herauf verfaulen, und es war in der letzten Periode seiner Leidenszeit wegen des entsetzlichen Geruches unmöglich, an ihn heranzugehen.

Ein spezifisches und zuverlässig wirkendes Mittel gegen die Wirkung des Schlangenbisses ist bis jetzt nicht gefunden. Am besten bewährt sich immer noch der Alkohol in sehr großen Dosen. Auch einige den Indianern bekannte Pflanzenarten werden als Heilmittel sehr gerühmt, und viele Schlangenjäger tragen

beständig die gekauten Wurzeln dieser Pflanzen bei sich. Das Wirksamste ist und bleibt aber jedenfalls ein schleuniges Ausbrennen der Wunde durch Auflegen und



Reinliches Mann,
ST. PAUL, MINN.

Prächtiges Beutefüch.

Anzünden von feuchtem Schießpulver, das oft auch innerlich genommen wird, und die gleichzeitige Verabreichung sehr großer Mengen von Alkohol, der seltsamerweise bei einem von der Giftschlange Gebissenen nur schwach berauschend zu wirken pflegt.

Die Gefahr des Gebissenwerdens ist aber, wie schon erwähnt, in jenen Gegenden der Vereinigten Staaten, wo die Klapperschlange noch häufiger vorkommt, für



Lebend gefangen.

sehr viele durchaus kein Hindernis, sich mit großem Eifer der Schlangenjagd hinzugeben. Gewöhnlich wird der aufregende Sport lediglich aus Liebhaberei betrieben, denn unter die lukrativen Erwerbszweige

kann der Krieg gegen die Klapperschlange kaum gezählt werden. Ihre Haut ist nahezu wertlos, ihr Fleisch wird selbst von den rohesten Indianerstämmen verschmäht, und einen Handelsartikel geben höchstens die Klappern ab, die bei den Negeren für ein ausgezeichnetes Sym-



Eine Dublette.

pathiemittel gegen alle möglichen Krankheiten gelten. Aber auf den modernen Amerikaner scheint sich einiges von dem glühenden Haß vererbt zu haben, den seine Vorfahren begreiflicherweise gegen die Klapperschlange empfanden, und er wird ihre möglichst massenhafte Vertilgung darum immer als ein ebenso vergnügliches wie verdienstliches Werk betrachten.

Besondere Vorsichtsmaßregeln bei der Ausübung

der Jagd hält er dabei für ziemlich überflüssig. Er begnügt sich zumeist damit, die Beine durch hochreichende Stiefel von dickem Leder zu schützen, das dem Eindringen der spitzigen Schlangenzähne wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Die einzige Waffe, mit der er sich ausrüstet, ist ein mäßig langer, oben gegabelter Stock, der dazu dienen soll, die Schlange durch Einklemmen des Halses so lange am Boden festzuhalten, bis ihr mit einem zerschmetternden Schlag auf den Kopf deraraus gemacht worden ist. Viele lieben es, die Jagd allein auszuüben, meist aber tun sich zwei gleichgesinnte Sportfreunde zu diesem Zweck zusammen, und in diesem Fall betrachtet man die Sache als beinahe ungefährlich.

Der Lieblingsaufenthalt der Klammerschlangen sind Ortlichkeiten, wo felsige, sonnige oder überhaupt öde Anhöhen von fruchtbaren, grasigen Tälern, Flüssen, Bächen oder Quellwiesen begrenzt werden. Nur wenn regelmäßiger schwerer Tau die Ebene erfrischt, sind sie dort anzutreffen. Sie sind gegen den Witterungswechsel höchst empfindlich und wechseln ihren Aufenthaltsort schon während des Tages beinahe stündlich. Zur Zeit der Mittagshize pflegen sie trockene, schattige Stellen aufzusuchen, ohne sich zu weit von sonnigen Plätzen zu entfernen, und einzig, wenn während mehrerer Nächte kein Tau gefallen ist, halten sie sich an den Rändern von Pfützen oder Bächen auf. Ins Wasser selbst gehen sie aber nur zum Jagen oder auf der Flucht, obwohl sie ausgezeichnet schwimmen.

Bei der Annäherung des Menschen, den sie kaum anders als zum Zwecke der Verteidigung angreifen, versuchen sie es immer erst mit der Flucht, und im Gegensatz zu ihrer sonstigen hochgradigen Trägheit wissen sie dabei eine ganz erstaunliche Schnelligkeit zu

entwickeln. Es bedarf schon einer ziemlichen Behendigkeit, um ihrer habhaft zu werden, und einer nicht zu unterschätzenden Beherztheit, um sie, wie es viele Schlangenjäger unbedenklich tun, mit den bloßen Händen zu greifen. Das Kunststück, gleich ihrer zwei auf einmal dingfest zu machen, wie es der junge Mann auf unserem Bilde S. 101 unternimmt, erfordert allerdings eine ganz besondere Gewandtheit und Sicherheit, die nicht jedermann zu Gebote steht.





Cagliostro der Zweite.

Novelle von W. Harb.



I. (Nachdruck verboten.)

Der Besitzer der „Villa Maria“, Herr Leopold Winter, hatte wohl gewußt, weshalb er sein mit allen Bequemlichkeiten ausgestattetes Hotel nebst Fremdenpension gerade auf dieser Stelle vor einigen Jahren erbaute. Es war ein idyllisches Fleckchen Erde. Von der eleganten, mit Topfgewächsen verzierten Terrasse sowie von der vielsenstrigen Front des weitläufigen, im modernen Willenstil errichteten Hauptgebäudes schaute man über die sanft abfallenden Gartenanlagen hinweg auf ein entzückendes Panorama. Kulissenartig vorspringende, oft eigenartig geformte Felsen und im herrlichsten Waldesgrün prangende Berggruppen umrahmten die tiefblauen Fluten eines Gebirgssees, an dessen Ufer weitverzweigte schöngepflegte Wege den erholungsbedürftigen Spaziergängern mannigfaltige Augenweide boten. In der Ferne ragten über den Spitzen der höchsten Tannen in reinem Weiß die Schneegipfel der Alpenkette hervor, die zuweilen in der Dämmerung in wunderbarem rosenroten Schein zu leuchten begannen. Ja, es war ein bevorzugtes, paradiesisch schönes Fleckchen Erde — und welche Luft! Der elegante Oberkellner Philipp machte jedesmal ein ganz verzücktes Gesicht, wenn er neu ankommenden Fremden von den unübertrefflichen Vorzügen der kräftigenden

Gebirgsluft erzählte. Dann kniff er die Augen zu und sog mit weitgeöffneten Rüstern beide Lungenflügel bis zum letzten Eckchen voll, einerlei, ob er sich auf der von balsamischen Lüften umwehten Terrasse befand, in der Küche oder in dem mit Zigarrendampf erfüllten Rauchzimmer.

Das Hotel war während der Hochsaison in der besten Sommerzeit vorzüglich besucht. Nicht nur wegen der wunderbar schönen Lage, sondern auch wegen der ganz ausgezeichneten Küche des Herrn Winter war Villa Maria schnell bekannt und berühmt geworden, und mancher Fremde blieb länger, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Freilich war die Rechnung, die der Oberkellner mit dem liebenswürdigsten Lächeln bot, von respektabler Höhe, die Preise recht gepfeffert, aber die Herrschaften, welche sich in Villa Maria niederließen, konnten den Ueberlaß meist gut vertragen und nahmen denselben in Anbetracht der dafür gebotenen Genüsse gern in Kauf. Auch in diesem Jahre hatte sich der Besuch der Villa recht verheißungsvoll angelassen, und Herr Winter rieb sich schmunzelnd die fetten Hände, wenn er, den voraussichtlichen Gewinn überschlagend, mit dem stereotypen Lächeln auf dem wohlwollenden Gesichte, die Schar seiner Gäste durchwandelte und artig begrüßte.

Seit einigen Tagen jedoch machten Herr Winter und Philipp, der geschniegelte „Herr Ober“, und dann pflichtmäßig auch die ganze Schar der schwarzbefrachten Kellner plötzlich sorgenvolle Gesichter. Es regnete. Und zwar regnete es nicht in jener angenehmen, erfrischenden Weise, welche alle Kreaturen erquickt, wenn der Himmel nach langer Dürre ein Einsehen hat und die durstige Erde durch einen sanften Sprühregen oder auch durch einen ergiebigen Guß aus wassericheren Wolken

besprengt — nein, es floß in gleichmäßigen dicken Bindfaden vom grauen Himmel herunter, plätscherte unaufhörlich mit näselndem Tone in den Dachrinnen, klatschte mit einförmigem Anprall auf die leichtgebauten Dächer der Veranda und verwandelte die sonst im Sonnenglanze so wunderbar anmutende Gegend in ein graues nebeliges Einerlei. Mit schweren Kummerfalten im würdevollen Antlitz schaute Herr Winter in den herabfließenden Regen, um sich jedesmal mit tiefem Seufzer wieder abzuwenden. Die Gäste umlagerten das Barometer in der Eingangshalle, besprachen eifrig die Wetterausichten und frohlockten bei jedem schwachen Kletterversuche, den das Quecksilber in seiner Röhre anstellte.

Vergebens! Mit jedem neuen Tage zeigte das Firmament dasselbe trostlose Gesicht, und wenn einmal Frau Sonne den schüchternen Versuch machte, durch einen Spalt in den schweren Vorhängen auf die nasse Erde herabzulächeln, gleich verdoppelten Wind und Wetter ihre Gewalt und zwangen die Sommergäste zu einem unfreiwilligen Nichtstun in den allerdings pompös ausgestatteten Räumen der Villa Maria. Gähnende Langeweile drohte sich einzuschleichen. Die Gesprächsstoffe versiegt, alle Unterhaltungsspiele waren zum Übermaß durchprobiert. Hie und da machte man ernstliche Anstalten zur Abreise.

Verzweiflungsvoll rangen Wirt und dienstbare Geister jetzt die Hände.

Da nahte die Hilfe, und zwar in einer Weise, wie sie niemand erwartet hatte.

Das gemeinsame Unglück schmiedet die Menschen zusammen; in einer verregneten Sommerfrische nähern sich die sonst mehr getrennten Gruppen der Gäste einander und schließen flüchtige Bekanntschaften, die zu nichts verpflichten und eben nur so lange Dauer

haben, wie die Umstände es mit sich bringen. Der vornehme Hamburger Konsul Ehlers nebst Frau und Tochter würde unter anderen Verhältnissen wahrscheinlich es weit abgewiesen haben, mit dem dicken Berliner Parvenü, dem Herrn Hasenkamp und seiner pfauartig gespreizten, lächerlich aufgepuzten Gemahlin Bekanntschaft zu schließen, und die kleine wunderhübsche Professorstochter Hanna Wendel, die mit Vater und Mutter gekommen war, würde sich schwerlich daheim in München, wo sie in den ersten Kreisen auf den Bällen zu glänzen gewohnt war und von den ersten Größen der Geistesaristokratie umschwärmt wurde, solche Verehrer ausgesucht haben, wie es die beiden phrasenhaften Modejünglinge waren, deren Artigkeiten sie sich hier in Ermanglung von etwas Besserem gefallen ließ.

Die Gefängnishaft, welche der unaufhörliche Regen über die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft verhängte, machte aus all den verschiedenen Elementen eine große Familie; jedes Glied steuerte zur Unterhaltung nach Kräften bei und stellte seine Talente in den Dienst der Allgemeinheit.

Soeben hatte Fräulein Eleonore Sanftleben, eine schon etwas angejahrte überschlankte Jungfrau, mit zwar recht dünner Stimme, aber desto mehr Wärme des Ausdrucks und seelischer Vertiefung zum soundsovielten Male eines ihrer Lieder vorgetragen, deren sie drei auf ihrem Repertoire hatte, und war wiederum durch eifrigen Beifall belohnt worden. Der eine der beiden Verehrer Fräulein Hannas, Herr Feodor Gurspell, dem die Goldfische seines Vaters, eines großen Weinbergbesizers am Rhein, ein tatenloses Umherstreifen gestatteten, hatte zum soundsovielten Male eine seiner natürlich „selbsterlebten“ sehr witz-

und geistreichen Geschichten zum besten gegeben und ein Lächeln auf die Lippen seiner Zuhörer gezaubert — nur Herr Hasenkamp aus Berlin brach in ein dröhnendes Gelächter aus, das die Nerven einiger zarter besaiteter Damen unliebsam erschütterte — da erschien ein neuer Gast auf der Bildfläche.

Schon seit einigen Tagen war wegen des Unwetters kein Fremder mehr in Villa Maria eingekehrt; diesen schien Wind und Regen nicht abzuhalten. Niemand wußte zu sagen, wie er hereingekommen, welches Gefährt ihn durch die Unbilden der Witterung herbeigeführt — auf einmal war er da, ließ sich von dem dienst-eifrig zuspringenden Kellner Mantel und Reisetasche abnehmen und überflog mit einem schnellen mustern den Blick die in dem geräumigen Unterhaltungssalon versammelten Gäste.

Bei seinem Eintritt verstummte Herrn Gorpells etwas blechernes Organ, die Vorgnetten einiger älterer Damen richteten sich forschend auf den Ankömmling, und in der Schar der jüngeren Damenwelt entstand eine gewisse Bewegung. Alles gestand sich stillschweigend, selten eine so interessante Männererscheinung gesehen zu haben. Die kraftvolle schlanke Gestalt umschloß ein tadellos gearbeiteter eleganter dunkler Sommeranzug, prachtvolles schwarzes Haar und ein kurzgehaltener Bart von der gleichen Farbe umrahmten ein kühn geschnittenes Antlitz, in dem ein Paar sprechende dunkle Augen funkelten; auf den ersten Blick gewahrte man, daß man es hier mit einer impulsiven, willensstarken Herrennatur zu tun hatte, die gewohnt war, zu herrschen und alles unter ihren Willen niederzuzwingen.

Der ungewöhnliche Fremde, der aller Blicke immer und immer wieder auf sich zog, hatte sich mit vornehmer Nachlässigkeit auf einem leeren Plaze niedergelassen

und machte mit scharf akzentuierter, tiefer und wohl-lautender Stimme eine Bestellung. Dann schien er eine Weile so sehr in die Lektüre einer zufällig vor ihm liegenden illustrierten Zeitschrift vertieft, daß er die übrige Gesellschaft nicht beachtete. Aber wer genauer zusah, würde bemerkt haben, daß unter den halb herabgelassenen Lidern die schwarzen Augen unablässig umherliefen und unbeobachtet die Anwesenden einer scharfen Prüfung unterzogen.

„Welch ein dämonisch schöner Mensch!“ bemerkte Fanni Ehlers. „Wer mag das sein?“

„Na, wer wird's groß sein?“ warf Herr Guppell abfällig hin, indem er nicht ohne Neid sah, mit welchem Interesse die jungen Damen den Neuangekommenen betrachteten. „Es sieht mancher wie ein Graf aus und entpuppt sich nachher als ein Schuster oder Schneider. Ich habe auf meinen vielen Reisen oft die Erfahrung gemacht, daß —“

„Wir werden ja bald erfahren, wer es ist,“ meinte Hanna Wendel. „Ich werde mich schon hinter den Oberkellner stecken, wenn er seinen Namen in das Fremdenbuch eingetragen hat.“

„Eine eigenartige Erscheinung,“ sprach Fräulein Eleonore Sanftleben, indem sie ausdrucksvoll mit den Augenlidern zwinkerte und einen schmachttenden Blick zu dem Fremden hinüberwarf.

„Jedenfalls ein bedeutender Mensch,“ sagte der Konsul Ehlers, der sich auf die Beurteilung von Personen verstand, zu seiner Frau, „bedeutend entweder im Guten oder Bösen, vielleicht ein gefährlicher Mensch. Na, wir werden ja sehen.“

Herr Winter war unterdes unter Händereiben und mit seinen ihm zur Gewohnheit gewordenen Büdclingen an den Gast herangetreten, bedauerte die ungünstige

Witterung und fragte zuletzt, ob sein Haus die Ehre haben werde, den Herrn längere Zeit zu beherbergen. Trotzdem die Gesellschaft lange Hälse machte und die Ohren spitzte, war es doch leider niemand möglich, ein Wort der leise geführten Unterhaltung zu verstehen. Schließlich erhob sich der Fremde und schritt in Begleitung des Wirtes zur Tür des Saales hinaus. Als nach einer Weile Herr Winter allein zurückkehrte, bestürmte man ihn allerseits mit Fragen. „Wer ist es? Wird er länger bleiben? Wie heißt er? Wo kommt er her?“

„Gleich, gleich, meine Herrschaften,“ erwiderte der Wirt schmunzelnd und legte den ungedulbigen Fragern das Fremdenbuch vor, in welchem der interessante neue Gast mit großen steilen Buchstaben seinen Namen eingetragen hatte: Professor Sironi aus Mailand.

„O, ein Italiener — wie interessant!“

„Er spricht doch vollkommen Deutsch?“

„Hat der Herr auf längere Zeit Zimmer bestellt?“ so schwirrte es aufs neue durcheinander.

„Der Herr scheint vollkommen der deutschen Sprache mächtig zu sein,“ antwortete der Wirt wichtig, „der Aussprache merkt man freilich sofort den Ausländer an. Er hat zwei schöne Zimmer nach vorn heraus auf unbestimmte Zeit bestellt, die Herrschaften werden also das Vergnügen haben, bald seine Bekanntschaft zu machen. Scheint ein sehr reicher Herr zu sein — ja, ja — dafür haben wir so unsere kleinen Anzeichen. Aber nervös, sehr nervös! Die Kellner und Hausmädchen jagt er im Hause umher und fährt sie nicht schlecht an, wenn nicht alles gleich nach Wunsch geht. Ja — sehr nervös! Vielleicht überarbeitet, der arme Herr.“

„Ist er verheiratet?“ fragte Frau Konsul Ehlers.

„Ober verlobt?“ ergänzte ein kleiner naseweiser

Badfisch, bei der Frage aber doch über und über errötend und sich hastig zurückziehend.

„Auch hierin kann ich Ihnen dienen, meine Herrschaften. Der Herr Professor trugen, wie ich genau bemerkt habe, nicht einen einzigen Ring an den Händen.“

Die Thür öffnete sich, und der Fremde trat wieder ein. Sein Auge gewahrte auf den ersten Blick, daß die eifrig tuschelnde, den Wirt umstehende Gesellschaft sich mit seiner Person beschäftigte, und er schien von dieser Wahrnehmung sehr befriedigt. Man tat freilich so, als sei ein ganz anderes Thema besprochen worden.

Beim gemeinschaftlichen Abendessen, zu dem eine große auf der Terrasse aufgehängte Ruhglocke mit weithin schallender Stimme die Insassen von Villa Maria zusammenzurufen pflegte, erfolgte endlich die Vorstellung des neuen Gastes. Von verschiedenen Seiten war an den Wirt das Ansinnen gestellt worden, dem Herrn Professor Sironi einen Platz in der Nähe des eigenen lieben Ichs zu geben, aber Herr Winter, der doch alle diese Wünsche nicht berücksichtigen konnte, blieb bei seiner Tischordnung, und so kam der interessante Italiener in die unmittelbare Nähe der zuletzt angekommenen, und das waren das Berliner Ehepaar Hasenkamp und Fräulein Eleonore Sanstleben.

Die letztere — der „alte Zeugständer“, wie Fräulein Hanna Wendel etwas böshaft und nicht ohne eine neidische Anwandlung bemerkte — nahm den Herrn Professor sofort für sich in Beschlag. In schwärmerischer, etwas süßlicher Weise sprach sie von dem schönen Italien, dem Lande ihrer Sehnsucht, der Heimat der großen Künstler und Dichter, dem Eldorado für alle die, denen die Empfänglichkeit für alles Große und Schöne nicht fremd ist.

„Ach, Italien — Mailand — der Dom —“ flötete sie, „wie sind Sie zu beneiden, Herr Professor, um

Ihre herrliche Heimat! Stets war es mein Traum, alle die geweihten Stätten einmal zu betreten; leider gestatteten mir meine Mittel bisher nicht, diesen sehnlichen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen.“

Professor Sironi schien nicht nur ein sehr gelehrter, sondern auch ein sehr galanter und liebenswürdiger Herr zu sein. Er ließ sich dazu herbei, seiner Nachbarin, die sich sichtlich Mühe gab, alle ihre halb vergessenen und verstreuten Kenntnisse über das Land jenseits der Alpen zu sammeln und zur Geltung zu bringen, in feuriger Weise Auskunft zu geben, und sprach so interessant, daß die ältliche Jungfrau in Wonne und Entzücken schwamm.

„Gnädiges Fräulein sind noch jung und haben voraussichtlich noch ein langes Leben vor sich,“ sagte der Professor mit dick aufgetragener Schmeichelei, indem seine funkelnden schwarzen Augen die Dame verwirrend anblickten, „wer weiß, wie bald Sie mein Heimatland aus eigener Anschauung kennen lernen. Es würde mir selbstverständlich eine besondere Freude sein, Sie einmal in Mailand zu begrüßen.“

Fräulein Eleonore war hingerissen. Das war ihr lange nicht mehr passiert, daß ein junger Mann, und noch dazu ein so bedeutender und sicherlich berühmter Herr, mit so ungemeiner Liebenswürdigkeit sich um ihre Person bemühte. Immer mehr noch wuchs ihr Entzücken, als der Herr Professor nicht aufhörte, im Verlaufe des Gesprächs, das ihr das interessanteste dünkte, das sie je erlebt, sie mit zarten Huldigungen zu überschütten. Ein Wonnegefühl schlich sich in ihre Brust, triumphierend überschaute sie die Tafel. Dieser Abend entschädigte für manches; und wer weiß? Ja, wer weiß, was die Zukunft noch bringt? Des Schicksals Wege sind oft wunderbar, und die Liebe führt

die gleichgestimmten Seelen oft auf ungewöhnlichen Pfaden zueinander. Bald redete sie ihren geistreichen Tischnachbarn mit „lieber Professor“ an und legte ihre ganze Seele in ihren Blick.

Auf der anderen Seite saß das Ehepaar Hasenkamp. Es gereichte dem feinen Takt des hochgebildeten Professors zur großen Ehre, daß er die platten und oft von derbem Gelächter begleiteten Reden des Herrn Hasenkamp in verbindlichster Weise beantwortete und auch der auffällig gekleideten Frau Hasenkamp gegenüber den rechten Ton fand. Gewiß hatte sein scharfer Blick sofort erkannt, welcher Gesellschaftsphäre das Berliner Ehepaar entstammte; nichtsdestoweniger blieb er die Artigkeit und Zuborkommenheit selber.

„Ich freue mich,“ sagte Sironi mit seinem so angenehm ausländisch klingenden Organ, „in Ihnen, meine Herrschaften, zwei Vertreter jener so mächtig aufstrebenden deutschen Geistesmetropole kennen zu lernen. Ich schwärme für die Deutschen. Ich darf sagen, ich lerne jedesmal viel, wenn ich in Deutschland weile und mit gebildeten Deutschen mich unterhalten darf. Sie, gnädige Frau, möchte ich besonders bitten, mir Ihre gütige Belehrung über allerlei Wissenswertes nicht vorzuenthalten. Es ist mein Prinzip, die Frauen im fremden Lande besonders zu studieren, da ich weiß, welchen veredelnden und bildenden Einfluß die Frau — und zwar in jedem Lande wieder auf eigene Weise — auf uns Männer hat. Sie wissen ja, wie Ihr großer Dichter Goethe sagt:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.“

„Das ist noch 'n Mann,“ sprach Frau Karoline Hasenkamp ungeniert und laut zu ihrem Ehegespons. „Der versteht es. Daran sollt'st du dir 'n Beispiel

nehmen. — Ach, Herr Professor, Sie glauben gar nicht, wie's mich nach dem Feinen und Gebildeten hinzieht und wie gerne ich mich belehren lasse in Kunst und Wissenschaften. Aber was mein Mann ist, der kloppst sich aufs Portemonnaie und sagt: ‚Hier die Kröten sind die Hauptsache, alles andere ist Schwindel!‘ Ach, was man für 'ne Arbeit hat mit so 'nem Mann! Keine zehn Pferde kriegen ihn in 'ne Bildergalerie, und in 'nen gebildeten Vortrag geht er mein' Lebtag' nicht hinein. Aber ich interessiere mich schrecklich für alles Geistige und fürs Ausländische erst recht. Um Vergebung, was treiben Sie eigentlich für 'ne Wissenschaft?“

„Mein eigentliches Fach ist die Astronomie und die Physik,“ sagte der Professor höflich.

„Gott, wie interessant! In Berlin haben wir auch 'ne große Sternwarte, aber ich muß sagen, ich bin noch nicht da gewesen. Friß, hörst du, der Herr ist ein Astronom! Wenn wir wieder nach Hause kommen, müssen wir uns das auch mal ansehen.“

Friß Hasenkamp erwiderte phlegmatisch, er bleibe lieber unten auf der Erde, und der Professor meinte lächelnd, er könne es dem Herrn Gemahl nicht verdenken, wenn derselbe sich mehr dem Studium der Sterne zuwendete, die hier unten auf der Erde leuchten. „Aber alle Achtung vor Ihnen, gnädige Frau,“ fügte er mit einem fast bewundernden Blick aus seinen verführerischen Augen hinzu, „daß Sie ein so warmes Interesse für meine schwierige Wissenschaft bezeigen. Man findet das wahrlich nicht oft bei Damen.“

Frau Karoline Hasenkamp errötete bis unter die Haarwurzeln. Sie war noch jung und nicht unempfänglich für solche Schmeicheleien. An der Seite ihres Friß hatte sie es ja ganz gut, aber seitdem ihr Mann durch Armeelieferungen reich geworden war, suchte sie

überall, so gut sie konnte, den fühlbaren Zwiespalt auszugleichen, der, wie sie wohl empfand, sie von der eigentlichen gebildeten Welt trennte. Dazu kam ein Hang zum Romantischen, eine Schwäche für alles Außergewöhnliche, — kein Wunder, daß der geschmeidige Professor einen tiefen Eindruck auf sie machte. Sie hatte nicht unschöne, aber grobe Züge; nur der entsetzliche Geschmack in der Toilette verdarb alles.

Professor Sironi schien ein feiner Frauenkenner zu sein, und er benutzte seinen Vorteil. Er hätte es gar nicht raffinierter anfangen können, wenn er die Absicht gehabt hätte, diese Frau langsam zu umgarnen und in den Bann seiner Persönlichkeit zu ziehen. Immer mehr röteten sich die Wangen der Berlinerin, immer gespannter horchte sie auf den Vortrag des Professors, der sie in geblümter Rede einen Blick tun ließ in die Wunder des Himmels.

„Sie sagten, lieber Professor,“ begann Fräulein Sanftleben, „daß Ihre eigentliche Wissenschaft die Astronomie und Physik sei; welche andere Kunst betreiben Sie denn noch nebenbei?“

In den Augen Sironis blitzte es auf. „Meine Verehrteste,“ sprach er, „ich darf mich allerdings noch anderer Kenntnisse rühmen. Besonders in den letzten Jahren habe ich mich mit den Geheimnissen des Spiritismus und Okkultismus beschäftigt, habe die kabbalistische Philosophie aller Zeiten und Völker einer eingehenden Prüfung unterworfen und mich auf alle die dunklen Gebiete begeben, in denen der Menscheng Geist augenscheinlich noch in den Anfangsgründen des Wissens umhertappt. So kommt es, daß ich in allen Zweigen der Magie heimisch bin, dem Somnambulismus, dem Hypnotismus, dem Gedankenlesen und verwandten ähnlichen Dingen.“

Fritz Hasenkamp rüdtte furchtſam mit dem Stuhle.
 „Da ſind Sie wohl ein richtiger Zauberkünſtler?“

„Wenn Sie wollen, auch dieſes,“ bemerkte Sironi verbindlich. „Nur dürfen Sie mich nicht mit jenen gewerbsmäßigen Künſtlern verwechſeln, welche durch ihre Fingerfertigkeit das leichtgläubige Publikum in Erſtaunen ſetzen. Wie geſagt, ich betreibe alle dieſe Sachen nur nebenbei und immer im ſtreng wiſſenſchaftlichen Sinne. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß ich mich auch praktiſch verſuchte, und ſo habe ich mir denn im Laufe der Zeit viele der Kniffe und Fertigkeiten angeeignet, welche bei jenen ſogenannten Künſtlern mit zum Handwerk gehören.“

„Nein — was Sie ſagen! Da können Sie auch wohl Geiſter erſcheinen laſſen und Tiſchklopfen veranſtalten und alle die grüſeligen Experimente vornehmen, welche ich einmal von einem Magnetiseur geſehen habe?“ fragte Frau Hasenkamp voller Erſtaunen.

„Gewiß, meine Gnädige, ich würde damit dienen können.“

„Fritz, hörſt du, was der Herr Profeſſor alles kann?“

„So was ſehe ich für mein Leben gerne,“ ſagte Fritz.

„O lieber Herr Profeſſor!“ rief Fräulein Sanſtleben in den zartefteſten Tönen, „wie würden Sie uns alle erfreuen, wenn Sie in dieſen böſen Tagen, da wir wegen des ſchredlichen Regenwetters vor Langerweile beinahe alle ſterben, uns durch Ihre große Kunſt aufheitern wollten. Nicht wahr, ich tue keine Fehlbitte?“

Sironi ſchaute der Sprecherin ſo nachdrucksvoll in die Augen, daß dieſe verwirrt und errötend ihren Blick ſenkte.

„Meine Gnädigſte,“ begann er dann, „ich verſtehe

zwar nicht recht, wie hochgebildete Menschen in solch zahlreicher Gesellschaft sich langweilen können — aber sei's drum. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann, werde ich mit meiner schwachen Kunst nicht hinter dem Berge halten. Ich bin freilich wenig darauf eingerichtet, da ich lediglich meiner Gesundheit halber mich in diese Täler begeben habe — Sie können sich denken, daß meine vielseitige Beschäftigung Nervosität und Abgespanntheit hervorruft —, aber ich kann den schönen Augen der Damen solche Bitte nicht gut abschlagen.“

Die Unterhaltung wurde nun so lebhaft, und der Jubel an der Ecke, wo der Italiener saß, so groß, daß nach aufgehobener Tafel alsbald alle Gäste herankamen, um die persönliche Bekanntschaft des Herrn Professors zu machen.

Bald bildete dieser den Mittelpunkt der Gesellschaft, und das mußte man gestehen, er war der Mann dazu, mit seinem prächtigen Konversationstalent, mit seinem vielseitigen Wissen und nicht zum mindesten durch seine faszinierende äußere Erscheinung und durch seine feinen Manieren einen großen Menschenkreis auf das angenehmste zu unterhalten. Mit seinen sprühenden Blicken und ausdrucksvollen südlichen Gesten begleitete er seine Auseinandersetzungen, die, weit entfernt von lehrhafter Pedanterie, einen jeden zur Gegenrede anregten und in jeder Seele verwandte Saiten erklingen ließen.

„Ein prachtvoller Mensch!“ sagte Frau Professor Wendel. „Der hat uns gerade gefehlt. So lebhaft ist es noch nie zugegangen.“

Herr Winter war in sehr vergnügter Stimmung. Der Mensch war ja bei dem ewigen Regenwetter ganz unbezahlbar. Nun wird so leicht keiner an die

Abreise denken, sagte er bei sich selbst. Sonst pflegte das Gespräch gegen Abend fast ganz zu verstummen, und eine Gruppe nach der anderen verschwand frühzeitig im Schlafgemach, jetzt holten die Kellner eine Flasche Wein nach der anderen aus dem Keller herauf, und es summt in dem großen Gastzimmer wie in einem aufgestörten Bienenkorbe. Die jungen Damen umschwärmten die hohe Gestalt des der Magie kundigen Gelehrten, und für jede hatte er ein ausdrucksvolles Wort und einen vielsagenden Blick. Der Professor verstand vortrefflich die Kunst, in einer jeden den Glauben zu erwecken, an sie besonders wende er seine Worte und verschwende er den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit. Mit Fräulein Hanna Wendel plauderte er über Malerei und schien sehr bewandert in den Kunstfälen Münchens, mit Fräulein Fanni Ehlers über das Meer und seine unergründliche Schönheit, mit Fräulein Eleonore Sanstleben über geheime Anziehungskraft der Seelen und Willensbeeinflussung.

Frau Hasenkamp aber schien ganz und gar im Banne seiner gefährlichen Augen zu stehen, denn sie wich kaum von seiner Seite. Ihr Gatte war für sie vollständig Luft. Zum ersten Male zog sie einen Vergleich zwischen ihrem prosaischen, ganz in seinen Geldgeschäften aufgehenden Ehemann und einem anderen, der ihn in jeder Weise überragte, und die Waagschale des Gatten sank tief hinab. Die alten Damen waren nicht minder schnell erobert.

Bei den Herren waren die Meinungen zuerst geteilt. Die jüngeren unter ihnen, besonders Herr Feodor Guppell, waren anfangs verstimmt, weil sie, auf der ganzen Linie geschlagen, sich durchaus in die zweite Reihe gedrängt sahen; aber bald erklärten sie, der Professor sei ein scharmanter Mensch und erkannten

willig seine Überlegenheit an. Herr Gурpell war begeistert, als der Fremde sofort eine ganz bedeutende Bestellung in Rheinweinen bei seiner Firma machte und dazu versprach, in seinem großen Bekanntenkreise eine warme Empfehlung folgen zu lassen.

Nur der Professor Wendel und der Konsul Ehlers blieben zurückhaltend. Der erstere war von der Art, mit welcher der südlische „Kollege“ sein Wissen an den Mann brachte und sich zum Mittelpunkt der Geselligkeit aufwarf, wenig erbaut. Er liebte mehr das stille Wesen des deutschen Gelehrten, das nicht prunkt und nicht bejubelt werden mag. Wie tief das Können des Italieners sei, konnte er nicht beurteilen, da er als Sanskritforscher auf einem ganz anderen Gebiet arbeitete. Der alte Konsul Ehlers aber hatte kein Gefallen an den faustbiden Schmeicheleien, mit denen der Mailänder um sich warf, und hielt denselben wegen des Bombardements, mit dem er aus seinen Augen den weiblichen Teil der Gäste unausgesetzt überschüttete, für einen gefährlichen Don Juan und Courmacher.

Sie sprachen auch darüber miteinander. Wendel meinte freilich, man müsse dem feurigen Naturell des Romanen manches zu gute halten, aber Konsul Ehlers nahm eine kühle und abwartende Haltung ein; er hatte zu viel erlebt in der Welt, um sich allein durch äußere Vorzüge blenden zu lassen.

Mit einem wundervollen weichen Bariton sang jetzt Sironi, indem er sich selbst begleitete, ein italienisches Lied und ließ auf vieles Bitten noch einige jener kleinen volkstümlichen Liebeslieder folgen, wie sie in der Lagunenstadt von den jungen Venezianern gesungen werden.

„Das ganze Weibervolk schnappt heute abend noch über,“ meinte der Konsul, als er den stürmischen Beifall

gewahrte, der einem jeden der Vortragsstückchen folgte. Man schien sich gar nicht trennen zu können. Gegen Mitternacht war der ganze Kreis noch vollständig beisammen und verfolgte mit atemloser Spannung eine Reihe von Kunststückchen, die der Professor zum besten gab. Mit verblüffender Fertigkeit führte er eine Reihe von Kartenkunststücken vor, ließ Gegenstände verschwinden und erriet die geheimsten Gedanken der Anwesenden. Dabei verwahrte er sich immer wieder dagegen, daß diese Manipulationen zu seiner eigentlichen Wissenschaft gehörten; er habe sie nur „nebenher“ gelernt. Zu nett war es von ihm, daß er bereitwilligst bei einzelnen Experimenten die Erklärung auf dem Fuße folgen ließ. Man war entusiastiert und bezaubert.

Fräulein Sanftleben wollte durchaus noch eine „Sitzung“ veranstalten und mit den Geistern in nähere Berührung treten, als Sironi erklärte, zu abgespannt zu sein, um noch solche aufregende Versuche zu machen. Gern sei er ein andermal bereit, allen Wünschen, soweit es in seiner Macht stehe, entgegenzukommen. So empfahl er sich und begab sich, von Philipp auf das respektvollste geleitet, auf seine Zimmer.

Die Zurückbleibenden waren wie in einem Banne, der sich erst allmählich löste. Der kleine Bäckfisch fieberte ordentlich. Hanna Wendel sagte dem Herrn Gurspell so zerstreut Gutenacht, daß dieser wieder eine eifersüchtige Regung verspürte. Fanni Ehlers hatte so hochrote Backen, daß der Konsul sie fast besorgt anschaute. „Ob er nicht doch ein Gauner ist?“ dachte er im stillen. „Wer kann's wissen? Ich traue nicht recht.“

Am selbigen Abend noch kam der Name „Cagliostro“ auf, der dem dämonischen Professor, welcher sicherlich, wie jener berühmteste Abenteurer des achtzehnten

Jahrhunderts, alles für sich einzunehmen verstand, seitdem verblieb. In Villa Maria aber ist in den vorzüglichen Betten selten eine Nacht allerseits so schlecht geschlafen worden.

2.

Es regnete unaufhaltfam weiter. Aber Wirt und Kellner zeigten keine besorgten Mienen mehr, und das Wetterglas vorn bei der Eingangstür stand einsam und verlassen.

Als Konsul Ehlers zum appetitlich gedeckten Frühstückstisch schritt, vernahm er aus dem Nebenzimmer das hohe piepende Organ des Fräulein Cleonore Sanftleben.

„Na, sind die Weiber schon wieder mit dem Professor beschäftigt?“ dachte er.

„Ach, ich finde die italienische Sprache himmlisch,“ ertönte es nebenan. „Diese weichen melodischen Laute — es ist wie Musik. Aber freilich, man muß sie von einem Italiener hören, der über eine solche Stimme verfügt wie Sie, Herr Professor.“

Es blieb unverständlich, was Sironi erwiderte. Die Redenden entfernten sich.

Am Kaffeetische sprach man nur von Cagliostro und von dem wundervollen Abend, den man gestern verlebte.

Als der Konsul auf die Terrasse trat, um trotz des Regens ein wenig von der köstlichen Luft zu schlürfen, fragte ihn der Oberkellner Philipp: „Haben der Herr Konsul nicht den Herrn Professor Sironi gesehen?“ Und als er zu seiner Ehehälfte zurückkehrte, empfing ihn diese auch wieder mit der Bemerkung: „Wo bleibt denn unser lieber Sironi?“

„Das weiß der Ruckuck,“ sagte Ehlers. „Ihr seid wohl alle verheert? Wohin ich höre, tönt mir dieser

Name in die Ohren. Nehmt euch nur in acht, daß dieser Zauberkünstler euch nicht ganz und gar verdreht macht. — Liebe Fanni, dir gilt das ganz besonders. Der Professor hat ein paar verteufelte Augen im Kopf, die einem jungen Mädchen wohl gefährlich werden können. Auf Reisen muß man aber doppelt vorsichtig sein.“

Fanni beugte sich tief über ihre Tasse. Im allgemeinen war sie eine kühle Natur, die nicht so leicht Feuer fing. Die verstandesmäßige Überlegung herrschte so sehr in ihrem Wesen, daß schon viel dazu gehörte, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Aber der Vater schien dieses Mal mit seiner Ermahnung nicht am Ziel vorbeigeschossen zu haben. Fräulein Fanni hatte eine rosenrote Färbung bekommen und stammelte: „O Papa, sie schwärmen alle für ihn. Es ist doch nichts dabei, wenn ein so hoch stehender Geist seinen Mitmenschen ein paar Brocken aus seiner Fülle zuwirft. Unsere Anerkennung hat er redlich verdient.“

„Na — na!“ machte der Konsul nur.

„Wo ist er denn jetzt eigentlich?“ fragte die Frau Konsul.

„Er geht mit der Hasenkamp und der Sanftleben im Regen spazieren,“ sagte die Tochter. „Der Professor meinte, das sei sehr gesund, und nun patzchen sie in den nassen Wegen herum und halten abwechselnd den Regenschirm über sein Haupt. So was würde ich sicher nicht tun, Papa.“

„Goffentlich nicht,“ meinte der wieder lakonisch. —

In der Familie des Professors Wendel wurde eine ähnliche Unterhaltung gepflogen. Gemeinsam mit Wendels nahmen sonst der junge Herr Guppell und sein Freund, der angehende Jurist Joseph Rötchner aus Dresden, den Kaffee ein. Aber die beiden jungen

Trabanten der hübschen Hanna schliefen heute bis in den hellen Tag hinein.

Bei Herrn Hafenkamp war das nichts Ungewöhnliches; der war auch beim schönsten Sonnenschein nicht früh aus den Federn zu locken. Seine Frau erzählte mit Entrüstung, daß selbst der prächtigste Sonnenaufgang auf dem Rigi ihn nicht hätte zum Aufstehen bewegen können. „Ich kann mir ganz genau denken, wie das aussieht, wenn die Sonne zuerst über den Berg guckt,“ habe er gesagt.

„Was hältst du von deinem Kollegen Sironi, lieber Mann?“ fragte Frau Professor Wendel. „Hat er einen berühmten Namen?“

Wendel drückte sich sehr vorsichtig aus. „Er hat unleugbar große Gaben, liebes Weib. Aber er weiß auch was daraus zu machen. Ubrigens habe ich von einem Professor Sironi in Mailand noch niemals etwas gehört.“

„Nun, du kannst unmöglich alle die Namen wissen, wenn deine Fakultät nicht in Frage kommt.“

„Wäre er ein ganz Großer, so müßte sein Name mir dennoch bekannt sein,“ war die Entgegnung.

„Besinne dich nur, Papa,“ eiferte Hanna; es schien ihr gar nicht recht zu sein, daß Sironi nicht zu den Sternen allerersten Ranges gehören sollte.

Aber der Vater schüttelte den Kopf. „Ubrigens, mein Pufferl, nimm dich vor ihm in acht; er hat so eine Art, die den Weibern mächtig imponiert.“ —

Herr Gurrpell und Herr Joseph Röttschner traten in sorgfältigster Toilette ein. „Wo ist unser Cagliostro?“ rief der letztere. „Ich habe schon manchen vergnügten Abend verlebt, aber so wie gestern glaube ich mich noch nie unterhalten zu haben.“

Der Vielumworbene kam eben von seinem Regen-

spaziergang zurück. Er nahm seinen schönen Begleiterinnen die klatschnassen Schirme ab und übergab sie einem eilig zuspringenden Kellner. Es war unverkennbar, daß auch die dienstbaren Geister in Villa Maria den Professor mit einer unbegrenzten Ehrfurcht behandelten und auf seinen kleinsten Wink bereit standen. Der scharmante Herr kargte ihnen gegenüber aber auch nicht mit den Trinkgeldern.

„Mein verehrter Herr Professor,“ rief vom anderen Ende des Saales die Stimme eines kleinen dicken Herrn, der sich Abends zuvor ganz besonders für die eleganten Kunststüchchen Sironis interessiert hatte, „steht es nicht in der Macht des Astronomen, die abscheuliche Witterung zum Guten zu beeinflussen? — Sie würden sich ein unsterbliches Verdienst um die ganze hier versammelte Gesellschaft erwerben, wenn Sie die Schleusen des Himmels schließen könnten und die liebe Sonne scheinen ließen.“

Nach dieser anstrengenden Rede bearbeitete er seine hohe Stirn mit seinem Taschentuch und schaute Sironi fragend an.

„Ei, Herr Bohnemann, welche Fähigkeiten trauen Sie da mir und meiner Wissenschaft zu? Mit dem Wettermachen befaßten sich nur die Hexen des Mittelalters. — Aber, meine Herrschaften,“ wandte er sich mit erhobener Stimme an die ganze Frühstückstafelrunde, „einen Umschwung in der Witterung glaube ich Ihnen dennoch in Aussicht stellen zu können.“

„Hört, hört!“ machte Herr Gurpell. Alles blickte den Redner ungläubig an.

„Meine verehrten Herrschaften, ich bin zwar kein untrüglicher Wetterprophet, aber ich habe mich eingehend mit meteorologischen Studien beschäftigt und habe meine kleinen Anzeichen dafür, daß eine Ver-

änderung zum Besseren bevorsteht. Ich darf mir schmeicheln, Ihnen die Mitteilung machen zu können, daß morgen oder übermorgen die Sonne wieder ihre Herrschaft antritt.“

„Aufschneider!“ brummte Konsul Ehlers vor sich hin.

„Aber das Barometer rührt sich heute ebensowenig vom Fleck wie gestern,“ meinte Röttschner zweifelnd.

„Ja, meine Verehrtesten,“ sagte Sironi überlegen, „wenn Sie zur Wissenschaft kein Zutrauen haben, so kann Sie nur die Zukunft von Ihrem Unglauben heilen.“

„Nein, wir glauben Ihnen alles, Herr Professor!“ rief der Damenchor.

„Übrigens, wie wäre es,“ sagte Herr Bohnemann, „wenn wir den hochgeehrten Herrn Professor ersuchten, solange das Regentwetter anhält, uns eine kleine Abendvorstellung in der höheren Magie zu veranstalten? Ich für meinen Teil sehe zu gern dergleichen.“

„O ja! Bitte, Herr Professor! Lieber Herr Professor!“ klang es von allen Seiten.

„Und bitte, auch Hypnotismus und Gedankenlesen,“ rief Hanna Wendel.

„Und einen Geist müssen Sie zitieren. Ah! Ich grusele mich jetzt schon,“ sagte Fräulein Eleonore mit einem schmachttenden Blick.

„Ach, wenn Sie das wollten!“ stimmte auch Frau Karoline Hasenkamp mit ein. „Sie können es gewiß noch viel besser als der in den Reichshallen in Berlin, wo ich mal so was gesehen habe.“

Herr Friß Hasenkamp erschien jetzt auch am Kaffeetische.

Professor Sironi sann einen Augenblick nach und schaute vor sich hin. „Meine gnädigsten Damen und Herren, ich stehe im allgemeinen auf dem Standpunkte,

daß jeder seinen Mitmenschen mit den Talenten dienen soll, die ihm verliehen sind. Im besonderen würde ich es unter den vorliegenden Umständen für meine Pflicht halten, auch die weitestgehenden Wünsche der geehrten Herrschaften zu befriedigen. Aber bedenken Sie, zu einer solchen Vorführung, wenn sie auf der Höhe der Zeit stehen soll, gehört ein umfangreicher Apparat, der mir leider hier in der Sommerfrische nicht zur Verfügung steht. Meine Veranstaltungen könnten sich also nur auf einige wenige Manipulationen beschränken, die ohne technische Hilfsmittel durch bloße Fingerfertigkeit und Geisteselastizität hervorzubringen sind.“

„Wie schade!“ tönte es ringsum.

„Könnten Sie sich die nötigen Apparate nicht kommen lassen?“

Sironi dachte wieder nach. Über seine markanten Züge flog unmerklich ein Lächeln.

„Es wäre möglich,“ sagte er dann.

Nun brach ein Sturm der Begeisterung los, der sich nicht eher legte, als bis der Professor bestimmt versprach, nach Eintreffen der nötigsten Hilfsmittel eine Vorstellung im modernsten Stile auf Bitten der versammelten Sommergäste zu veranstalten.

Keiner freute sich mehr dieser Zusage als der Wirt, Herr Winter. Das war ja ein goldener Gast, den er mit allen Mitteln halten mußte.

Im Laufe des Tages, der so grau und trübe blieb wie seine Vorgänger, entfaltete Sironi die ganze Fülle seiner gesellschaftlichen Talente. Er war unumstritten der Mittelpunkt des Interesses und unterhielt die ganze Gesellschaft. Es wurde länger getafelt als gewöhnlich und weit mehr getrunken. Man lauschte den geistreichen Einfällen des einzigen Mannes mit un-

verhohlenem Entzücken und ließ sich mit wonnigen Gefühlen im Strome der allgemeinen Luft forttreiben. Nach dem Wetter schaute kaum jemand aus; eine bedenkliche Bemerkung bezüglich der Prophezeiung des geheimnisvollen Gelehrten schlug „Cagliostro“ mit sieghaftem Lächeln zu Boden. Die Damenwelt schwamm förmlich in Wonne.

Am Spätnachmittag wurde getanzt. Frau Ehlers ließ sich herbei, einige halbvergessene Walzer und Polkas zum Besten der allgemeinen Lustigkeit aufzuspielen. Sironi war ein brillanter und unermüdlicher Tänzer; auch die übrigen jüngeren Herren beteiligten sich eifrig. Nur Herr Bohnemann mit seinem Asthma und Herr Hasenkamp mit seinem unüberwindlichen Phlegma saßen beieinander und erzählten sich beim Wein einige Klatschgeschichten.

Sironi tanzen zu sehen, war eine Lust. Bei der Damentwahl riß man sich um ihn, und alle waren der Meinung, noch nie so leicht und schwebend durch den Saal geflogen zu sein wie am Arme des Astronomieprofessors. Frau Hasenkamp errötete ein über das andere Mal, als sie mit ihm nach den Klängen eines Straußschen Walzers über den glänzenden Parkettboden glitt. Sironi mußte es gut verstehen, der leichtgläubigen Frau die gewagtesten Dinge in die Ohren zu wispern.

Der langen Eleonore, die nicht gut zu tanzen verstand und recht hölzern durch das Zimmer hopfte, flüsterte der gewandte Courmacher die zärtlichsten Sachen zu, drückte ihr heimlich die Hand und ließ das ganze Gewehrfeuer seiner zauberhaften Augen auf sie wirken.

Das war zu viel für Eleonore Sanftleben. Halb ohnmächtig lag sie ihrem Tänzer im Arme, und als er sie zu ihrem Plaze mit vollendeter Grazie zurückführte,

sagten ihm ihre Augen und ihre Hände: ich bin dein.

Bei den anderen jungen Mädchen war der berechnende Don Juan vorsichtiger. Bei Hanna Wendel, Fanni Ehlers und den übrigen in duftige Sommer-toiletten gekleideten Tänzerinnen hütete er sich, so grobes Geschütz aufzufahren; hier war er artig und sinnig, und so gewann er sie alle — alle. Am Abend klopfte manches Mädchenherz stärker bei dem Gedanken an den schönen Professor, der hier ohne jeden Apparat bloß durch seine Erscheinung und durch sein Auftreten alle Welt bezauberte.

Bis spät in die Nacht blieb dieses Mal die Herrenwelt allein beieinander, während die Damen frühzeitiger das Lager aufsuchten. Man wußte nicht recht zu sagen, wie es eigentlich gekommen war, daß man von den Kartenkunststücken, die Sironi wieder auf allgemeinen Wunsch zeigen mußte, zu einem regelrechten Spielchen übergegangen war. Alle Herren mit Ausnahme des Konsuls und des Professors Wendel beteiligten sich daran. Sironi hielt die Bank und bestand selbst darauf, daß nur kleine Einsätze gelten sollten. Er verlor mit Anstand ungefähr hundert Mark, und als er erklärte, daß seine Mittel augenblicklich erschöpft seien, und daß er am nächsten Tage eine größere Geldsendung erwarte, streckte man ihm bereitwilligst Summen vor, mit deren Hilfe er nicht nur das Verlorene zurückgewann, sondern noch einen Überschuß erzielte. Das Spiel hielt sich durchaus in bescheidenen Grenzen, und beim Schluß wurden nur unbedeutende Gewinne und Verluste festgestellt. Selbst Konsul Ehlers, der im allgemeinen kein Freund vom Spiel war, sprach sich in anerkennender Weise darüber aus.

Sironi unterhielt dann die Herrengesellschaft noch

eine Weile auf das spannendste durch die Erklärung einiger Gaunertricks beim Spiel. Ein angenehmer Abend war wieder verlebt.

„Ich hätte nicht gedacht,“ sagte Guppell zu Röttschner, „daß sich das Leben in Villa Maria so herzerquickend gestalten würde. Wem aber haben wir es zu danken? Einzig unserem lieben Professor.“

„Er lebe hoch!“ rief Röttschner, bei dem der genossene Wein sich bemerkbar machte.

Und Herr Bohnemann, der trotz seines Asthmas das Reden nicht lassen konnte, hielt eine oft durch Hustenfälle unterbrochene Ansprache, in der er die Vorzüge des Professors bis in den Himmel hob und den „Zauberer Cagliostro den Zweiten“ leben ließ.

Sironi dankte verbindlichst und empfahl dem von einem Asthmaanfall Gequälten ein einfaches Hausmittel, dessen Anwendung am folgenden Tage wirklich eine merkliche Linderung seines Leidens hervorrief, mit solcher Begleitwirkung, daß Bohnemann von nun an blind auf den Professor schwor und für ihn durchs Feuer gegangen wäre.

3.

Anton, der Pikkolo mit dem struppigen roten Haarschopf, deckte am anderen Morgen unter Aufsicht des Oberkellners Philipp den Kaffeetisch.

„Was Sie nicht alles gesehen haben wollen!“ sagte dieser. „Sind Sie Ihrer Sache denn ganz gewiß?“

„So wahr ich hier stehe!“ beteuerte der Kleine. „Ich war doch bis zuletzt gestern abend aufgeblieben und half einigen der Herren auf ihr Zimmer. Ach, der Herr Röttschner war zu komisch und kniff mich immer in die Backen, was die Herren doch sonst nur bei den Zimmermädchen tun. Na, wie ich da zuletzt

meine Stiefel ausgezogen habe, um die Nachtruhe der Herrschaften nicht zu stören, will ich um die Ecke biegen, dort, wo der Korridor im ersten Stock eine scharfe Wendung macht, da höre ich leises Rauschen und Flüstern, und wie ich vorsichtig um die Ecke luge, sehe ich da das lange Fräulein von Nummer vier mit dem Italiener beisammen stehen. Und er hat sie im Arm und küßt sie und flüstert ihr immer was zu, und sie himmelt und blänkert mit den Augen, daß ich denke, sie dreht sie sich aus dem Kopfe. So vertieft waren sie, daß sie jede Vorsicht außer acht ließen. Schließlich wurde mir die Geschichte zu langweilig und ich lasse einen meiner Stiefel hinfallen. Ein Schrei, ein rasches Trippeln, Türenzuschlagen — beide waren verschwunden.“

„Hm,“ sagte der patente Herr Ober, „es versteht sich von selbst, Anton, daß Sie das Maul halten. Wenn es unseren Gästen gefällt, sich zu verliehen und zu verloben, so geht uns das nichts an. Nur keine Klatscherei, sonst gehen uns die Herrschaften durch die Lappen, und Sie soll dann der Teufel holen.“

Anton versprach hoch und teuer, reinen Mund zu halten. Leider hatte er aber schon vorher in der Küche von seiner nächtlichen Vision Bericht abgestattet, und das Küchenmädchen Luise hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als dem Stubenmädchen Minna von den nächtlichen Abenteuern des Zauberprofessors zu erzählen.

„Aber nee,“ schrie diese auf, „das ist ja wohl nicht möglich. Ich habe den Herrn Professor Sironi doch auch gestern abend ganz deutlich gesehen, wie er am Eingang des Billardzimmers — es war schon sehr dunkel — mit einer weiblichen Person stand. Und er redete immer auf sie ein und strich ihr zuweilen sanft übers

Haar. Und dann warf sie sich ihm an den Hals und rief: „Mein teuerster Giovanni!“ Ich drückte mich in die Nische neben die große Figur, und — es war kein Zweifel — sie gehen an mir Arm in Arm vorüber: der Zauberprofessor und die Gasenkamp, die sich immer so aufdonnert. Und nun hat er also mit der auch ein Techtelmechtel. Da schlag doch einer lang hin!“

„Gott bewahre mich,“ sprach Luise ganz erschrocken, „was Sie da erzählen! Vor dem ist ja wohl keine Schürze sicher. Nehmen Sie sich bloß zusammen, Minna, sonst fängt er mit Ihnen auch noch an.“

„Na, ich würde ihm schon eine langen, wenn er's probierte. Wenn die großen Herren mit unsereins freundlich tun, führen sie nichts Gutes im Schilde. Ja, da soll denn doch gleich — da muß einem ja angst und bange werden. Aber schweigen Sie nur lieber still, Minna, uns geht's ja nichts an. Daß wir's nur nicht mit dem Zauberer zu tun kriegen, sonst verzaubert er uns, daß uns Hören und Sehen vergeht.“

„Ich werd' schon schweigen. Er will ja wohl eine große Zaubervorstellung geben, wie Anton gesagt hat. Gestern hat er einen dicken Brief zur Post gegeben; denn er will seinen ganzen Hegenfram hierher kommen lassen.“

„Na so was. Was man doch alles erlebt!“

Entweder war der Professor Sironi ein Glückspilz, dem alles gelang, was er anfaßte, oder an seiner Wissenschaft war doch mehr, als man glauben sollte. Die Wolken hingen nämlich nicht mehr so niedrig über den Wäldern als am vergangenen Tage und sandten nicht mehr unaufhörlich Schauer über Schauer auf die längst in eine große Pfütze verwandelte Erde. Gegen

Mittag klärte es sich wahrhaftig auf, die Sonne schien zeitweise durch die noch immer schnell dahinjagenden Wolken, und auch das Barometer machte Anstrengungen, seinen niedrigen Standpunkt mit einem günstigeren zu vertauschen.

„Der Tausend,“ grinste Anton, „das hat er alles vorher gewußt!“

Des Professors Ruhm wurde durch das pünktliche Eintreffen der angekündigten Witterungsänderung nicht unerheblich vermehrt.

„Wie haben Sie das nur gemacht?“ fragte Feodor Guppell staunend.

Herr Bohnemann zitierte pathetisch: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.“

„Meine Herren,“ sprach Sironi, „es würde wirklich zu weit führen, wollte ich Sie auch in die Geheimnisse der Wetterbeobachtung einführen. Diese Sache verlangt ein ernstes Studium.“ —

Nach der eingenommenen vorzüglichen Hauptmahlzeit suchte gemeiniglich Männlein und Weiblein in Villa Maria ein behagliches Winkelchen, um dort bei angenehmer Lektüre oder durch ein Schläfchen eine Stunde oder zwei hinzubringen. Professor Wendel fand die schönsten Plätzchen besetzt und geriet beim Suchen an die Glastüre der Veranda, durch welche er einen musternden Blick warf. Aber entsetzt prallte er zurück. Da stand der Kollege Sironi und hatte — es war keine Täuschung — sein eigenes Töchterlein, seine Hanna, bei beiden Händen gefaßt und schaute ihr tief in die Augen, die sie voll zu ihm aufschlug. Der Sanskritgelehrte war so verwirrt, daß er nicht recht wußte, was er in diesem Augenblick tun sollte. Er tat also das, was er in schwierigen Lebenslagen immer zu tun

pflegte, und begab sich zu seiner lieben Frau, die nebenan auf einer Chaiselongue angenehm vor sich hin dämmerte.

„Liebes Weib, komm schnell, ich muß dir etwas zeigen.“

„Aber lieber Mann, hat das denn nicht Zeit bis nachher? Ich habe mir diesen Platz so hübsch rechtzeitig erobert. Wer weiß, ob ich ihn nachher wiederbekomme.“

„Nein, es hat leider durchaus keine Zeit. Ich werde den Platz belegen.“

Das Ehepaar schritt zum Glasfenster, und wirklich: da standen die beiden wie Wachsfiguren noch immer beinahe in der gleichen Stellung. Energisch riß die Frau Professor die Türe auf und wollte der Sache mit einer geharnischten Rede ein Ende machen.

Aber wunderbar: die beiden Sünder schauten lächelnd zu ihr hin und machten: „Pst! Pst! Nicht unterbrechen!“

Und Fräulein Hanna fügte dann noch erläuternd hinzu: „Der Herr Professor will an mir ein psychologisch-hypnotisches Experiment versuchen. Er meint, ich sei ein ganz vorzügliches Medium, das sich für solche Versuche ganz ausgezeichnet eigne.“

Der energischen Frau Professor war das aber gar nicht recht. „Nein, Hanna, das geht nicht. — Herr Professor, wir möchten Sie doch bitten, sich andere Versuchsobjekte für Ihre wissenschaftliche Tätigkeit zu wählen.“

„Sawohl, Herr Kollege,“ begann auch Wendel, „meine Frau hat recht. Auch ich möchte Sie bitten, meine Tochter lieber zu verschonen. Man hat Beispiele, daß hypnotische Versuche zu zeitweiligen oder dauernden Schädigungen der Gesundheit geführt haben. Ich stelle mich übrigens dem Herrn Kollegen

anstatt meiner Tochter gern zu den Experimenten zur Verfügung.“

„Aber Papa,“ meinte Hanna vorwurfsvoll, „du hast doch selbst oft gesagt, man dürfe um der Wissenschaft willen kein Opfer scheuen und müsse die ganze Person an das Gelingen großer Unternehmungen setzen. Darum habe ich geglaubt, daß ich dem Herrn Professor mich nicht entziehen dürfe.“

Sironi verbeugte sich artig vor der Frau Professor Wendel. „Ihr Wunsch ist mir selbstverständlich Befehl, gnädige Frau. Freilich kann ich ein Bedauern nicht unterdrücken, weil gerade das Fräulein Tochter die vorzüglichsten natürlichen Anlagen für solche Untersuchungen aufweist. — Nichts für ungut, Herr Kollege.“

Er empfahl sich. Mutter und Tochter blieben noch eine Weile zusammen, während Wendel auch verschwand.

„Kind, Kind, wie unvorsichtig bist du! Versprich mir jedenfalls, mich immer vorher in Kenntnis zu setzen, wenn der Italiener wieder etwas von dir verlangen sollte.“

„Aber Mama, der Professor ist wirklich zu nett und liebenswürdig. Mit seiner Zartheit und Höflichkeit verbindet er ein staunenswertes Wissen. Wie klein müssen wir uns gegen ihn fühlen!“

„Ja, ja,“ sagte die Mutter und sah ihr Töchterchen bedenklich an. Sie nahm sich vor, wachamer zu sein als bisher.

Als sie wieder zu ihrer Chaiselongue zurückkehrte, fand sie dieselbe buchstäblich von ihrem Gatten „belegt“, denn derselbe hatte sich, froh, ein Plätzchen zur Nachmittagsruhe gefunden zu haben, in Lebensgröße darauf gelegt und schien sehr verwundert, als ihn seine liebe Frau aufforderte, ihr als der Buerstberechtigten Platz

zu machen. Professor Wendel gehörte nämlich zu dem nicht immer mit Unrecht in dem Rufe der Berstreutheit stehenden Typus des deutschen Gelehrten, der die Dinge des praktischen Lebens über dem hohen Fluge seiner Wissenschaft leicht vergißt. So begab sich Professor Wendel also wieder auf die Suche nach einem anderen Bläßchen.

Als er in das große gemeinschaftliche Konversationszimmer trat, sah er seinen Kollegen Sironi wieder bei einer jungen Dame stehen. Dieses Mal war es Fräulein Fanni Ehlers.

„Das ist denn aber doch . . .“ Wendel putzte sich die Brillengläser, um schärfer sehen zu können. „Er sucht sich wohl ein neues Versuchsobjekt,“ dachte er bei sich.

Aber der Italiener hatte das junge Mädchen nicht bei den Händen gefaßt, nur seine gefährlichen Augen schienen sehr deutlich zu sprechen.

„Führt der Satan den alten vertrockneten Deutschen mir schon wieder in die Quere?“ waren Sironis Gedanken. Aber laut sprach er: „Sie wundern sich gewiß, Herr Kollege, daß ich die Gesellschaft der Damen derjenigen der Herren vorziehe. Aber das hat seine wissenschaftlichen Gründe. Denn der weibliche Teil der Menschheit ist viel zarter besaitet als der männliche, der ganze Seelenapparat der Frauen ist unendlich viel empfindlicher als der der Männer, so daß der Psychologe und Magnetiseur seine Studien mit viel größerem Erfolge bei den Frauen ins Werk setzt als bei den robusteren und willensstärkeren Männern. Und in der Frauenwelt sind es besonders die jungen Mädchen, deren einfache, noch durch keinen Kummer und böse Erfahrung des Lebens getrübt Psyche uns Gelehrten den besten Stoff darbietet.“

Professor Wendel wußte nicht recht, was er sagen sollte. War der Mensch echt? Oder war sein Gebaren nur eine Maske, hinter welcher er andere Zwecke verfolgte? Er sagte ein paar höfliche Worte und begab sich wieder auf die Wandererschaft.

Dabei geriet er zum kleinen Bohneemann, der es sich in einer Sofaede bequem gemacht hatte. Da die andere Ecke frei war, erkundigte Wendel sich höflich, ob er sich dort niederlassen dürfe.

Das wurde ihm gern gestattet. Der dicke Bohneemann rauchte wie ein Schornstein eine Asthmazigarette, und da deren Qualm dem Herrn Professor nicht behagte, suchte er den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben und zündete sich eine Zigarre an.

„Großartiger Mensch, dieser Sironi!“ krächzte Bohneemann. — „Finden Sie nicht auch, Verehrtester?“ fuhr er fort, als nicht gleich eine Antwort erfolgte.

„Hm,“ war die Erwiderung, „mir will nur das eine nicht gefallen, daß er den ganzen Tag bei den jungen Damen steckt und sie hypnotisieren will.“

„Haha! Umgekehrt, mein Bester! Die jungen Damen sind so toll hinter dem großen Manne her, daß er sich nicht vor ihnen retten kann. Größen müssen sich das gefallen lassen. Alle Achtung vor seinen wissenschaftlichen Kenntnissen! Wir sind nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Hat das Wetter genau vorhergesagt. Hat mein abscheuliches Asthma erträglicher gemacht. Verspricht mir gänzliche Heilung. Merken Sie nicht, daß es mir schon viel besser geht? Darum bin ich sein Freund. Ich bin stolz darauf, daß er mir sagte, seine Seele fühle sich harmonisch von mir berührt.“

„So, so!“ sagte Wendel lakonisch und schaute den kurzen dicken Bohneemann an.

„Ja,“ sprach dieser mit Anstrengung, „Freunde verlangen Dienste voneinander und müssen einander zur Zeit der Bedrängnis aushelfen. Nicht wahr?“

„Jawohl,“ stimmte Wendel bei, ohne zu wissen, worauf jener hinaus wollte.

„Katen Sie es nicht? Ahnen Sie nichts?“

„Nein,“ sagte der Professor ehrlich.

„Er hat meine zeitweilige Hilfe in Anspruch genommen. Seine Wechsel sind nicht angekommen, daher war er momentan in Verlegenheit. Er hat mich um fünfhundert Mark angepumpt. Und ich bin so froh, daß meine Mittel mir gestatten, dem herrlichen Manne auszuhelfen.“

Professor Wendel bekam einen leichten Schreck. „So viel Geld leihen Sie einem fremden Menschen, den Sie erst seit zwei Tagen kennen?“

„Was wollen Sie? So klein denken Sie? Sie wissen doch, mein Vester, manche Menschen kennen sich jahrelang und kommen sich doch nicht näher, während verwandte Seelen sich gleich erkennen und finden.“

„Na,“ dachte Wendel, „denn man zu. Ich werde meinen Beutel zuhalten, wenn er auch bei mir anknöpfen sollte.“ —

Am Abend konnte man auf der Terrasse im Freien sitzen und genoß einen prachtvollen Sonnenuntergang. Die weißen Gipfel der fernen Schneeberge leuchteten in wundervollen Farben auf und verhießen einen schönen Tag. Solch ein Abend pflegt an die Seele zu greifen und die Menschen elegisch zu stimmen. Verschiedene der jungen Damen ließen denn auch die Köpfe hängen und träumten, und wenn sie dieselben wieder hoben, hafteten die blauen und braunen Augen wie hypnotisiert auf der dunklen Gestalt des Mailänder Professors.

Man hatte auch dann noch kein Licht angezündet, als das letzte Glühen der Bergspitzen langsam verglomm. In dem ungewissen Dämmerlicht glänzten die Lichtfünkchen in den Zigarren der Herren. Sironi hatte sich so gesetzt, daß der letzte schwache Schein sein blaßes Antlitz traf. Nur das Weiße in seinem Auge, seine blinkenden Zähne und seine weiße Wäsche bildeten noch feste Punkte. Und nun erzählte er, der Stimmung des Abends angemessen, mit seinem tiefen klangvollen Organ Geschichten und Erlebnisse, die wie ausgesucht erschienen für diese Zeit und diesen Ort, die sich betörend und schmeichelnd in Herzen und Sinnen der Zuhörer einschlichen.

Schließlich verstummte er. Ergriffen rüstete sich die Damenwelt zum Schlafengehen. Mancher verschwiegene Händedruck belehrte den Zauberer über seinen unzweifelhaften Erfolg, den er wieder davongetragen hatte.

Die Herren blieben noch zusammen. Beim Essen pfllegt der Appetit zu kommen. So erging es auch den Herren, die sich am vorigen Abend am Spiel beteiligt hatten. Bald saß die Runde im hell erleuchteten kleinen Gastzimmer noch vollzähliger als gestern. Und dieses Mal spielte Sironi mit einem ganz fabelhaften Glück. Wieder verwahrte er sich ganz entschieden dagegen, daß hoch pointiert werde, aber die Leidenschaften der Anwesenden brachen bei fortschreitender Zeit immer erregter hervor; mancher suchte das Verlorene zurückzugewinnen und geriet nur tiefer in den Verlust hinein.

Sironi bewahrte fast allein eine unerschütterliche Ruhe. Der Goldhaufen vor seinem Plaze wuchs beständig, und als man am Ende abbrach, hatte er eine ganz erhebliche Summe gewonnen. Die Gerupften

waren nun freilich Leute, die den Verlust wohl tragen konnten; hauptsächlich hatte Herr Gурpell daran glauben müssen, dann auch ein norddeutscher Kaufmann und ein badischer Großgrundbesitzer. Ihnen versprach Sironi in kulantester Weise eine ausreichende Revanche. Bohnemann hatte nur wenig Haare gelassen, Röttschner zog sogar mit einem kleinen Gewinn ab. Auch der gute Wendel und der sonst zurückhaltende Konsul Ehlers hatten der Wissenschaft halber, oder um nicht als Sonderlinge sich ganz zurückzuziehen, ein paar Sätze gewagt. Der Professor Wendel steckte seinen geringen Gewinn in die Westentasche und freute sich darauf, einen armen Holzhauer, der in der Nähe wohnte, damit unterstützen zu können.

„Lieber Freund,“ sagte Sironi zu Bohnemann, „Sie wissen, daß ich Ihnen die freundlichst geliehene Summe sofort zurückzahlen könnte. Aber ich bitte Sie herzlich, mir das Geld noch einige Tage zu lassen. Denn —“

„Kein Wort weiter, lieber Freund. Abgemacht.“

Herr Hasenkamp hatte ebenfalls beim Spiel nicht unerheblich eingebüßt. „Einmal und nicht wieder,“ brummte er, als er mit nicht ganz sicheren Schritten sein Gemach aufsuchte, wo seine Ehehälfte längst im stillen Schlummer lag.

Als er Morgens wieder erwachte, dauerte es eine Weile, bis er sich auf die Vorgänge des Abends besinnen konnte. Eines fiel ihm auf. Seine Karoline, die sonst nicht abgeneigt war, ihm seine Seitensprünge mit langer Rede vorzuhalten, schwieg merkwürdigerweise. Er bekam sie überhaupt den ganzen Morgen nicht zu sehen.

Was seit einiger Zeit das ganze Denken und Sinnen der teuren Gattin ausmachte, das ahnte er nicht im

entferntesten. Karoline ging wie im Fieber umher und ließ sich durch die süß einschmeichelnde Rede des Professors immer fester umgarnen. Sie bebte fast zurück vor dem unermesslich großen Glück, das vor ihren Blicken sich aufthat: einer der größten Männer seiner Zeit, schön wie ein Gott und reich wie ein Krösus, legte ihr seine Liebe zu Füßen. Was war sie denn, die Frau des Berliner Rentiers, daß die Augen des vielbegehrten Mannes gerade auf sie gefallen waren? Bei den heimlichen Zusammentkünften, deren Verborgenheit der Italiener jetzt besser zu wahren wußte als zuerst, suchte er sie zu überreden, der Stimme der Liebe allein Gehör zu geben, das verhasste Joch, in dem sie schmachten mußte, abzuwerfen, alle Brücken hinter sich abzubrechen und mit dem Geliebten davonzugehen ins sonnige Land des Südens. In ihrer zweiten Ehe, das könne er ihr versprechen, würde sie ein Leben führen voller Wonne. Da sollte die Heißgeliebte schwelgen in Kunst und Wissenschaft und an seiner Seite ein unaussprechliches Glück genießen.

„Ich liebe dich und kann ohne dich nicht leben,“ flüsterte Sironi lockend. „Du sollst es nie bereuen. Auf Händen will ich dich durch die Rosen des Lebens tragen.“

Die betörte Frau sagte schließlich ja zu allem, was Sironi vorschlug. Es war, als ob sein übermächtiger Wille alle guten Vorsätze in ihr erstickte und die Mahnungen ihres Gewissens zurückdrängte. Nur eines noch verlangte er, das Frau Karoline anfangs nicht erfüllen wollte. Da er nicht genug Geld flüssig machen konnte, sollte der gute Hasenkamp noch gehörig zur Ader gelassen werden. Dieser führte eine große Summe mit sich, auch erwartete er in den nächsten Tagen wieder eine Sendung aus Berlin. Sie sträubte sich so lange,

bis der Professor erklärte, daß er ohne diese Bedingung augenblicklich nicht in der Lage sei, seine goldene Zukunftspheantasie zur Wahrheit zu machen. Da gab sie nach und rüstete heimlich alles zur Flucht.

Deutsches Haus,

4.

ST. PAUL, MINN.

Wunderschöne Tage zogen herauf, die von den Bewohnern der Villa Maria dazu benutzt wurden, Ausflüge in die köstliche Umgebung zu machen. Im Flur des Hauptgebäudes standen mehrere mächtige Kisten, die von dem Dienstpersonal mit besonders scheuer Ehrfurcht betrachtet wurden. War doch darin das Handwerkszeug des Hexenmeisters, der nun endlich auf diesen Abend zum Jubel der Gäste seine Unterhaltungsvorstellung in Aussicht stellte. Ein großartiges Programm hatte der Magier unter dem frenetischen Beifall der entzückten Damen bei Tisch vorgelesen. Zuerst wollte er einen Vortrag halten über den Stand der neuesten Forschung in Sachen des Hypnotismus, des Spiritismus und des Gedankenlesens. Dann sollten einige Unterhaltungszauberkünste folgen, wie sie auch professionelle Künstler bei ihren Vorstellungsabenden produzieren, dann kam das Verschwinden einer Dame auf offener Bühne, eine Geisterzitation, Gedankenlesen und zum Schluß hypnotische Experimente, vorzunehmen an geeigneten Objekten aus dem Publikum.

Die kleine Bühne wurde hergerichtet und nach den Anordnungen des Gelehrten dem Zwecke angepaßt. Bei den weiteren Vorbereitungen arbeitete er allein in einem kleinen Verschlage, der sich unterhalb der Bühne befand. Man hörte ein geheimnisvolles Klopfen und Pochen, als ob die Geister, die der Meister rufen wollte, schon an der Arbeit wären.

„Sagen Sie mal,“ sprach Konsul Ehlers auf dem Ausfluge, den man an demselben Nachmittage veranstaltete, an dem Abends die Vorstellung stattfinden sollte, zu dem Professor Sironi, „glauben Sie wirklich an einen Verkehr mit der übersinnlichen Welt, mit einem Wort: sind Sie überzeugter Spiritist?“

„Mein verehrter Herr Konsul, ich möchte meinem eigenen Vortrage nicht vorgreifen. Sie werden Gelegenheit haben, aus demselben meinen wissenschaftlichen Standpunkt genau zu erkennen und zu prüfen. So viel kann ich Ihnen aber jetzt schon verraten: es handelt sich hier überhaupt nicht um Glauben oder Nichtglauben, sondern um Tatsachen, die beweisen und die nicht aus der Welt zu schaffen sind.“

„Haben Sie mit Ihren eigenen Augen die Geister gesehen?“ fragte der Konsul sehr mißtrauisch.

„Mehr als einmal,“ sagte Sironi mit einem bedeutamen Blick. „Und ich werde Ihnen mit Bestimmtheit die Materialisation der Geisterwelt so vor Augen führen, daß Sie samt und sonders überzeugte Anhänger des Spiritismus werden.“

„Wie schrecklich das klingt!“ rief die Frau Konsul schauernd vor Wonne aus.

„Nicht wahr, lieber Professor,“ sagte die Sanftleben mit einem zärtlichen Blick, „wir werden uns doch nicht allzusehr zu fürchten haben?“

„Werden Sie sich fürchten, wenn ich bei Ihnen bin?“ gab Sironi leise zurück.

„Nein — niemals!“ sagte Fräulein Eleonore mit einem vollen Augenaufschlag. —

Das Ziel des geplanten Ausfluges war der Kroatenstein, eine romantisch gelegene Ruine auf hohem Berg Rücken, von wo man eine hervorragend schöne Aussicht auf die Alpenkette genießen sollte. Fast die sämtlichen

Pensionäre der Villa Maria unter Führung des Wirtes in eigener Person unternahmen den nicht schwierigen Aufstieg, der aber doch bei der Körperfülle einiger teilnehmenden Herren und Damen mehr Zeit in Anspruch nahm, als man sich vorgefetzt hatte. Die Jugend stürzte leichtfertig voraus, das bedächtigeres Alter folgte, den Schluß bildete Herr Hasenkamp, der sich erst nach langem Zögern der Partie angeschlossen hatte, mit dem badischen Grundbesitzer, beide stöhnend und schwitzend und alle hundert Schritte stehen bleibend und Atem schöpfend. So kam es, daß der Zug der Ausflügler keine ununterbrochene Kette bildete auf dem schmalen Fußsteige, der sich durch Wald und Felsen emporwand, sondern truppweise sich dem Ziele näherte. Herr Bohne- mann war zu Hause geblieben, da sein Asthma ihm derartige Ausflüge nicht gestattete.

„Was ist das eigentlich mit der Sanftleben?“ sagte Konsul Ehlers zu seiner Frau. „Die kommt mir seit einigen Tagen ganz verdreht vor. Sie schien mir zwar immer ein eigenes Kraut zu sein, aber sie war doch immerhin für unsereins genießbar, wenn man auch nicht gerade für zuckersüße ältliche Jungfrauen schwärmen kann.“

„Sie sollte es wenigstens nicht so deutlich zeigen,“ meinte die Frau Konsul, „daß der geniale Italiener ihr Herz mit Sturm erobert hat. Es ist ja gar nicht mehr mit anzusehen, wie sie den anhimmet.“

„Da müßtest du ein gutes Werk tun, liebe Alte, und dich des schutzlos alleinstehenden Würmleins erbarmen. Ich fürchte nur, deine Worte werden nicht den erwarteten Erfolg haben.“

„Ich habe auch schon daran gedacht und werde die nächste Gelegenheit wahrnehmen, um dem Fräulein ins Gewissen zu reden. Zudem habe ich munkeln hören,

daß der Professor unbegreiflicherweise sich mit der überspannten Dame mehrfach ein Stellbichein gegeben haben soll, was sie natürlich vollends verschroben machen muß.“

„Das hat er getan? Das macht mir den Herrn denn doch sehr verdächtig. Ein bedeutender Mensch mit seiner Laufbahn hängt sich doch nicht an ein solches Geschöpf!“ Er blieb stehen und piffte durch die Zähne. „Da muß doch etwas Besonderes dahinter stecken.“

„Aber Mann, unmöglich ist es doch nicht, daß sie sich lieben. Es wäre doch nicht das erste Mal, daß ein junger Mensch sich in eine ältere Dame verliebt.“

„Der? Nee, der verliebt sich höchstens in alle zusammen und läßt sie dann auch alle zusammen hübsch sitzen. Wie gesagt, diese Liebenschaft macht mir den Herrn sehr verdächtig. Er hat das Zeug zum Glücksritter — wer weiß, was wir noch erleben. Ich habe so meine kleinen Privatbeobachtungen gemacht. Ich habe ihm beim Spiel auf die Finger geguckt, konnte aber nichts entdecken. Ist ja möglich, daß er hierin unschuldig ist. Aber ein Don Juan ist er, das steht fest, und die Jungfrau Eleonore muß rechtzeitig gewarnt werden. Wie weit es mit seiner gerühmten Wissenschaft her ist, werden wir ja heute abend sehen, wenn die Vorstellung vor sich geht. Vielleicht ist er ein harmloser Taschenspieler, der sich gern wichtig macht. Wir wollen Gott danken, wenn nichts Schlimmeres passiert.“

„Du siehst aber sehr schwarz, Mann. Hältst du ihn denn nicht für das, wofür er sich ausgibt?“

„Weiß ich nicht, Alte. Mag sein, mag auch nicht sein. Man hätte ja einmal telegraphisch anfragen können, aber das Spionieren widersteht mir, solange nicht eine Notwendigkeit zu solchen Schritten vorliegt. Behüte nur dein Töchterlein. Ein wenig ist ihr Herzchen auch gerisht.“

Während dieses Gespräches schritt der vom Konsul so arg Verdächtige zwischen den beiden lieblichsten Blumen aus dem Kranze der Gesellschaft dahin. Fräulein Hanna ging zu seiner Linken, Fräulein Fanni zu seiner Rechten. Zwei Schritte dahinter folgte die Sanstleben, vergeblich bemüht, an des Professors Seite zu kommen, da der Weg zu schmal war. Diese vier bildeten den Vortrupp der Gesellschaft. Es folgte eine zweite Gruppe, Herr Gurspell und Herr Röttschner mit einem Rudel halbwüchsiger Mädchen, an denen sie für ihre Wiße eine recht dankbare Zuhörerschaft hatten.

Der dritten Gruppe gehörten Wendels an, dann folgten die alten Ehlers und ganz hinten die beiden keuchenden Nachzügler.

Frau Karoline Hasenkamp hatte es nicht lange bei ihrem mühsam vorwärts schreitenden Gatten ausgehalten, sie schritt neben Herrn Winter her und gab sich Mühe, in die Nähe der vordersten Gruppe zu gelangen, in der ihr Idol, für das sie alles zu tun bereit war, einherschritt. Daß er sich auch nicht ein einziges Mal umfah! Was hatte er mit den jungen Mädchen an seiner Seite? Na warte! Wenn sie erst in Mailand sein wird, soll er schon merken, für wen er allein auf der Welt zu existieren hat. Sie verschloß ihren Arger in ihrer Brust und gab ihrem dienstfertigen Begleiter zerstreute Antworten.

Oben auf der Ruine war man guter Dinge, aß und trank von den mitgebrachten Vorräten und vertrieb die Zeit mit allerlei Allotria. Die neckischsten Einfälle, die spaßigsten Spiele wußte natürlich Sironi.

Einen passenden Augenblick benutzte die Frau Konsul Ehlers, um Fräulein Eleonore Sanstleben einmal unter vier Augen auf den Zahn zu fühlen. Die

alte freundliche Dame hatte aber kaum den wunden Punkt berührt, als Fräulein Leonore ihr um den Hals fiel und unter Lachen und Weinen der ob solchen Überfalls ganz Erschrockenen mitteilte, welch großes Glück ihr bevorstehe. Ihr Giovanni habe sie gebeten, von der Veröffentlichung der Verlobung noch wenige Tage abzusehen, aber da die gütige Frau Konsul doch schon allerlei zu wissen scheine, wolle sie ihr nur das Herz ausschütten. Und nun mußte die alte Dame eine lange Erzählung über sich ergehen lassen.

„Mein Gott, steht es so?“ dachte sie und fand nicht den Mut, in das Liebesglück der sich endlich glücklich gelandet Wählenden ihre Zweifel hineinzuworfen. Sie tröstete sich damit, daß am Ende doch ihr Mann in seiner Übervorsicht den Professor falsch beurteile.

Sironi hatte indes äußerst geschickt ein Spiel arrangiert, bei dem die Paare gezwungen waren, in weiterer Entfernung miteinander einzeln zu lustwandeln. Als seine Dame hatte er sich Hanna Wendel auserkoren. Diese war es nämlich allein, die ihm wirklich gefiel. Bei ihr kam es ihm nur darauf an, ihr Herz zu erobern, weil er gar zu gern diese duftige Mädchenblüte an seine Brust gezogen und mit ihr berauschte Liebesworte getauscht hätte.

„Fräulein Hanna,“ begann er mit gedämpfter Stimme, „wer weiß, wie lange wir noch zusammen so wandeln können. Meine Pflichten rufen mich in den nächsten Tagen nach der Heimat zurück.“

Damit hatte der Schlaue mit Berechnung eine wehmütige Abschiedsstimmung in der Kleinen hervorzurufen sich bemüht. Es gelang ihm auch zum Teil.

„Fräulein Hanna, Sie werden bemerkt haben, wie meine Huldigungen Ihnen allein gegolten haben.

Während ich mit den anderen scherzte und lachte, gedachte ich immer nur Ihrer allein.“

Hanna antwortete nicht. Sie dachte daran, was ihr Vater ihr des öfteren eingeschärft hatte. In ihr sprach ja eine mächtige Stimme zu des Professors Gunsten, seine ritterlich schöne Gestalt, seine hinreißende Rede, seine feurigen Augen hatten sich ihrem Herzen tief eingegraben, aber dennoch warnte sie ein ängstliches Gefühl, das sie diesem Manne gegenüber besaß, seinen Worten unbedingten Glauben zu schenken.

„Ich liebe Sie, Fräulein Hanna, Sie allein. D blicken Sie mir einmal in das Auge und sagen Sie mir, ob ich hoffen darf, Sie mir zu erringen! — Hanna!“

Aber Fräulein Hanna hütete sich wohl, dem gefährlichen Manne in die Augen zu sehen. „Ihr Antrag ehrt mich sehr, Herr Professor,“ sagte sie so kühl wie möglich, während sie einige Schritte von ihm zurücktrat, „aber ich kann mich nicht so schnell entscheiden. Seien Sie darum nicht böse. Ich will Ihnen ehrlich sagen, was ich denke. Sie sagen, daß Sie mich lieben — gut, ich glaube es Ihnen. Aber wissen Sie, was das bei uns heißt in Deutschland? Sie sind ein Südländer, voll südlicher Leidenschaft, Ihnen tritt das Herz leicht auf die Zunge, Sie sind sofort erregt, sobald Sie ein lieblich hübsches Mädchen gern haben. Ich fürchte aber, wir passen nicht zueinander, Süd und Nord sind zwei Gegensätze, die besser einander fern bleiben.“

Sironi beeilte sich, mit zündenden Worten seine schöne Begleiterin zu widerlegen.

Aber diese fuhr unbeirrt fort: „Ich will Ihnen auch das Geständnis machen, daß in mir eine bedeutende Stimme für Sie spricht. Sie sind mir gewiß nicht gleichgültig — aber ich weiß nicht, ob das die echte Liebe ist.“

„Hanna!“ rief Sironi und wollte die Überraschte in die Arme schließen.

Aber diese wehrte energisch ab. „Lassen Sie mich,“ sprach sie sehr entschieden, „oder ich breche die Unterredung ohne weiteres ab. Hören Sie mich ruhig an. Ich werde mit meinen Eltern über Ihren Antrag reden und muß zur Überlegung eine längere Zeit haben. Sie sind ein Fremder, meine Eltern werden mich nicht ohne weiteres einem solchen geben und stände er noch so hoch. Glätten sich die Verhältnisse so, daß alles sich zum Guten wendet, so wollen wir weiter reden, mein Herr. Ich komme Ihnen gewiß recht kühl und berechnend vor, aber es ist besser so, und ich will es so.“

Und das kleine tapfere und starke Mädchen reichte ihm die Hand und sah ihm blizschnell in die Augen.

Er bedeckte die kleine Hand mit seinen Rüssen. Aber dann riß sie sich schnell los und entwich ihm, um ihrem Entschlusse treu zu bleiben.

Sironi kehrte allein zur Gesellschaft zurück und wußte sein Ausbleiben durch irgend einen plausiblen Grund zu entschuldigen. Er war ärgerlich. Hier war seine Kunst gründlich gescheitert. Daß die kleinen Mädchen auch immer gleich heiraten wollen! So war es nicht gemeint, Hanna Wendel. Nun, vielleicht ist man anderswo nicht so vorsichtig!

Und der Professor, der noch soeben in heißer Verehrung sein Herz der kleinen Hanna zu Füßen gelegt hatte, wurde für den Rest des Tages der unzertrennlige Begleiter und Ritter der schönen Fanni Ehlers. Diese kühle blonde Hamburgerin war sicherlich am schwersten zu erobern. Aber Sironi kannte die Frauen. Gerade die unnahbaren Naturen, die so selten in Wallung geraten, sind die leidenschaftlichsten und stürmischsten,

wenn die Eisrinde erst geschmolzen ist. Er ließ alle seine Künste spielen und sah mit heimlicher Freude, daß Fannis Augen einen feuchteren Schimmer annahmen als gewöhnlich. Nachdem er seiner anmutigen Begleiterin von seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Stellung, seiner glänzenden Laufbahn in Italien und in der ganzen gebildeten Welt in vorsichtiger, nicht allzu marktstreuerischer Weise ein Bild entrollt hatte, klagte er darüber, von den meisten Menschen in seinen wahren Bestrebungen nicht verstanden zu werden. Man halte ihn wegen seiner allzu großen Lebendigkeit und Aufrichtigkeit oft für einen Abenteuerer, während er doch einzig und allein der Menschheit Bestes im Auge habe und große, die Allgemeinheit beglückende Ziele verfolge. Bei Fräulein Fanni hoffe er wahres Verständnis seiner Person und seiner Absichten zu finden.

Er sprach mit schöner Wärme; er wußte seine Worte, die schwer und bedeutungsvoll von seinen Lippen fielen, in ein so einschmeichelndes Gewand zu kleiden und mit so hinreißender Glut vorzutragen, daß Fräulein Fanni, die sehr wohl die ablehnende Stellung ihres Vaters kannte und auch von der Mutter Verhaltensmaßregeln erhalten hatte, hin und her schwankte und nicht mehr wußte, wie sie sich zu diesem Manne stellen sollte. Ihre Pulse flogen, als der schöne Mailänder ihre Hand ergriff und sie fragte, ob er hoffen dürfe, in ihrem Herzen ein Echo zu finden auf seine Bewerbung.

Ihre Brust ging stürmisch, Röte und Blässe wechselten auf ihrem Antlitz, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht Konsul Ehlers, der sich vorgenommen hatte, den Damenhelden nicht aus den Augen zu lassen, in diesem Augenblick dazwischen getreten wäre.

„Mein verehrter Herr Professor aller Geheimwissen-

schaften," sagte er sarkastisch, „die übrige Damenwelt sieht mit Neid, daß Sie Ihre geschätzte Person der sehnsüchtig harrenden Menge entziehen und an eine einzige den ganzen Reichtum Ihres Wissens verschwenden. Kommen Sie und entheben Sie sich nicht der Pflichten, die ein großer Mann Ihres Schlags nun einmal zu übernehmen hat.“

Schade! Sironi hatte nun keine Gelegenheit mehr, mit der schönen Fanni allein zu sein, denn auch seine anderen Verehrerinnen, die sich mit Recht für vernachlässigt hielten, bemächtigten sich jetzt mit doppelter Lebhaftigkeit seiner Person. Fräulein Cleonore machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er sich ihr so wenig widme, worauf er erwiderte, daß er sich mit Absicht von ihr fernhalte und seine Sehnsucht bezwinge, damit kein Aufsehen erregt würde. Frau Karoline Hasentamp schmollte ernstlich, daß ihr Seladon wie ein Schmetterling zu allen Blumen flattere, aber auch diese bat er, vorsichtig zu sein und Gleichgültigkeit zu heucheln, damit der große Plan nicht verraten würde. Sie möge zu ihrem Gatten gehen, damit aus der Vernachlässigung ihrer Pflichten kein Verdacht entstehe. Ja, der vielgewandte Mann hatte alle Hände voll zu tun, um die Fäden in der Hand zu behalten. Fräulein Hanna hielt sich absichtlich fern von ihm und erwog bei sich noch einmal alle Erlebnisse dieser Tage und besonders die der letzten Stunde, ohne jedoch zur Klarheit ihrer Gedanken und Gefühle durchdringen zu können.

Um sieben Uhr war man wieder zu Hause. Gleich darauf gab es in Villa Maria einige erregte Szenen.

Auf Nummer zehn, wo Wendels logierten, beichtete Hanna pflichtgemäß ihren Eltern, was sie mit Sironi verhandelt hatte. Wendel war in großer Aufregung

und schritt mit hastigen Bewegungen im Zimmer auf und ab. Er machte kein Hehl daraus, daß viele Gründe dagegen sprächen, des Italieners Antrag anzunehmen. Die Mutter hatte ihr Töchterchen im Arm und streichelte an ihr herum; der Professor Sironi hatte durchaus ihre Sympathie, daher redete sie ihrem Manne zu, den Freier nicht schlangweg abzuweisen, sondern in einer Unterredung mit ihm alle Punkte klarzustellen. Wendel erklärte schließlich, er wolle den Wünschen seiner Tochter nicht entgegen sein, wenn die Nachforschungen in Mailand ein durchaus günstiges Resultat ergäben. Mutter Wendel meinte, daß gerade die tollsten Courmacher später die besten und zuverlässigsten Ehemänner abgäben, was Wendel aber sehr bestritt.

Er stellte sich vor seine Ehehälfte hin und fragte nicht ohne Komik: „Bin ich nicht jederzeit ein guter Ehemann gewesen, liebes Weib?“

„Ja, das bist du, lieber Mann.“

„Was würdest du sagen, wenn ich ein solcher Mädchenjäger gewesen wäre wie dieser Sironi mit seinen Versuchsobjekten? Meine Liebe waren meine Bücher.“

„Das weiß Gott, lieber Mann. Ich glaube auch, du könntest mich eher missen als deine alten Schmöker. Wahrhaftig, ein klein wenig mehr von der Sironischen Art würde dir nicht geschadet haben.“ —

Auf Nummer vierzehn, wo Konsul Ehlers sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wurde Fräulein Fanni ins Gebet genommen. Sie gestand mit verlegenem Erröten, daß der Professor mit seiner Glut sie in arge Verwirrung gebracht habe.

„Nun sag mal, Fanni, liebst du den Kerl?“

„Aber Alter, was für ein Ausdruck!“ rief die Frau Konsul aus.

„Das ist die richtige Bezeichnung, wie ihr gleich sehen werdet. Liebst du den Kerl wirklich?“

„Ich weiß nicht —“ stammelte Fanni.

„Ich will dir genau sagen, wie es ist. Der Allertölpelstülpel verdreht allen Weibsleuten den Kopf und macht sich im Grunde über euch alle lustig. Glaub deinem alten Vater, der hat schon mehr erlebt als du Kiekindiewelt.“

Fräulein Fanni fiel ihrem Vater um den Hals und weinte leise.

„Nun paß mal auf, mein Rücken. Wie viel hältst du noch von einem Manne, der an allen zehn Fingern heimlich einen unsichtbaren Ring hat? Was würdest du von Herrn Sironi denken, wenn du wüßtest, daß er sich mit der liebebedürftigen Sanftleben verschiedene Stellbischein gegeben hat und wer weiß noch wie viele andere an der Nase herumführt?“

„Das ist nicht wahr!“ sprach Fanni und hob das Köpfchen, aber in ihrer Stimme klang leiser Zweifel an den eigenen Worten durch.

„Tatsache!“ sagte der Konsul kurz. „Unsere liebe Mutter hat es von der heiratslustigen Jungfrau selber. Er hat ihr versprochen, sie heimzuführen; die Verlobung wird in einigen Tagen veröffentlicht. Was sagst du nun?“

Fräulein Fanni war entrüstet. Solch ein abscheulicher Mensch!

Konsul Ehlers durchmaß mit langen Schritten das Zimmer. „Ein Schwindler ist er, dem man nicht scharf genug auf die Finger sehen kann!“ rief er aus. „Den Fokusfokus, den er uns heute abend vormachen wird, wollen wir uns einmal genauer ansehen, vielleicht entlarven wir ihn auch auf diesem Gebiet. Auf alle Fälle aber telegraphiere ich jetzt sofort nach Mailand, um Klarheit zu bekommen.“

Sprach's und begab sich in Herrn Winters Privatgemach, wo er ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort aufgab, das ein Bote sofort nach der eine kleine halbe Stunde entfernten Poststation überbrachte. Konsul Ehlers kalkulierte, daß noch im Laufe des Abends, spätestens aber am folgenden Tage in der Frühe die telegraphische Antwort zur Stelle sein konnte.

Auf der Treppe begegnete ihm Professor Wendel, der den Konsul um eine vertrauliche Unterredung bat.

Die beiden Männer traten in ein unbenutztes Zimmer, wo Wendel dem Hochaufhorchenden von dem Antrag Mitteilung machte, den Professor Sironi seiner Tochter gemacht hatte. Der gute Wendel bedurfte in dieser Stunde des Rates eines Freundes, und da der Konsul sich als zuverlässiger Mann erwiesen hatte, meinte der Professor in dieser außergewöhnlichen Lage bei ihm den rechten Rat zu finden.

Der alte Konsul sprang auf und hüpfte von einem Bein auf das andere. „S, das ist ja nett! Also das auch noch! Lieber Professor, dieser durchtriebene Sünder hat drei Damen zugleich seine Anträge gemacht — das ist ja ein ganzer Satan! Ihre Tochter hat er umstrickt, Fräulein Sanftleben schwört auf ihn und will ihn heiraten, und meine Fanni hat er auch belästigt. Da hört doch alles auf!“

Wendel war außer sich. Beide Männer erschöpften sich zunächst in nicht ganz parlamentarischen Ausdrücken über diesen mit so beispielloser Frechheit auftretenden Ausländer und berieten dann, ruhiger geworden, über die zu ergreifenden Maßregeln. Wendel war dafür, man müsse den Don Juan sofort zur Rede stellen und seinen ferneren Aufenthalt in Villa Maria unmöglich machen. Der Konsul gab auch zu, daß dies das

beste sei, da man ja nicht wisse, welches Unglück der verteufelte Mensch noch sonst angerichtet habe. Doch meinte er, man müsse den Herrn Cagliostro unbehelligt seine Künste erst machen lassen; hoffte er doch, ihm auch die wissenschaftliche Maske vom Gesicht reißen zu können. Auch die Antwort aus Mailand wollte er abwarten. Zu dem Krach, der bevorstand, war es ja auch morgen noch Zeit.

Wendel gab schließlich seine Zustimmung, befürwortete jedoch, Herrn Winter auf alle Fälle in das Vertrauen zu ziehen, damit dieser nicht ahnungslos von dem Unwetter überrascht werde, welches sich über dem Haupte des Italieners zusammenzog.

Winter machte ein sehr ängstliches Gesicht, als er die Tatsachen erfuhr. Er bat die Herren, um Gottes willen vorsichtig zu sein und nicht unnötig einen Skandal in seinem Hotel hervorzurufen. Wenn nötig wolle er, so leid es ihm tue, dem Herrn Professor zu verstehen geben, daß seines Bleibens hier nicht länger sei.

Der Konsul fragte den besorgten Wirt, ob er schon irgendwelche Bezahlung von Sironi empfangen habe. Winter mußte verneinen, doch habe der Herr Professor immer überreichliche Trinkgelber gegeben.

„Um, ich gebe Ihnen den Rat, sehen Sie zu, daß Sie bald zu dem kommen, was Ihnen zusteht. Ich traue dem Menschen in keiner Hinsicht mehr.“

Herr Winter war sehr bekümmert. Dieser gefeierte Professor sollte ein Hochstapler schlimmster Sorte sein? Morgen wollte er auf alle Fälle dem Gaste die Rechnung vorlegen. —

Auf Nummer vier saß während dieser Zeit Fräulein Eleonore Sanftleben und machte mit besonderer Sorgfalt Toilette. Vor ihr lagen ein paar verwelkte Blumen, die einzigen Unterpfänder der Liebe und

Treue, die sie bisher von ihrem herrlichen Professor erhalten hatte. Heute abend noch wollte Sironi ihre Verlobung der versammelten Gesellschaft verkündigen. Wie ihr Herz pochte! Nun schlug bald die seligste Stunde ihres Lebens!

Sie begab sich nach unten, wo allmählich sich die Insassen von Villa Maria zum Vortrage des Professors zusammenfanden. —

Auf Zimmer Nummer neunzehn aber saß Frau Karoline auf ihrem Koffer und weinte. Sie hatte alle ihre Kostbarkeiten bei verschlossenen Türen zusammengerafft und in eine kleine Handtasche getan. Der Herr Gemahl saß unten ruhig auf der Terrasse und trank seinen Schoppen Wein. Heute noch sollte sie sich bereit halten, mit dem Italiener auf und davon zu gehen. „Es ist Zeit,“ hatte der Liebste ihr heute erklärt, „die Reise anzutreten. Ich fürchte, unser Vorhaben kann nicht mehr lange verborgen bleiben. Mach alles fertig. Hast du das Geld?“

Frau Karoline hatte bejaht, Tränen in den Augen. Der Schritt wurde ihr doch lange nicht so leicht, wie sie sich denselben in ihrem Leichtsinn vorgestellt hatte. Übergroße Liebe empfand sie ja nicht für ihren prosaischen Gatten, aber das Band der Gewohnheit war auch eine Fessel, die sich nicht so leicht abstreifen ließ.

Sironi selbst verschloß sorgfältig seine Tür und warf sich in einen Sessel. Sein schönes Gesicht verzerrte sich zur Grimasse. „Schnell muß es gemacht werden, wenn es gut gehen soll,“ dachte er. „Am liebsten ginge ich gleich auf und davon, ohne diese alberne Komödie zu Ende gespielt zu haben. Aber der Hauptschlag fehlt noch. Das alberne Weib rückt mit dem Gelde nicht heraus.“ Er rechnete. Gegen tausend Mark hatte er im Spiel gewonnen, vierhundert Mark hatte ihm die

Sanftleben eingehändigigt, dreitausend wollte Frau Karoline mit auf die Reise nehmen, fünfhundert hatte Bohnemann geborgt — das ließ sich gut an. „Mit den Weibern mache ich doch immer die besten Geschäfte! Die alte Jungfer glaubt wirklich, ich wolle mich zeitlebens mit ihr belasten! Und dann die andere, diese Hasenkamp — alle Wetter, es hat mir Mühe genug gekostet, bei ihr den zärtlichen Amoroso zu spielen. Vrr! Nun aber ans Werk!“

Er packte seine Habseligkeiten in einen Handkoffer, ging damit nach unten und verschwand unter der für heute abend vorgerichteten Bühne.

Der Saal draußen füllte sich immer mehr. Aus dem Zuschauerraum drang gedämpft das Stimmengewirr zu ihm hin. Er lachte höhnisch. „Mundus vult decipi — die Welt will betrogen sein!“ sprach er vor sich hin. „Der kleine Bohnemann würde mir gern noch mehr von seinem Mammon ausgeliefert haben. Wie töricht, daß ich nicht mehr forderte! Aber der Konsul, der sah mich vorhin mit einem sehr eigenen Gesichte an. Ob er mißtrauisch geworden ist? Es wird die höchste Zeit, daß ich verschwinde. Schade! Die beiden niedlichen Käser wollten nicht recht anbeißen. Aber alles kann der Mensch nicht haben.“

Er ging hinauf auf die Bühne und schaute im Schutze der Seitenkulissen auf sein Publikum. Es war fast neun Uhr. „Sieh nur, wie sich die Sanftleben aufgetafelt hat! Ach so, ich wollte mich ja mit ihr heute verloben. Freund Bohnemann sitzt ganz vorn, damit ihm keine meiner genialen Produktionen entgeht. Nun ist ja wohl alles vollzählig. Selbst die Kellner und Mädchen stehen an den Wänden umher. Jetzt werde ich zunächst meinen Haupttrick in der geheimen Magie ausführen.“ Er lachte leise und trat

dann mit einer tabellosen Verbeugung vor seine Zuhörer.

„Meine hochverehrten Damen und Herren! Ich ersuche Sie um einige wenige Minuten Geduld, da ich noch eine wichtige, aber wenig zeitraubende Vorbereitung zu treffen habe. Ich hoffe, Sie sodann glänzend für Ihre Liebenswürdigkeit entschädigen zu können.“

Er verschwand noch einmal. Was hatte er vor? Fast lautlos schlich er hinter der Bühne durch einen versteckten Nebeneingang und gelangte unbemerkt in die Privaträume des Hotelwirts und in die Zimmer der Gäste, die er einer gründlichen Musterung unterzog. Er schien in dieser Art Beschäftigung eine große Gewandtheit zu haben.

Unbehelligt kam er wieder in seinen Verschlagn zurück. Es hatte doch länger gedauert, als er sich gedacht hatte. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. Na, die Arbeit wird belohnt sein. Noch einen Augenblick verschnaupte er, dann betrat er die Bühne.

5.

Konsul Ehlers hatte sehr befremdet und argwöhnisch während der überlangen Pause dagestanden. „Sagen Sie, Herr Winter,“ wandte er sich an diesen, „hat die Bühne einen Ausgang ins Freie?“

„Gewiß,“ entgegnete der Gefragte. „Warum meinen Sie?“

In diesem Augenblicke übergab ein Bote, der auf seinem Rade soeben von der Poststation zurückgekehrt war, dem Herrn Konsul ein Telegramm. Der riß es hastig auf und blickte erwartungsvoll hinein. Seine Mienen drückten eine gewisse Enttäuschung aus. Er hatte also wohl etwas anderes erwartet. Sein Ge-

Schäftsfreund in Mailand teilte ihm kurz mit, daß ein Professor der Physik und Astronomie Sironi in Mailand existiere, daß derselbe aber augenblicklich auf einer Reise begriffen sei.

„Damit scheint es also doch seine Wichtigkeit zu haben,“ sagte der Konsul zu Professor Wendel und teilte ihm die telegraphische Antwort mit.

Kopfschüttelnd sahen sich die beiden Herren an. Sie hatten beide im geheimen die Nichtbestätigung der Anfrage erwartet.

„Nun gibt es nur zwei Möglichkeiten,“ erwog der Professor. „Entweder er ist der richtige Sironi. In diesem Falle ist der Herr Professor ein Mensch, der eine unbezähmbare Schwäche für das Ewig-Weibliche hat und in seiner übergroßen Liebenswürdigkeit jedem Frauenzimmer den Hof macht. In Italien mag sich das ja mit der Stellung eines angesehenen Gelehrten vertragen. Oder aber —“

„Oder aber,“ ergänzte der Konsul, „er ist ein Betrüger, der den Namen des Professors erborgte und dessen Stellung für sich zu unlauteren Zwecken ausnutzt. Das ist ebenso möglich. Aber ich meine, der heutige Vortrag muß uns über diesen Punkt die nötige Aufklärung bringen.“

Auf der matt erleuchteten Bühne stand Sironi an einem kleinen Pulte und überflog mit den schwarzen Augen die Zuhörerschaft. Manches Herz klopfte bei seinem Anblick, aber aus verschiedenen Gründen. Da waren immer noch eine Menge Damen, die für den Magier mit derselben Hingebung schwärmten wie im ersten Moment seines Auftauchens in Villa Maria, allen voran diejenige, die sich die Auserwählte seines Herzens dünkte, Fräulein Eleonore, die in dem jugendlichen duftigen Spitzenkleide sich selbst um viele Jahre

verjüngt vorkam. Ihr Herz schlug in dem beschwingten Tempo jungfräulichen Erwartens. Frau Carolines Herz hämmerte unter dem eleganten Reisekleide, als ob es zerspringen wollte. Brachten doch die nächsten Stunden eine Entscheidung, vor der ihr trotz aller himmelstürmenden Seligkeitsgefühle so bange war. Ihr schien, als ob aller Blicke auf sie allein gerichtet seien, und als ob ihr Geheimnis allen Ohren preisgegeben sei. Wenn es nur erst vorüber wäre! Ach, säßen sie doch schon beisammen im schnell dahinsausenden Eisenbahnzuge, auf der Fahrt durch die Berggründe des Schweizerlandes nach den sonnigen Gefilden des Südens!

Neben ihr saß ihr Mann. Wie vierschrötig und gewöhnlich er ihr heute vorkam! Sein rotes aufgeschwemmtes Gesicht starrte mit einem neugierigen Ausdruck nach der aristokratischen Männererscheinung auf dem Podium. Welch ein Unterschied!

Mit einiger Beklemmung blickten auch die Hotelmädchen auf den Redner, der nun in schön gesetzten Worten seinen Vortrag begonnen hatte. Das Küchenmädchen Luise hatte am letzten Tage einen grausigen Hintertreppenroman gelesen, in dem Hexenmeister und Schwarzkünstler ihr Wesen trieben, und nun sollten alle diese Spufgeschichten vor ihren Augen lebendig werden!

Sironis klangvolles Organ füllte den großen Raum. Die Worte rollten ihm leichtflüssig von den Lippen; er verstand zu sprechen. Auch schien er seine Materie vollständig zu beherrschen. Freilich kam ihm zu statten, daß eigentlich niemand aus der Gesellschaft einen deutlichen Begriff von all den dunklen Dingen hatte, die zur Sprache kamen. Sironi redete zuerst von den abergläubischen Hexereien des Mittelalters, von Lebens-

elixiren und Teufelsglauben, vom Goldmachen und dem Stein der Weisen und entrollte geschickt ein Bild menschlicher Torheit und Schwäche.

Das Küchenmädchen Luise zitterte und krampfte ihre Hand schußsuchend in die Kleider des neben ihr stehenden Stubenmädchens.

Dann entwickelte der Professor, wie vor dem hellen Licht der Wissenschaft die Gespenster einer wahnbetörten Zeit zergingen. Die Naturwissenschaft und aufgeklärte Philosophie machten reine Bahn und verschreckten die Traumgebilde einer rückständigen Zeit. Aber die Wissenschaft selbst stößt auf Geheimnisse, die in der schwer zugänglichen, noch längst nicht durchforschten Seele des Menschen ihren Ursprung haben. Neben der Körperwelt, deren Gesetze die fortschreitenden chemischen und physikalischen Wissenschaften immer klarer herausgestellt hat, gibt es eine geistige Welt, in der Wille und Vorstellung regieren, jene nicht greifbaren Mächte, deren geheimnisvolles Wirken die Geschehnisse der Menschen bestimmt. Von hier verbreitete sich der Redner über die dunklen Erscheinungen des Seelenlebens, an deren Erforschung die neuere Wissenschaft unermüdlich arbeitet. Er erläuterte das Wesen des magnetischen Schlafes, der hypnotischen Willensbeeinflussung und versprach, in seinen später vorzuführenden Experimenten den geehrten Herrschaften einen Beweis davon aus eigener Anschauung.

Die schwarzen Augen des Professors funkelten so unheimlich, daß einige der weniger aufgeklärten Herrschaften eine nervöse Unruhe befiel. Diese Augen! Es war, als ob Sironis Blick allein die Gewalt habe, die Augen der Anwesenden magisch auf sich zu ziehen und die Geister derselben seinem alles bezwingenden Willen untertänig zu machen.

„Ich sehe lieber nicht mehr hin,“ flüsterte Minna der regungslos nach der Bühne starrenden Luise zu.

Der Professor ging dann zum Spiritismus über. Diese neueste Erscheinung sei viel belächelt und verspottet worden, auch hätten Gaukler und Betrüger, die man entlarvte, sie bei vielen Gebildeten diskreditiert. Aber es gebe eine übersinnliche Welt, mit der man auf verschiedene Weise in Verbindung treten könne. Wir seien von einer Geisterwelt auf Schritt und Tritt umgeben, die nur darauf harre, sich uns sinnlich wahrnehmbar zu machen. Auch dies würden die nachfolgenden Versuche lehren. Und nun beschrieb Sironi in so anschaulicher Weise, was er in dem Verkehr mit den Geistern erlebt haben wollte, daß eine richtige Gruselstimmung sich auf das gespannt lauschende Auditorium niederwarf.

Als er schloß, war der größte Teil des Publikums furchtbar erregt und gedachte mit Grausen der Dinge, die kommen sollten.

„Er kann's,“ meinte der Konsul zu Wendel. „Weiß Gott, woher er die Weisheit hat. Aber um sein Mundwerk kann ihn mancher Redner beneiden.“

Wendel nickte. „Wenn er das alles hält, was er versprochen hat, will ich ihm seine Unverschämtheiten auf anderem Gebiete verzeihen.“

Sehr geschickt führte Sironi nach diesem Vortrage einige Taschenspielerkunststückchen aus, die den Beifall und die Heiterkeit der Menge erregten. Dann wurde Zuschauerraum und Bühne verdunkelt, ein fahles gedämpftes Licht blieb allein übrig, das die Gegenstände nur in schwachen Umrissen beleuchtete.

Der Magier, dessen Gestalt sich nur wenig von den Dingen seiner Umgebung abhob, trat wieder vor und bat die Herrschaften, bei den nun folgenden spiritisti-

sehen Versuchen sich mäuschenstill zu verhalten. Auch möge man nicht ungeduldig werden, wenn einige Zeit in bangem Harren verstreichen sollte. Der Verkehr mit der Geisterwelt sei überaus schwierig und auch für die dabei Mitwirkenden nicht ungefährlich. Um seinen Worten noch größeren Nachdruck zu verleihen, berichtete er mit leiserer Stimme von einigen unglücklich abgelaufenen Sitzungen, bei denen die Unvorsichtigkeit des Publikums schreckliche Wirkungen hervorgerufen habe.

Eine atemlose Beklemmung legte sich über den Saal. Man hörte rasche, vernehmliche Atemzüge und leise Aufschreie. Sironi ersuchte irgend jemand aus der Gesellschaft, am besten eine Dame, sich zu ihm auf die Bühne zu begeben.

Mein Gott, wer würde denn dazu den Mut haben? War nicht jeder froh, in sicherer Entfernung von dem Hexenmeister unter wirklichen Menschen auf seinem Stuhle zu sitzen?

Da erhob sich Frau Karoline Hasenkamp, betrat zögernd die Stufen zum Podium und verschwand im Hintergrunde der Bühne. Ihr Gatte saß sprachlos auf seinem Platze und konnte seine Frau nicht begreifen, die doch sonst vor jeder Maus und jeder Spinne davonlief. Was in aller Welt bewog sie, sich in die schauerliche Nähe dieses Italieners und seiner unheimlichen Schattenvelt zu begeben? In der Gesellschaft aber murmelte man ein leises „Bravo!“

Die beiden Gestalten auf der Bühne waren verschwunden. Die Szene lag öde und verlassen da; im Zuschauerraum hörte man keinen Ton mehr. Das dauerte mehrere Minuten an, während die Angst in manchem Herzen auf den Höhepunkt stieg. Nun erlosch langsam auch der letzte Schein auf der Bühne, und alles lag in nächtlicher Finsternis.

Wieder verstrich eine Spanne Zeit. Da — ein unterdrückter leiser Schrei wie aus weiter Ferne — dann wieder völlige Stille.

„Karoline,“ rief Hasenkamp erschreckt in das Schweigen hinein, „komm lieber herunter!“

„Ruhe — Ruhe!“ ertönte es von allen Seiten.

Man wartete aufgeregt weiter. Aber es geschah nichts. Alles blieb still und dunkel wie zuvor. Kein Geist erschien, aber auch kein Sironi und keine Karoline. Hasenkamp kamen wieder zum Vorschein.

Da riß dem Publikum die Geduld. Jrgend jemand rief: „Schwindel!“ Stühle wurden gerückt, ein Streichholz flammte auf und beleuchtete ängstliche und bestürzte Gesichter.

„Karoline!“ rief Herr Hasenkamp dazwischen.

Wirt und Kellner zündeten im Saal die Lichter wieder an, einige beherzte Männer sprangen auf die Bühne.

Alles schrie und rannte nun durcheinander, es entstand ein unbeschreiblicher Wirrwarr. Die Szene wurde mit Lichtern abgesucht, die Räume dahinter bis in den letzten Winkel durchforstet — keine Seele rührte sich dort.

„Hier ist der Vogel entwischt!“ schrie Herr Röttschner und deutete auf eine weit geöffnete Hintertür, die ins Freie führte.

„Und Ihrer Frau können Sie wahrscheinlich auch nachflöten,“ meinte Herr Professor Wendel zu Hasenkamp.

Dieser stand da wie eine Salzsäule und vermochte in dem ersten Schrecken kein Wort hervorzubringen.

„Halt! Was ist das?“ rief der junge Gurrpell, indem er aufmerksam horchte. Auch die anderen vernahmen jetzt ein Stöhnen, das aus der Unterwelt zu kommen schien.

„Alle guten Geister!“ sprach Bohnemann. „Sollte vielleicht doch noch —“

Der Konsul aber schritt, gefolgt von den anderen Herren, die Stufen hinab, die in den Verschlag des Geisterbeschwörers führten.

Hier bot sich ihnen ein klägliches Bild. Frau Karoline lag wimmernd am Boden, Arme und Füße zusammengeschürzt und einen Knebel im Munde, so daß sie sich weder rühren noch einen lauten Hilferuf von sich geben konnte.

Man besetzte sie schnell von ihren Banden und trug die Halbohmächtige in den Saal, wo sie unter den Bemühungen der Frauen bald wieder zu sich kam. Aber sie war noch so schwach von dem ausgestandenen Schreden, daß sie nur leise vor sich hin weinen konnte.

„So etwas — so etwas!“ rief Bohnemann keuchend ein Mal über das andere. „Wo kriege ich nun meine fünfhundert Mark wieder her?“

„So wird also das Verschwinden einer Dame auf offener Bühne gemacht,“ sagte Gurrpell.

Gasenkamp tastete an seiner Karoline herum. „Karolinen, Karolinen, komm doch zu dir! Jetzt kann dir ja niemand mehr was tun! Wie konntest du dich aber auch mit dem Hexenkram bemengen? Das Haar hat sich mir in die Höhe gesträubt, als ich dich da hinauflaufen sah!“

Aber Karoline weinte leise weiter. Es war vorläufig nichts aus ihr herauszubringen.

Noch um eine andere Ohnmächtige mußten sich diensteifrige Damen bemühen. Als Fräulein Eleonore die Nachricht von dem Entsetzlichen erfuhr, und ihr die ganze schreckliche Wahrheit aufzudämmern begann, sank sie mit einem herzerreißenden Schrei um und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht hilfsbereite Arme sie

aufgefangen und auf einen Seitensofa gebettet hätten. Auch sie kam ja bald wieder zu sich, lag aber da wie eine geknickte Lilie. Sie wollte aufspringen und dem Ungetreuen naheheilen, aber der Schreck war ihr derartig in die Beine gefahren, daß dieselben ihren Dienst versagten. Ihre blassen Lippen murmelten unausgesetzt einen italienischen Namen.

„Bringt die Dame nur gleich zu Bett,“ sagte Professor Wendel mitleidig. „Sie hat schwache Nerven, die solchen Aufregungen nicht gewachsen sind.“

Im ersten Schreck hatte niemand daran gedacht, dem Verbrecher nachzusetzen, der ja kaum eine halbe Stunde Vorsprung haben konnte. Nun brachte Herr Winter sein Personal auf die Beine. Aber wo hatte man ihn zu suchen? Im Schutze der verbergenden Nacht, auf Wegen, die der Schwindler bei den Ausflügen sich nur zu gut gemerkt hatte, konnte er leicht in irgend einer Richtung spurlos verschwinden. Zwar schickte man zum Überfluß einen Eilboten nach der Bahnstation, jedoch mit negativem Erfolg. Die Gendarmerie wurde noch in der Nacht alarmiert, der Telegraph spielte nach allen Richtungen — kurz, was getan werden konnte, um des Flüchtigen habhaft zu werden, geschah. Man mußte nun abwarten, welches Resultat die Suche nach dem sogenannten Herrn Professor haben würde.

Das war eine Schreckensnacht! Herr Winter jammerte händeringend, daß in seiner ruhigen Villa solch ein Fall habe vorkommen können. Die Kellner standen stumm an den Wänden. Während die am schwersten betroffenen Opfer des Zauber Künstlers zu Bett gebracht wurden, redeten die anderen noch lange Zeit weiter. Jeder wollte noch eine Vorahnung davon gehabt haben, daß der angebliche Mailänder Professor nicht echt gewesen sei.

Der Konsul als praktischer Mann suchte den Schaden festzustellen, der durch Sironi angerichtet worden war. Und da kamen schöne Dinge zu Tage. Mancher, aus Angst, von den anderen verspottet zu werden, verschmerzte seinen Verlust und schwieg.

Die größte Überraschung brachte aber erst der andere Morgen, als man auf manchem Zimmer gewahr wurde, was der Spießbube in den Schubläden und Schränken angerichtet hatte. Da gab es bestürzte Mienen und bleiche Gesichter genug.

Zwei junge Damen standen im eifrigen Gespräch am Geländer der Terrasse. Sie hatten sich viel zu erzählen, wenn auch ihre Erlebnisse sehr ähnlicher Art waren. Fräulein Fanni Ehlers war dem gleichen Geschick glücklich entronnen, das auch Fräulein Hanna Wendel bedroht hatte.

Zu den beiden Mädchen gesellten sich Herr Gurrpell und Herr Röttschner, denen ja nun der diabolische Italiener nicht mehr im Wege stand.

„Die Sanftleben ist heute in aller Frühe abgereist,“ berichtete ersterer. „Die wird auch noch lange an den gestrigen Abend zurückdenken. Sie schämt sich zu Tode, daß sie so leichtgläubig gewesen ist.“

„Der Italiener muß ihr, Gott weiß was, versprochen haben, sonst würde sie ihm nicht auch noch ihr Geld an den Hals geworfen haben,“ sprach Herr Röttschner.

„Der kleine Bohnemann schreit zeter, weil sein sauberer ‚Freund‘ sich mit seinem entliehenen Gelde in die Büsche geschlagen hat; auch andere Hetren sind um größere oder kleinere Summen geschädigt worden.“

„Ein schrecklicher Mensch!“ seufzte Fräulein Hanna.
„Ja, gnädiges Fräulein, wir waren freilich Luft

für Sie, als der feurige Südländer austrat, und konnten kaum einen einzigen Blick aus Ihren schönen Augen erhaschen — so hat er Sie alle verzaubert. Aber ich hoffe, Sie werden nun einsehen, daß unsere zarten Guldigungen, die wir Ihnen zu Füßen legen, viel wahrer und echter sind.“

„Ach, nun fangen Sie gleich wieder mit solchen Dingen an!“ sagte Hanna. „Wir haben so viel Zucker bekommen in diesen Tagen, daß wir für ein ganzes Jahr wohl daran genug haben.“

„Ich bin fest überzeugt,“ meinte Röttschner, „daß der Herr Professor auch ein Falschspieler war.“

„Mag sein,“ war die Antwort. „Nun, meine Verluste will ich gern verschmerzen. Aber haben Sie schon von der Hasenkamp gehört?“

„Was denn?“ rief man neugierig.

„Der Herr Gemahl hat ja in der Nacht so getobt, daß er in seiner Wut allen, die es hören wollten, Karolinchen's Streiche verraten hat. Ich habe es vom Philipp, der hat es Wort für Wort gehört.“

„Bitte, erzählen Sie doch!“

„Also: In der Nacht hat Karolinchen geheult und gewimmert, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Dann hat sie eine förmliche Beichte abgelegt, da sie es ja doch nicht verbergen konnte, daß sie dem Sironi, der, wie sie sagt, sie durch seine Zauberei gänzlich willenlos gemacht, eine große Summe zugesagt habe — sie hat mit ihm durchgehen wollen. Sie hat sich dagegen gewehrt, aber ihre Kraft muß wohl am Ende gewesen sein; sie hat nicht hinauf gewollt auf die Bühne, als die Stunde der Verabredung gekommen war, aber sie hat gemußt, ob sie wollte oder nicht. Vielleicht hat er ihren Willen verbrecherisch beeinflusst. Als sie nun zögerte, ihm das Geld zu geben, hat er es ihr entrißen

und sie geknebelt, um ungehindert das Weite suchen zu können.“

„Denken Sie sich, die Kisten, die so geheimnißvoll auf dem Flur standen, enthielten nichts als Sand und Steine.“

„Und seine Hotelschulden hat er natürlich nicht bezahlt.“

„Und die Schmudsachen und Wertgegenstände, die er alle mitgenommen hat — es hat gar kein Ende!“

Man staunte über die bodenlose Frechheit, mit der der Abenteurer vorgegangen war, und konnte sich jetzt eigentlich nicht recht erklären, daß man sein Treiben nicht früher durchschaut hatte. —

„Was meinen Sie, wohin sich der Räuber gewendet hat?“ fragte man den Konsul Ehlers.

„Wer kann das wissen?“ meinte dieser. „Vielleicht ist er mit seiner Beute längst in Sicherheit. Freilich, bei den Hilfsmitteln, die der Polizei heute zur Verfügung stehen, dürfte das eine schwierige Sache sein.“

Auch Hafenkamp rüstete zur Abreise. Er hatte seiner Frau verziehen in Anbetracht der hypnotischen Willensbeeinflussung, die der schreckliche Mensch ja nicht nur gegen Frau Karoline in Anwendung gebracht hatte, und angesichts der tränenvollen Reue, die sie an den Tag legte. Der beträchtliche Geldverlust hatte ihn aber in eine sehr gereizte Stimmung versetzt, denn in dieser Hinsicht verstand der sonst so phlegmatische Mann durchaus keinen Spaß.

Die Koffer des Berliner Ehepaares waren gepackt; der Wagen stand am hinteren Eingang des Hotels bereit. Es gelang, zufolge der getroffenen Maßregeln und — das muß zur Ehre der Mehrzahl der Gäste rühmend hervorgehoben werden — dank dem feinen Takte der Bewohner der Villa, unauffällig fortzukom-

men. Frau Karoline war tief verschleiert. Hätte man aber in ihr Herz sehen können, man hätte erkannt, daß aus Zerknirschung und Selbstvornürfen eine Saat darin keimte, die die besten Früchte für die Zukunft erhoffen ließ.

Leider erfüllte sich die Erwartung der Beraubten nicht, daß es dem Spürsinn der eifrig auf der Jagd befindlichen Polizei gelingen werde, des Betrügers Fährte zu ermitteln. Sironi war mit seiner Beute spurlos verschwunden.

„Es wäre doch besser gewesen,“ meinte der Konsul, sich an Professor Wendel richtend, „wir hätten Ihren Rat befolgt und dem Schurken das Handwerk beizeiten gelegt.“

„Gewiß,“ sprach dieser, „aber man ist ja immer klüger, wenn man vom Rathaus kommt, als wenn man hingeht.“

„Ergeben wir uns darein. Auf die Dauer wird der Unhold, und wenn er seine Streiche auch noch so schlau anfängt, den Spürnasen der Verfolger doch nicht entgehen. Wir haben alle nur Geld verloren, damit wollen wir uns trösten.“

„Und dann ist nicht zu vergessen, daß wir alle eine Lehre aus dem Ereignis mitnehmen, die vielleicht nicht zu teuer bezahlt ist. Wir sind für unsere Leichtgläubigkeit und — meine jungen Damen — für unsere Schwärmerei hinlänglich bestraft. Ein andermal werden wir uns in acht nehmen.“

Den meisten Gästen war der Aufenthalt in der schönen Villa durch die Vorfälle der letzten Zeit verleidet. Herr Winter sah mit Bedauern und Kummer einen Gast nach dem anderen scheiden.

„Nun, Herr Bohnmann,“ sagte Professor Wendel

Deutsches Museum,
ST. PAUL, MINN.

beim Abschied, „ich denke, Sie sind fürderhin vorsichtiger in der Wahl Ihrer Herzensfreunde.“

„Ja,“ schnaufte dieser, „mir soll sicherlich in Zukunft kein Hegenmeister wieder imponieren. Aber mein Asthma ist doch besser geworden.“ —

Feodor Gurlpell und Joseph Röttschner hatten die größten Sträuße aufgetrieben, die zu haben waren, um sie den Damen als Spenden darzubringen, als die Professorenfamilie und etwas später auch Konsuls in die Heimat abfuhr.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte der erstere mit einer tadellosen Abschiedsverbeugung, „ich bedaure lebhaft, daß ich das Zaubern nicht so gründlich gelernt habe wie der Herr Cagliostro. Dahingegen wäre ich froh, wenn Sie mir eine winzige Erinnerung in Ihrem Herzen bewahren wollten, als einem Verehrer, der es ehrlich meinte.“

Er überreichte seinen Strauß, und Fräulein Hanna gab ihm die Hand, die er feurig küßte.

Auch dem Herrn Joseph Röttschner wurde diese Vergünstigung von Fräulein Ehlers zu teil.





Die Elektrizität im Eisenbahndienst.

Eine technische Skizze von W. N. Geinborg.

Mit 12 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

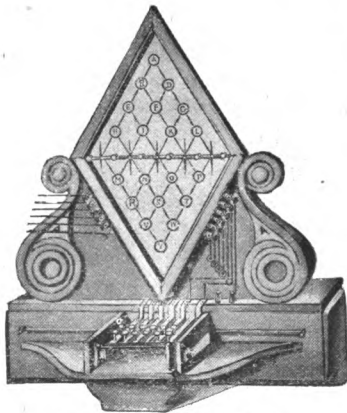
Die Verwendung der Elektrizität zur Sicherung des Eisenbahnverkehrs datiert seit dem Jahre 1838, wo der Engländer William Fothergill Cooke die berühmte Entdeckung Orsted's, daß der elektrische oder — wie man ihn damals zu nennen pflegte — der Volta'sche Strom die Eigenschaft habe, die Magnetnadel abzulenken, zur Grundlage für die Konstruktion des ersten elektrischen Telegraphen machte.

Man hatte sich bis dahin überall, wo es sich um die Übermittlung von Nachrichten zwischen zwei entfernteren Punkten handelte, mit optischen Signalen behelfen müssen, die von einer Grenze der Sichtbarkeit bis zur anderen weitergegeben werden mußten. Die Mängel und Unzulänglichkeiten dieses Systems aber waren allezeit schwer empfunden worden, und sie stellten sich dem eben in seiner ersten Entwicklung begriffenen Eisenbahnverkehr als ein gewaltiges Hindernis entgegen.

Wäre man doch, wenn sich ein besserer Ersatz nicht hätte finden lassen, darauf angewiesen geblieben, auf jeder Strecke nur eine sehr geringe Anzahl von Zügen in großen Abständen verkehren zu lassen, wenn man die Sicherheit der Reisenden nicht aufs äußerste ge-

fährden wollte. Denn man war nicht im stande, von den Endpunkten aus den Lauf der einzelnen Züge und die unvorhergesehenen Zwischenfälle, die einen längeren Stillstand des einen oder des anderen herbeiführen konnten, mit der nötigen Schnelligkeit und Zuverlässigkeit zu kontrollieren.

Die Erfindung des Telegraphen machte diesem



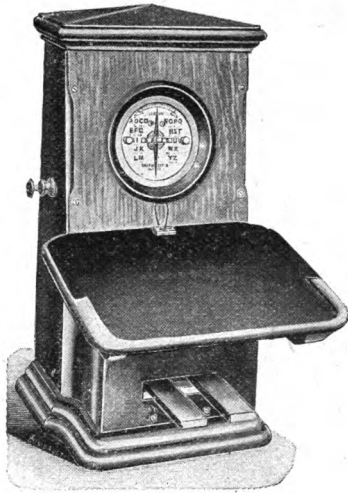
Der alte Fünfnadeltelegraph.

Zustande mit einem Schlage ein Ende. Mit Hilfe des durch einen einfachen Draht geschickten elektrischen Stromes konnte man nun auf beliebige Entfernung hin mit Blitzeschnelle Signale geben und Nachrichten austauschen. Die ersten Apparate waren naturgemäß im Vergleich mit den jetzt gebräuchlichen noch recht unvollkommen.

Man bediente sich zunächst des auf unserer ersten Abbildung dargestellten Fünfnadeltelegraphen, in dessen Alphabet die Zeichen *o*, *i*, *q*, *u*, *x* und *z* vollständig fehlten und durch eine Kombination anderer Buchstaben ersetzt werden mußten. Wie gut man sich trotzdem zu helfen wußte, beweist recht schlagend die Geschichte jenes Vorkommnisses, das — wenigstens für England — recht eigentlich den Anstoß dazu gab, den Telegraphen auch für andere Zwecke als die des Eisenbahndienstes nutzbar zu machen.

Bald nachdem der Telegraph auf der Linie der

Great-Western-Eisenbahn eingerichtet worden war, geschah es, daß bei dem Orte Slough ein Mann in der Kleidung eines Quäkers einen Mord beging und, ehe man seiner hatte habhaft werden können, einen nach London fahrenden Zug bestieg, sicher, seinem Schicksal vorderhand glücklich entronnen zu sein. Aber man hatte seine Spur verfolgen können, und während der Zug noch unterwegs war, begannen bereits die Telegraphen auf der Station Paddington zu spielen. Zwar konnte man infolge der oben erwähnten Unvollkommenheiten das wichtigste Wort des Signalements, das Wort „quaker“, nur mit „kwaker“ wiedergeben; aber es wurde von dem diensttuenden Beamten

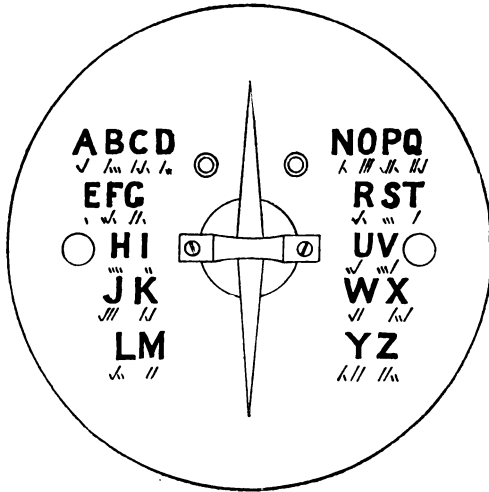


Verbesserter Zeigertelegraph.

nichtsdestoweniger verstanden, und als der Mörder den Zug verließ, standen zu seiner nicht geringen Überraschung schon die Polizisten bereit, um ihn zu verhaften.

Der Vorfall erregte um seiner Neuheit willen in der Öffentlichkeit natürlich nicht geringes Aufsehen. Man wurde sich auch in weiteren Kreisen der enormen Wichtigkeit des elektrischen Telegraphen bewußt, und es währte nicht lange, bis sich Kapitalgesellschaften gebildet hatten, die aus eigenen Mitteln Telegraphenleitungen anlegten, um sie in den Dienst des Publikums

und der Behörden zu stellen. Man ließ aus Zweckmäßigkeitsgründen auch diese Drähte dem Lauf der Eisenbahnschienen folgen, denn wenn man auch in den größeren Ortschaften eigene Telegraphenbureaus einrichten konnte, so blieb man doch für die kleineren Stationen auf die Mitwirkung der Eisenbahngesell-



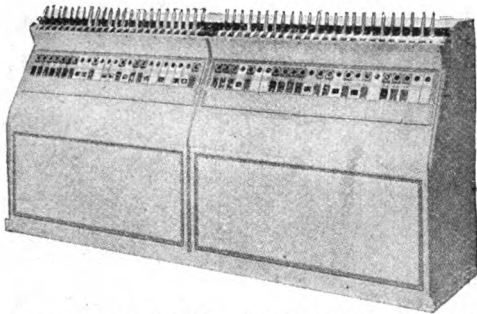
Zifferblatt und Alphabet des Selgertelegraphen.

schaften angewiesen, mit denen dementsprechend besondere Vereinbarungen getroffen werden mußten.

Als dann die Zahl der privaten Telegraphenunternehmungen immer mehr anwuchs, und die daraus entstehenden vielfachen Kollisionen dem allgemeinen Interesse in zunehmendem Maße zuwiderliefen, sah sich der Staat veranlaßt, das gesamte Telegraphenwesen in seiner Hand zu vereinigen. Nur den Eisenbahnen mußte für ihre Sonderzwecke auch weiter eine Ausnahmestellung eingeräumt werden, und auf jenen

kleinen Stationen, wo sich die Einrichtung eines staatlichen Telegraphenbureaus von seiten der Postverwaltung nicht lohnen würde, bestehen auch heute noch bestimmte Einrichtungen, durch die der Eisenbahntelegraph zum Teil in den Dienst der Allgemeinheit gestellt wird.

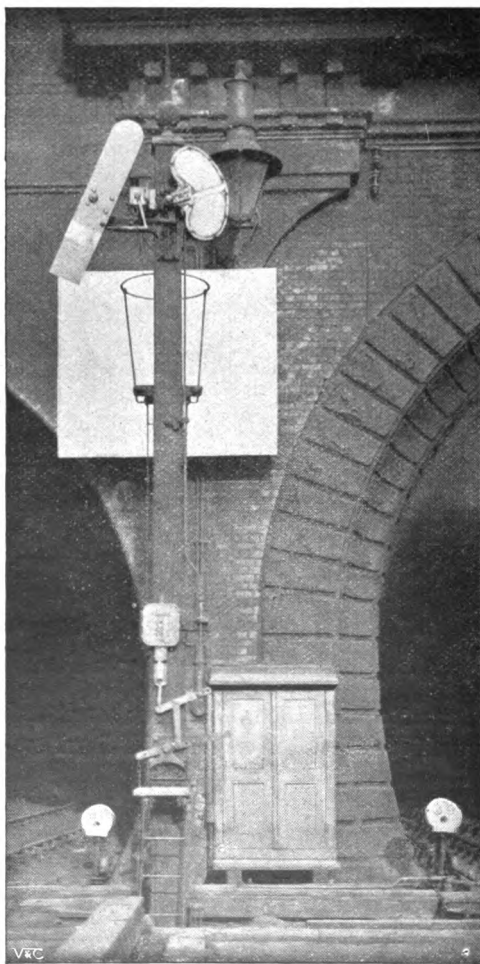
Diese Verhältnisse des näheren darzulegen, ist hier nicht der Ort, und wir haben sie nur deshalb berührt, um daran zu erinnern, daß unser gesamtes Telegraphenwesen sich aus den Bedürfnissen des Eisen-



Modell für die elektrische Einrichtung einer Blockstation.

bahndienstes heraus entwickelt hat, dem man damit auch für diesen gewaltigen Verkehrsfortschritt zu Dank verpflichtet ist.

Der Eisenbahndienst selbst wäre ohne den Telegraphen heute gar nicht mehr denkbar. Ihm allein ist es zuzuschreiben, wenn der ungeheure Apparat eines tausendfältig verzweigten Eisenbahnnetzes mit der Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Sicherheit eines wohlregulierten Uhrwerks funktioniert und wenn der Prozentsatz der auf wirkliche Fehler im Betriebe zurückzuführenden Unfälle ein im Vergleich mit der Zahl der verkehrenden Züge verschwindend geringfügiger ist.



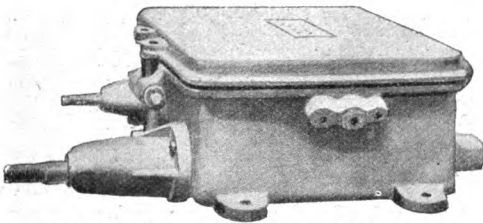
Elektrisch bediente Signale am Eingang eines Tunnels.

Die Elektrizität. Mit der ständig wachsenden Ausdehnung und Entwicklung des Eisenbahnwesens haben auch die Fort-

Diegt es auch in der Natur der Verhältnisse, daß die für das Fahrpersonal bestimmten Signale vorwiegend optische sein müssen — Semaphoren, verschiedenfarbige Lichter u. s. w. — so geschieht die Handhabung dieser Signale doch heute fast überall und ausschließlich durch Vermittlung der Elek-

Schritte in der Ausgestaltung des Signaldienstes Schritt gehalten. Jedes Jahrzehnt hat neue Erfindungen und Vervollkommnungen gebracht, die dazu bestimmt waren, durch sinnreiche Vereinfachung und Zentralisierung des Signalwesens die Sicherheit des Betriebes zu erhöhen. Denn es ist klar, daß diese Sicherheit um so vollkommener gewährleistet ist, je mehr die vermittelnde menschliche Tätigkeit, die ein durch den Telegraphen gegebenes Zeichen in ein sichtbares Signal zu übersetzen hat, ausgeschaltet werden kann.

Gerade in dieser durch dem Irrtum unterworfenen



Motor zur Erzeugung des für den Signaldienst erforderlichen elektrischen Stromes.

menschliche Wesen zu bewirkenden Übertragung lag ja die Quelle der meisten Versehen, die zur Ursache mehr oder weniger verhängnisvoller Katastrophen geworden sind, und man war in Fachkreisen sehr bald zu der Überzeugung gelangt, daß das Ideal eines unbedingt zuverlässigen Signalsystems dasjenige sei, das dem am Telegraphen dienstuenden Beamten eine Regelung der optischen Signale ohne jede Vermittlung ermögliche.

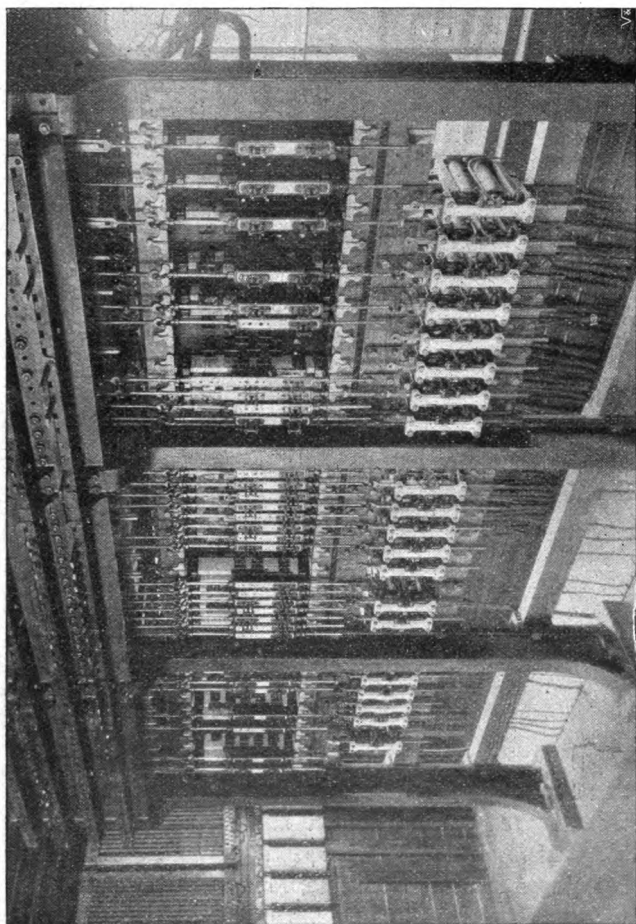
Das englische Lock- und Blocksystem hat dieses Problem in der Tat nahezu vollständig gelöst, und es ist auch von den meisten Eisenbahnen des Kontinents übernommen worden. Der Beamte, der auf seiner Blockstation über den Lauf der einzelnen Züge auf

das genaueste unterrichtet ist, befindet sich zugleich in der Lage, durch einen einzigen Druck von seinem Platze aus die dadurch bedingten Signale zu geben, ohne daß es dazu wie früher erst noch der Mitwirkung eines auf der Strecke befindlichen und durch seine Zeichen zu orientierenden zweiten Beamten bedürfte.

Unsere Abbildung auf S. 176 zeigt uns einen elektrisch bedienten Semaphor am Eingange eines Tunnels. Zur besseren Kontrolle ist dabei vielfach noch die Einrichtung getroffen, daß die Bewegungen der Signalarme, sowie das Ausleuchten und Erlöschen der Signallichter auf der Blockstation durch sehr geistreich konstruierte Apparate genau registriert werden, so daß auch die Möglichkeit eines durch etwaiges Versagen der elektrischen Verbindung herbeigeführten Irrtums ausgeschlossen erscheint. Ein Motor von geringem Umfang ist hinreichend, die für die Ausübung dieses Signalsystems erforderliche Elektrizität zu liefern. Die Apparate selbst aber nehmen auf größeren Stationen, wie unsere Abbildung auf S. 179 in anschaulicher Weise vor Augen führt, einen sehr beträchtlichen Raum ein und erfüllen den Laien mit Bewunderung für einen Mechanismus, dessen Handhabung sich in ihrer äußeren Wirkung doch als eine so einfache darstellt.

Das Vervollkommnungsstreben der nimmer rastenden Technik ist allerdings in der Ausschaltung selbständiger menschlicher Tätigkeit für den Signaldienst noch um einen Schritt weiter gegangen, indem es die Eisenbahnzüge zu Telegraphisten machte, die in jedem Augenblick ohne menschliche Mitwirkung genaueste Auskunft darüber geben, wo sie sich befinden. Es wird das durch den sogenannten Schienenkontakt erreicht, eine Vorkehrung, die eine der beiden Schienen in einen elektrischen Leiter verwandelt und das Öffnen oder

Schließen elektrischer Ströme durch den darüber fahrenden Zug bewirkt. Die dadurch in den Apparaten der

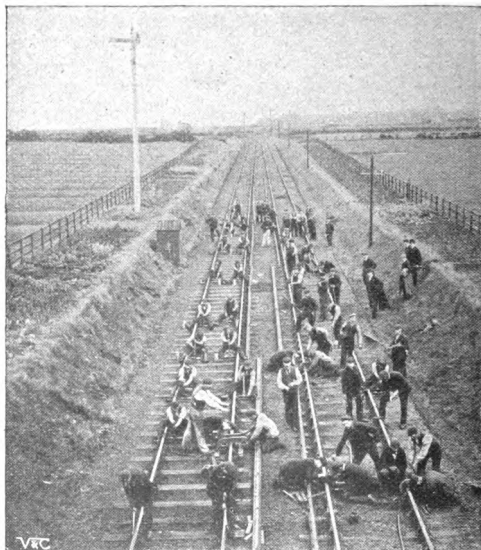


Die elektrischen Einrichtungen einer großen Blockstation.

Stationen ausgelösten Signale ermöglichen es, den Lauf der Züge mit absoluter Genauigkeit zu ver-

folgen und danach festzustellen, ob eine Strecke offen oder gesperrt ist.

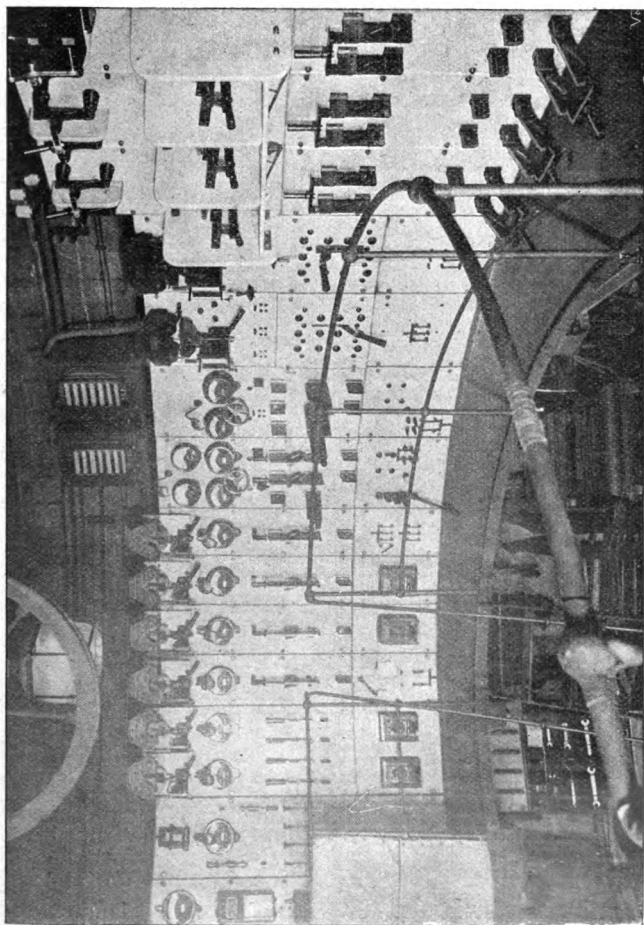
Auch damit aber hat sich der erfinderische Menschengeist noch nicht zufrieden gegeben. Man scheint nicht eher rasten zu wollen, als bis die Sicherheit eines



Legung der Stromzuleitungsschleife für den elektrischen Betrieb einer Eisenbahn.

Eisenbahntransports gänzlich unabhängig geworden ist von der größeren oder geringeren Aufmerksamkeit des Beamtenpersonals. So hat man denn bereits einen Apparat konstruiert, der selbsttätig ein sofortiges Halten des Zuges bewirkt, wenn durch eine Unterbrechung des Schienenkontakts angezeigt wird, daß sich ein Hindernis auf der Strecke befindet. Da die auf demselben Geleise laufenden Züge bei dem Kontaktsystem in ständiger

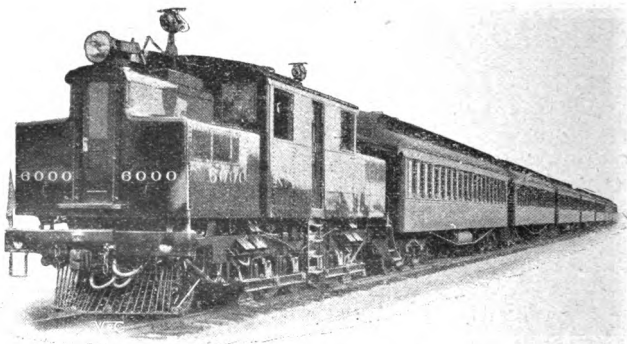
telegraphischer Verbindung miteinander stehen, wäre es bei der Anwendung dieses neuesten Apparates also



Zwischenstation für die Reduktion und Umwandlung hochgespannter Wechselströme.

ganz ausgeschlossen, daß ein Zug von hinten her auf den anderen auffahren könnte, wie es bekanntlich bei

den meisten Zusammenstößen der Fall ist. Aber die zur Verhütung derartiger Katastrophen bereits getroffenen anderweiten Vorkehrungen erscheinen doch umfassend und gründlich genug, um den empfindlichen automatischen Fahrtunterbrechungsapparat auf den meisten Strecken entbehrlich zu machen. Er ist denn auch bis jetzt praktisch nur da zur Verwendung gelangt, wo das Vorliegen besonders schwieriger Verhältnisse die Anwendung der denkbar größten Vorsicht

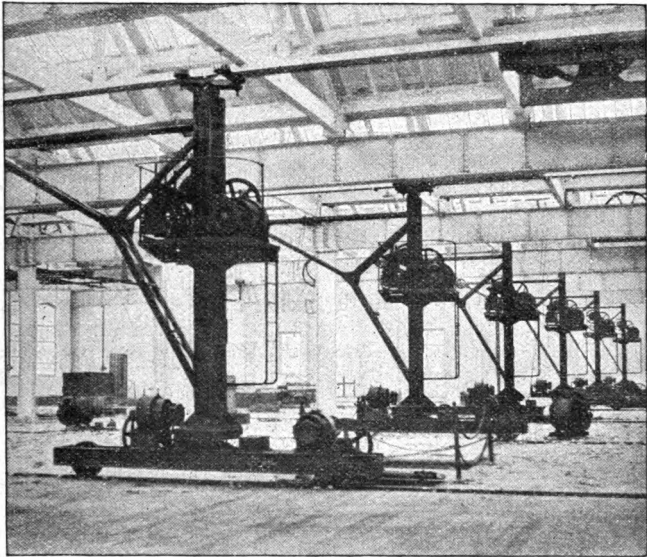


Die größte elektrische Lokomotive der Welt.

gebietet, wie auf der neu erbauten New Yorker Untergrundbahn und auf einigen anderen kurzen Strecken von ähnlicher Beschaffenheit.

Als das Telephon erfunden und rasch zu großer Vollkommenheit ausgebaut wurde, neigte man in Eisenbahnsachkreisen vielfach der Ansicht zu, daß es auch im Signaldienst bald ausgedehnte Verbreitung finden würde. Aber diese Erwartung hat sich nur in geringem Maße erfüllt. Auf Grund umfassender Versuche ist man nämlich zu dem Ergebnis gelangt, daß der Telegraph nicht nur als ein sichereres und zuver-

läßigeres Verständigungsmittel anzusehen ist, sondern daß er auch den nicht zu unterschätzenden Vorteil erheblich größerer Leistungsfähigkeit für sich hat, da in einer gegebenen Zeit doppelt so viele Worte als sich telephonisch übermitteln lassen, telegraphisch weiter-



Güterhalle mit elektrisch betriebenen Kranen.

gegeben werden können. Immerhin findet auch das Telephon da und dort zweckmäßige Verwendung in dem Dienste des Signalwesens.

Von dem Gebrauch der Elektrizität für Beleuchtungszwecke braucht hier nicht ausführlicher die Rede zu sein, denn sie hat für die Eisenbahnen nur insofern eine Erweiterung ihrer Einrichtungen bedingt, als sie durch die Einführung des elektrischen Lichtes auf den

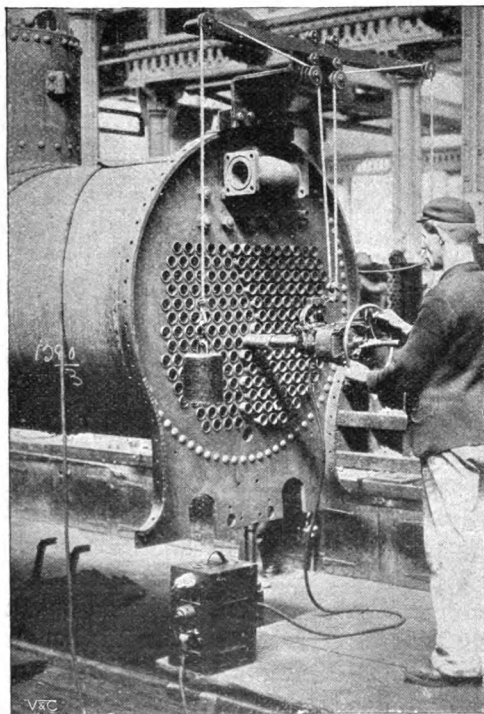
größeren Stationen zur Anlage besonderer Maschinenhäuser für die Erzeugung des erforderlichen Stromes genötigt waren. Eine gewaltige Umwälzung aber scheint schon für eine nahe Zukunft mit der wachsenden Verwendung der Elektrizität als Triebkraft an Stelle des Dampfes bevorzustehen.

Für größere Strecken zwar kann das Problem der elektrisch betriebenen Eisenbahn heute als völlig gelöst noch nicht angesehen werden. Die Schwierigkeit liegt nicht in der Unmöglichkeit hinreichender Kraft-erzeugung, denn die Elektrizität kann in dieser Hinsicht alles leisten, was man von ihr verlangt, sondern in den technischen Hindernissen, die einstweilen noch einer genügend ökonomischen Verteilung dieser Kraft über weite Strecken entgegenstehen.

Das System der sogenannten Oberleitung, das heißt der Zuführung des Stromes durch oberirdisch angebrachte Drähte, wie es bei den meisten Straßenbahnen gebräuchlich ist, hat sich für größere Strecken als wenig zweckmäßig erwiesen. Man gibt da aus triftigen Gründen der Unterleitung, die durch eine dritte, neben dem Geleispaar herlaufende Schiene bewirkt wird, den Vorzug, und der weitere Ausbau der elektrischen Eisenbahnen wird zweifellos auf der Grundlage dieses Systems erfolgen, wenn man auch bei den in der Nähe von Berlin mit einer elektrischen Schnellbahn vorgenommenen Versuchen zur Oberleitung zurückgekehrt ist.

Die oben erwähnte Schwierigkeit besteht nun hauptsächlich darin, daß es eine höchst unwirtschaftliche Verschwendung sein würde, die durch die Dynamomaschinen erzeugten hochgespannten Wechselströme direkt zu dem Betriebe der Motoren zu verwenden, die zumeist einer viel geringeren Stromstärke für die

Bewältigung der ihnen zugemuteten Leistungen bedürfen. Wo es sich also um die Ausdehnung des Betriebes über weitere Entfernungen handelt, ist man



Elektrisch betriebene Röhrenschneidemaschine in einer Lokomotivbauwerkstatt.

aus ökonomischen Gründen genötigt, Zwischenstationen anzulegen, in denen durch besondere Apparate der von der Krafterzeugungsstelle gelieferte hochgespannte Wechselstrom in einen konstanten Strom umgewandelt wird. Wie das Innere einer solchen Zwischenstation

ausieht, mögen unsere Leser aus der beigegebenen Abbildung erkennen.

Da der elektrische Eisenbahnbetrieb in seinem gegenwärtigen Entwicklungszustande über die Beförderung leichter und aus wenig Wagen bestehender Personenzüge noch kaum irgendwo hinausgelangt ist, hat man von dem Bau besonderer elektrischer Lokomotiven zumeist noch absehen können. Die Motoren sind gewöhnlich in einen der Personentwagen derart eingebaut, daß sie nur einen verhältnismäßig kleinen Teil desselben einnehmen, und man pflegt jeden Zug mit zweien von ihnen auszurüsten, von denen der eine am vorderen, der andere am hinteren Ende angebracht ist, so daß eine einfache Umschaltung genügt, um nach Belieben den einen oder den anderen in Funktion zu setzen. Das Umrangieren der Züge an den Endstationen wird dadurch glücklich vermieden, und der Führer braucht sich nur in die andere Motorkabine zu begeben, wenn der Zug in die seiner bisherigen Richtung entgegengesetzte geführt werden soll.

Da, wo es sich um die Beförderung großer Lasten oder um die Überwindung besonderer Wegschwierigkeiten handelt, würden diese kleinen Motoren allerdings nicht mehr ausreichen, und man müßte zum Bau eigener elektrischer Lokomotiven schreiten, wie wir deren eine unseren Lesern auf S. 182 vorführen. Sie gehört dem Maschinenpark der New Yorker Central-eisenbahngesellschaft an und ist die gewaltigste, die bisher konstruiert worden ist. Sie vermittelt den Verkehr zwischen Croton und der großen Centralstation und vermag bei der enormen Fahrtgeschwindigkeit von 72 englischen Meilen in der Stunde einen Zug im Gewichte von 370 Tonnen zu befördern.

Nur ganz beiläufig, weil eigentlich schon außerhalb

unseres eigentlichen Themas liegend, mag noch der mannigfachen Verwendung gedacht werden, die die Elektrizität als Betriebskraft mehr und mehr auch in den Eisenbahnbauwerkstätten und bei der Güterverladung findet. So gewähren wir unseren Lesern einen Einblick in die Güterhalle der Lancashire- und Yorkshire-Eisenbahn zu Bradford mit ihren mächtigen, durchweg elektrisch betriebenen Kranen und führen ihnen eine Röhrenschneidemaschine vor, deren gewaltigen Kraftbedarf ebenfalls der dienstbereite elektrische Strom befriedigt.

Es ist außer allem Zweifel, daß wir uns hier erst im Anfange einer Entwicklung befinden, deren Ergebnisse heute noch niemand abzusehen vermag, denn vielleicht noch mehr als auf anderen technischen Gebieten gehört in unserem Eisenbahnwesen die Zukunft der wunderkräftigen Elektrizität.





Die teure Ansichtskarte.

Humoreske von Friedrich Thieme.



(Nachdruck verboten.)

Sieh doch, Paula — eine Ansichtspostkarte aus Berchtesgaden!“

„Wer schickt sie denn?“

„Kengers.“

„Kengers sind in Berchtesgaden?“ Die junge Frau flog wie der Blitz von dem Sofa, auf dem sie saß, in die Höhe. „Zeig doch her!“

Sie nahm die Karte und verschlang, ohne die Ansicht eines Blickes zu würdigen, die wenigen Textworte: „Herzliche Grüße aus dem schönen Oberbayern! Herrliche Gegend! Wir sind seit drei Wochen hier und bleiben noch ebensolange. Schade, daß Sie nicht mit hier sind! Ihre aufrichtig ergebener A. Kenger und Frau Emilie geb. Senf.“

„Diese Schwindler!“ schäumte Paula zornig auf. „Und uns gegenüber erklärten sie noch vor vier Wochen, sie würden dieses Jahr zu Hause bleiben. So eine Falschheit! Und diese gemeinen Beleidigungen!“

„Beleidigungen? Ich finde nichts Beleidigendes in den Worten,“ meinte Paulas Gatte erstaunt.

„Nicht? Jedes Wort ist eine Ironie! Aber du hast eben kein Gefühl für so etwas — dir geht alles Feinere ab! Du bist freilich auch nicht aus so angesehenen Familie wie ich. — Die ganze Karte ist eine Verhöhnung. Sie wollen uns nur ärgern damit und mir

zu verstehen geben: Seht, wir können uns das leisten — ihr nicht!“

„Meinst du wirklich, Paula?“

„Aber das ist doch sonnenklar, Albert!“ Paula brach in Tränen aus. „Und ich muß hier sitzen und mich schämen — o, ich kann mich vor niemand wieder sehen lassen! Ich bin nicht besser als eine Tagelöhnersfrau! — Doch ich ertrage es nicht,“ rief sie entschlossen. „Nun will ich auch fort, wir müssen reisen, Albert!“

„Aber du weißt ja, daß mein Geschäft dieses Jahr —“

„Ach was! Fort müssen wir, und wenn sich Kengers Oberbahern leisten, so wollen wir sie noch übertrumpfen! Ich tu' es nicht unter der Schweiz — das ist noch vornehmer!“

„Aber liebes Kind —“

„Kein Wort dagegen, Albert! Wenn du aus solcher Familie wärst wie ich, würdest du begreifen —“

Albert widersprach nicht länger. Er stammte aus einer armen Handwerkerfamilie und hatte es durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einem großen Geschäft gebracht. Aber seine Herkunft war seine schwache Stelle, und die Familie seiner Frau, in die man ihn gnädigst aufgenommen, sein Stolz.

Drei Tage später reisten sie ab — nach der Schweiz. Und von Brunnen aus ging prompt eine Ansichtskarte an die „lieben Kengers“ ab, der sich ein paar Duzend andere an andere „liebe Freunde“, die man damit ärgern oder vor denen man prozen wollte, angeschlossen.

— — — — —
Ingenieur Bolte las mit Stirnrundeln die eben eingetroffene Ansichtskarte aus Brunnen.

„Das wird wieder eine schöne Szene mit Helene geben!“ murmelte er ärgerlich. „Die verwünschten Ansichtspostkarten! Am besten, ich zeige sie ihr gar nicht.“

Er wollte die Karte in den Papierkorb werfen, aber im selben Moment trat seine Gattin ins Zimmer und ertappte ihn gerade noch bei der ominösen Bewegung.

„Was wirfst du denn da in den Papierkorb, Ernst?“

„Ach, nichts — altes Papier.“

„Altes Papier? Das ist ja eine Postkarte — eine Ansichtspostkarte sogar! Von wem ist sie denn?“

„Es ist eine alte. Das Zeug wird einem ja kiloweise ins Haus gesandt.“

Frau Bolte riß ihm die Karte geschickt aus der Hand. „Was? Von Paula? Die ist mit ihrem Manne in der Schweiz? Aha, die Karte wolltest du mir vorenthalten, Ernst — wie schlecht von dir!“ rief sie gekränkt und brach in Tränen aus.

„Ich wußte, daß du dich darüber aufregen würdest, und deshalb —“

„Deshalb wolltest du sie vernichten? Recht lebenswürdig, mein Herr Gemahl!“ Sie lachte bitter auf. „Und warum würde ich mich aufregen, wenn ich fragen darf? Weil du mir niemals so etwas bietest! Wenn man eben immer auf viertausend Mark sitzen bleibt wie du, kann man das nicht und muß seiner Frau die für sie bestimmten Karten — denn diese ist an mich adressiert — unterschlagen! Hahaha!“

Sie lachte von neuem, dann weinte sie wieder, schließlich warf sie sich auf den Arbeitsstuhl ihres Mannes und stöhnte und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Ernst umfaßte sie und suchte sie zu beruhigen. „Nächstes Jahr habe ich fünfhundert Mark mehr, dann entschädige ich dich, mein Herz,“ tröstete er.

Aber Helene war zu tief verletzt. Sie wollte nichts mehr von ihm hören, wollte von niemand mehr hören.

„Warum bin ich nicht gleich ins Armenhaus gegangen, statt einen solchen Habenichtz zu heiraten!“ wimmerte sie.

Der Ingenieur, zur Verzweiflung gebracht, starrte reuevoll vor sich nieder. Plötzlich kam ihm eine Idee. „Dir gefiel vorgestern das Kleid so, das bei Schäffer im Fenster ausgestellt ist,“ begann er stotternd.

Das Kleid wirkte doch insoweit, daß Frau Volte in ihrem hysterischen Anfall eine Pause eintreten ließ. „Was geht mich das Kleid an!“ rief sie verächtlich. „Du kannst es mir doch nicht kaufen — du hast mir’s ja abgeschlagen.“

„Du sollst es haben, mein Lieb, weil wir doch nun einmal auf eine Reise wenigstens für dieses Jahr noch verzichten müssen.“

„Ist das dein Ernst?“

„Gewiß. Wir können gleich hingehen und es holen.“

Freudig sprang Helene auf, wischte sich die Tränen aus den Augen und erklärte hastig, in fünf Minuten werde sie bereit sein.

Eine halbe Stunde später packte der Kommiss bei Schäffer das Kleid für sie ein. Ingenieur Volte zahlte achtzig Mark an der Kasse.

Als er wieder daheim in seinem Bureau stand, betrachtete er wehmütig die Ansichtskarte aus Brunnen und schrieb mit großen Buchstaben darauf: „Preis achtzig Mark!“ Dann barg er sie in seiner Erinnerungsmappe. — —

Die Schweizer Ansichtskarten wirkten gleich einem Sauerteig. So geschickt gezielt wie vergiftete Pfeile, schlugen sie nicht nur den Herzen der damit beglückten Empfänger tiefe Wunden, sondern noch mehr deren mehr oder weniger leistungsfähigen Geldbeuteln.

Hier nur ein kleines Verzeichnis der Fälle, deren Feststellung mir möglich war, das aber auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen kann.

Der Wasserwerksdirektor Mögler, der sich unternommen hatte, seine Gattin mit einem vierwöchentlichen Aufenthalt in einem benachbarten Landstädtchen abzufinden, erkaufte den Frieden seines Hauses nur dadurch, daß er eine feinere Wohnung mietete, die seine Frau sich längst gewünscht hatte, und die dreihundert Mark mehr kostete als seine bisherige.

Kaufmann Hildebrandt dampfte in erklärlicher Erbitterung mit seiner Frau und drei Kindern nach Heringsdorf, obgleich er in diesem Jahre des schlechten Geschäftsganges halber jede Reise hatte unterlassen wollen.

Inspektor Lorcher verfiel seit dem verhängnisvollen Tage in Schwermut und gewöhnte sich den stillen „Trunk“ an — bewiesenermaßen gab die Ansichtskarte von Brunnen den ersten Anstoß, wie er selber nachher in der Trinkerheilanstalt bekannt hat.

Rentier Bollmann geriet in derart gereizte Stimmung, daß er einen aufdringlichen Reisenden, der ihm falsche Gebisse zu bedeutend herabgesetztem Preise anbot und sich aus Besorgnis für die Gesundheit des Rentiers und seiner Familie unter keiner Bedingung abweisen lassen wollte, die Treppe eigenhändig hinunterwarf, wobei dem Reisenden derart übel mitgespielt wurde, daß Bollmann mehrere hundert Mark Prozeßkosten und dreitausend Mark Schadenersatz bezahlen mußte.

Fabrikant Moll lebte bis dahin in glücklichster Ehe. Seine Gattin war anspruchslos, liebenswürdig, zärtlich. Eine kleine Reise in den Thüringer Wald hatte ihr genügt. Aber nach jener Karte erwachten alle Geister

der Eifersucht und des Stolzes in ihr. Die bis dahin wie Tauben lebenden Gatten gerieten zum ersten Male in Streit, und die Meinungen platzten von da bei jeder Gelegenheit aufeinander. Immer gereizter wurden beide Teile, zuletzt haßten sie sich — vor einigen Tagen sind sie geschieden worden!

Ich bin überzeugt, daß hiermit die Chronik der Wirkungen jener einzigen Karte aus Oberbayern noch nicht erschöpft ist, und werde mich bemühen, auch die übrigen Fälle zu ergründen und zur Kenntnis des Publikums zu bringen.

Aber schon die hier mitgeteilten Fälle ergeben folgende Berechnung:

Kosten der Schweizerreise von Albert und Paula	1,800.—	Mk.
Kleid der Frau Wolte	80.—	"
Logis des Direktors Mögler (Mehrkosten nur für zehn Jahre angesetzt)	3,000.—	"
Reise Hildebrandts nach Heringsdorf mit Familie	1,000.—	"
Inspektor Lorchers Krankheit, Kurkosten u. s. w.	850.—	"
Bollmanns Prozeßkosten und Schadenersatz	3,328.50	"
Fabrikant Nolls Ehescheidungsprozeßkosten und Alimentation seiner Frau (nur für zehn Jahre angesetzt)	20,405.--	"

Summa Summarum: 30,463.50 Mk.

Und das ist nur eine einzige Karte von jährlich Millionen! Da nun jede Karte fortzeugend Böses gebärt, indem sie immer neue Ansichtskarten aus sich heraus entwickelt, so läßt sich gar nicht ermessen, welche

Summe schließlich herauskommt, wenn man die Geschichte einer Karte vom ersten Ursprung bis in alle Verzweigungen verfolgen würde!

Ich bin überzeugt, daß mehr als ein schauriger Mord seinen ersten Ursprung von einer Ansichtskarte herleitet, und daß man in absehbarer Zeit bei jedem Unglück, wenn man nach dessen Ursache fragt, wird sagen können: „Sucht die Ansichtskarte!“





Bei den Karmeliterinnen.

Bilder aus dem Klosterleben von Kurt Tesdorff.

Mit 6 Illustrationen.



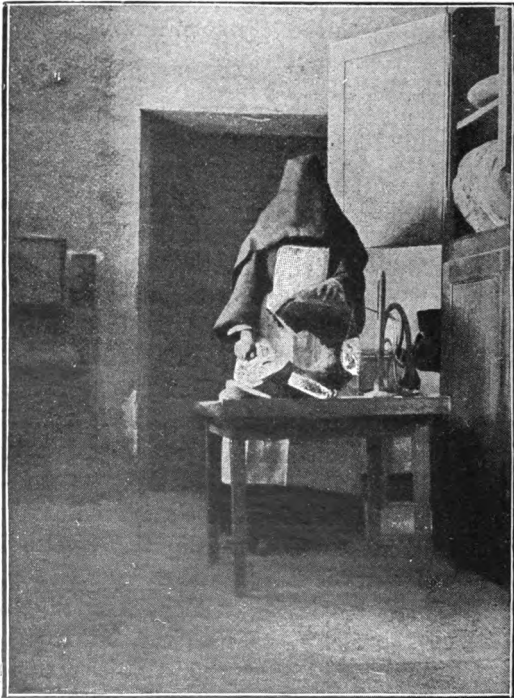
(Nachdruck verboten.)

Die Trennung der Kirche vom Staate, die sich gegenwärtig in Frankreich unter mancherlei stürmischen Begleiterscheinungen vollzieht, hat zahlreiche Orden und Kongregationen genötigt, sich jenseits der französischen Grenzpfähle eine neue Heimat zu suchen, und die zum Teil recht tumultuarischen Vorgänge, die sich hie und da beim Verlassen der alten Wohnsitze abspielten, haben das Interesse des Publikums auch für solche klösterliche Gemeinschaften erregt, die in Folge der Eigenart ihrer Satzungen und Ordensregeln der Beachtung weiterer Kreise bis dahin fast ganz entrückt waren.

Es gilt das besonders für diejenigen Orden, die nach dem Willen ihrer Stifter lediglich bestimmt sind, bußfertigen Seelen die Möglichkeit völliger Weltflucht und eines ganz der andächtigen Beschaulichkeit gewidmeten Lebens zu bieten. Die Gesetze, denen sich die männlichen oder weiblichen Angehörigen dieser religiösen Gemeinschaften unterwerfen müssen, sind oft so streng, daß ihre gewissenhafte Beobachtung einem gänzlichen Abschluß gegen die Außenwelt gleichkommt. So bei den Trappisten, deren Satzungen und Lebensgewohnheiten wir unseren Lesern bereits früher geschildert haben, und in kaum geringerem Maße bei den Karmelitern und Karmeliterinnen, von deren ernster, ent-

fürgungsvoller Daseinsführung die beigelegten, nach der Wirklichkeit aufgenommenen Abbildungen eine anschauliche Vorstellung zu gewähren vermögen.

Zwischen der Küstenebene im Südwesten Palä-



Bei der Bereitung des Karmelltergeistes.

stinas und der Ebene Jesreel erhebt sich in einer Länge von 20 Kilometer und bis zu einer Höhe von 552 Meter das vielfach zerklüftete Gebirge Karmel, dessen schwer zugängliche Höhlen schon in den Zeiten einer fernen Vergangenheit manchem Verfolgten will-

kommene Schlupfwinkel gewesen sind. Hierhin pflegten sich im Altertum die Propheten zurückzuziehen, und auch der größte unter ihnen, der Prophet Elias, fand eine Zuflucht in den Schluchten des Berges Karmel, auf dessen Gipfel er mit den Baalspriestern stritt. Man



Arbeit im Kloftergarten.

zeigt noch heute — allerdings an zwei verschiedenen Stellen des Gebirges — die von ihm bewohnte Höhle und den Eliasbrunnen.

Nach der Klostersage der Karmeliter, die sich darum auch Eliä Ordensbrüder nennen, ist der gewaltige jüdische Prophet selbst der Stifter ihres Ordens

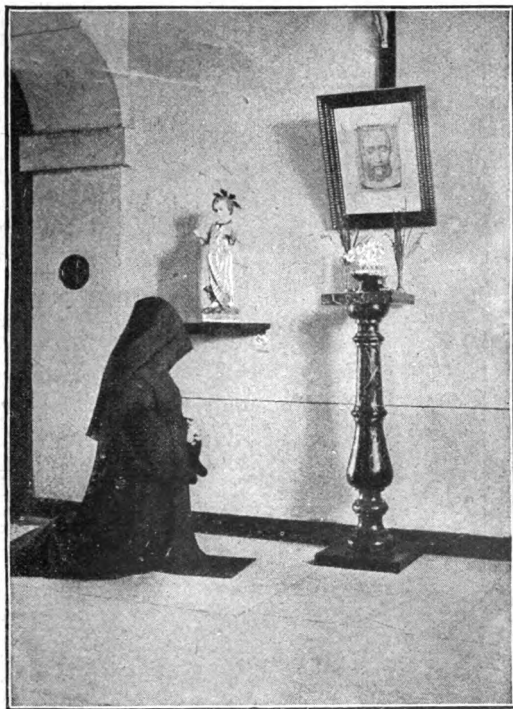
gewesen. Besser beglaubigt aber ist die Überlieferung, daß ein Kreuzfahrer aus Kalabrien, Berthold mit Namen, um das Jahr 1156 den Eremitenverein am Eliasbrunnen gestiftet habe, aus dem dann der Mönchsorden der Karmeliter hervorgegangen ist. An der Wohnstätte des Propheten, die er auch zu der seinigen gemacht hatte, erreichte Berthold trotz einer bis aufs äußerste getriebenen Askese der Lebensführung das gesegnete Alter von 115 Jahren, und sein leuchtendes Vorbild fand so viele Nachfolger, daß im Jahre 1209 der Patriarch Albrecht zu Jerusalem den neuen Orden anerkannte, und daß Papst Honorius III. die von ihm entworfene Regel bestätigte.

Sie war, dem Geiste des Stifters entsprechend, von außerordentlicher Strenge. Danach dürfen die Karmeliter kein Eigentum haben, jeder von ihnen muß ständig für sich in einer winzigen Zelle leben, er darf niemals Fleisch essen, soll sich abwechselnd bei Tag und Nacht mit Handarbeiten und mit Gebet beschäftigen und ist gehalten, von der Vesper bis zur Terz des Morgens unverbrüchliches Schweigen zu beobachten.

Durch spätere Päpste wurden diese strengen Ordensregeln etwas gemildert, aber die Milde wurde nicht von allen Kongregationen angenommen. Die Karmeliter schieden sich in solche von der strengeren Richtung, die sogenannten barfüßigen Karmeliter, und in die einer milderen Auffassung der Ordenspflichten geneigten beschuhten Konventualen.

Bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein lediglich ein Mönchsorden, wurde der ehemalige Eremitenverein vom Eliasbrunnen auf dem Berge Karmel im Jahre 1452 durch den Ordensgeneral Johann Baptist Soreth auch weiblichen Personen zugänglich gemacht. Aber für die Karmeliterinnen, die vom Papste Nikolaus V.

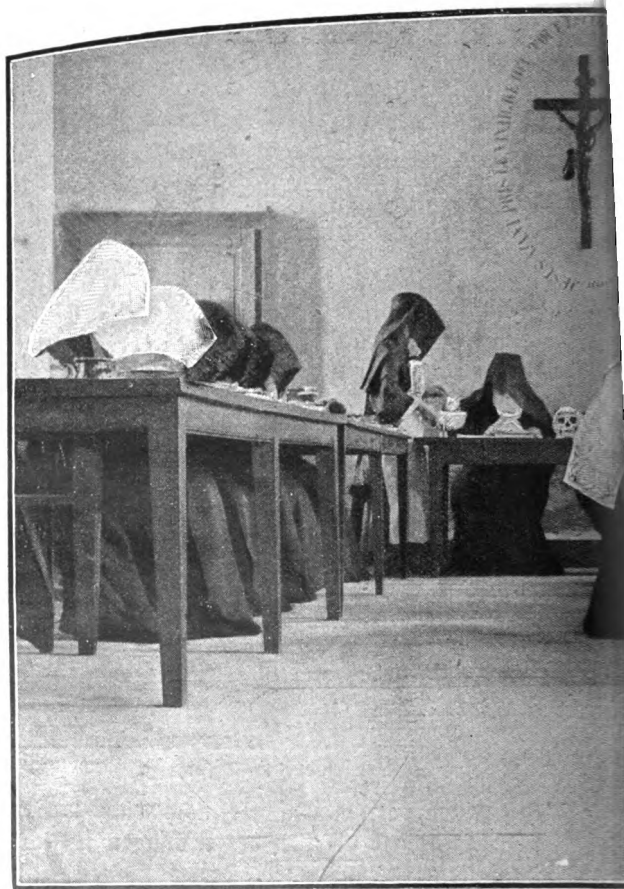
als Tertiarierringen bestätigt wurden, galt nicht die mildere, sondern die alte, strenge Ordensregel, und die harten Gesetze, die das Leben der Ordensschwester



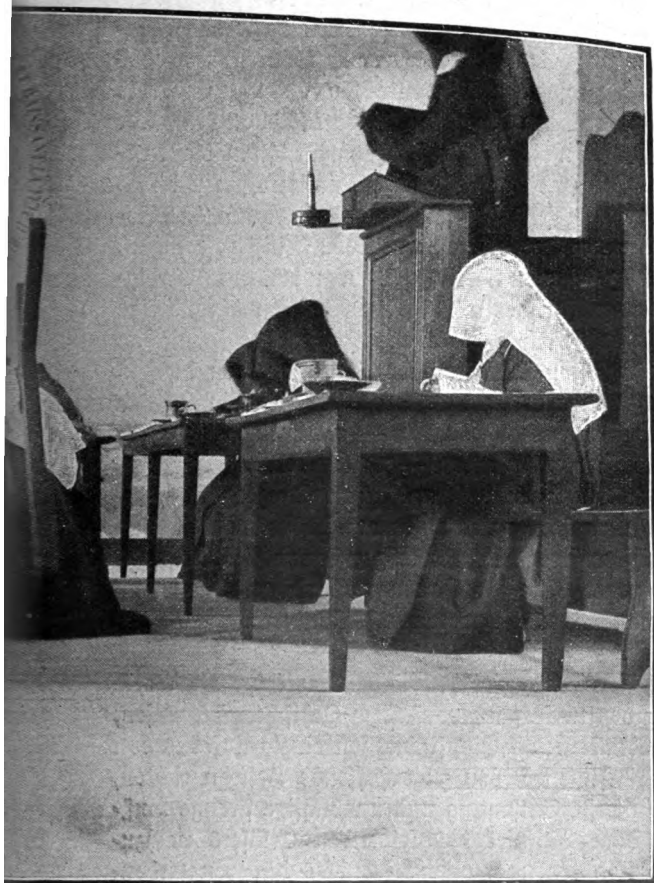
Gebet im Klostergang.

bestimmen, erfuhren sogar noch eine weitere Verschärfung durch die von der kirchlichen Obrigkeit sanktionierten Bemühungen der frommen Klosterfrau Theresia, die als eine der eigenartigsten Persönlichkeiten ihrer Zeit betrachtet werden muß.

Am 28. März 1515 zu Avila in Alt-Kastilien ge-



Mahlzeit



Refektorium.

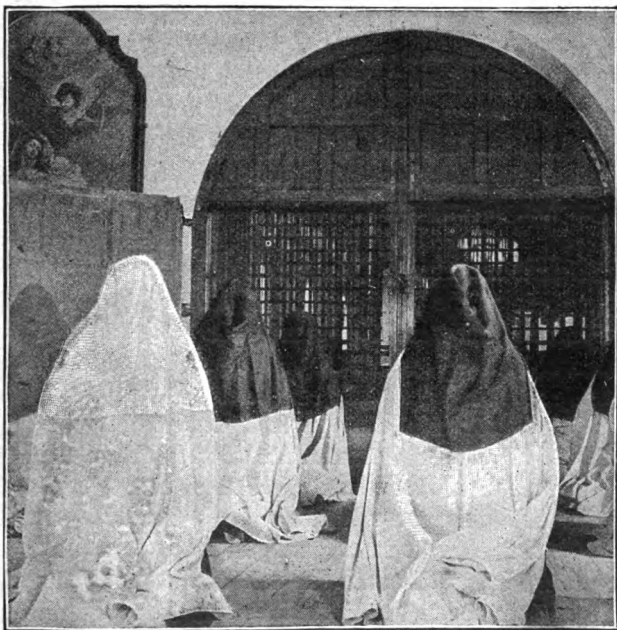
boren, war Theresia schon im jugendlichen Alter von 19 Jahren in den Orden der Karmeliterinnen eingetreten und hatte in den folgenden Jahrzehnten die ganze Kraft ihrer starken Persönlichkeit für eine vervollkommnung der Ordenssagen im Sinne des Stifters eingesetzt. Sie hatte die Genugtuung, die von ihr entworfene Regel im Jahre 1565 von Pius IV. bestätigt und nicht nur in 17 Frauenklöstern der Karmeliter, sondern auch in 15 Männerklöstern dieses Ordens durchgeführt zu sehen. Sie starb am 4. Oktober 1582 und wurde im Jahre 1622 heilig gesprochen. Ihre nachgelassenen Werke gehören zu den merkwürdigsten Erzeugnissen der katholischen Mystik, während ihre Gedichte mit vollem Recht als Perlen der spanischen Lyrik religiösen Charakters bezeichnet werden dürfen.

Die von ihr aufgestellte Regel aber hat bis auf den heutigen Tag in den Klöstern — namentlich der französischen Karmeliterinnen — volle Geltung behalten, und dem Leben einer französischen Kongregation, die sich nach der heiligen Theresia von Avila benennt, sind auch die unserer Skizze beigegebenen Abbildungen entnommen. Sie sprechen ergreifend genug für sich selbst, um einer eingehenden Erläuterung kaum zu bedürfen.

Wenn es das Ziel der Ordensregel ist, die Seele der Konventualin ganz von allem Irdischen loszulösen, ihre Gedanken und Empfindungen einzig auf das von einem künftigen Leben zu erhoffende Heil zu richten, durch äußerste Entfagung und unablässige strenge Bußübung dem Beispiel des leidenden Erlösers nachzustreben und ihr nach einem freudlos düsteren Erden-dasein den Tod als den Beginn einer zweifellos glücklicheren Existenz erscheinen zu lassen, so muß den Stiftern des Ordens unbedingt zugestanden werden,

daß sie die Mittel für die Erreichung dieses Zieles trefflich gewählt haben.

Zu fast beständigem Schweigen verurteilt, darf die Karmeliterin sich selbst vor ihren Mitschwestern niemals ohne den verhüllenden Schleier zeigen, der



Bei der Messe.

durch die weit über das Gesicht herabfallende Kapuze gebildet wird. Sie muß sich bei Tag wie bei Nacht den härtesten Bußübungen unterwerfen, und jede Minute, die nicht durch die ihr zugewiesene Klosterarbeit ausgefüllt wird, gehört dem Gebet. Dabei ist ihre Nahrung von der frugalsten und reizlosesten Art. Sie besteht in

der Hauptsache aus Wasser und trockenem Brot. Gemüse und Früchte, wie sie der Klostergarten erzeugt, werden nur als spärliche Lederbissen verabreicht, und das Fleisch ist ein für allemal vom Tische der Karmeliterinnen verbannt.

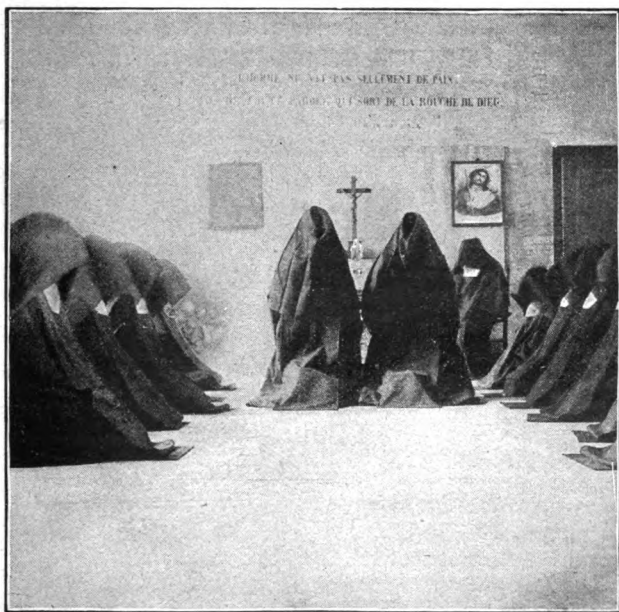
Während der unter tiefstem Schweigen im Refektorium eingenommenen Mahlzeiten verliest die Priorin oder eine von ihr bestimmte Nonne Stücke aus den Lebensbeschreibungen der heiligen Märtyrer, eine der Schwestern aber — und die Reihe kommt in bestimmtem Turnus an jede Insassin des Klosters — kniet währenddessen unter der Last eines schweren Holzkreuzes auf dem Boden, eine lebendige Mahnung an die Passion des Heilandes, dessen Bild den einzigen Schmuck der kahlen Wände bildet. Ein Totenschädel auf dem Tische sorgt dafür, daß der Gedanke an das Sterben und an die dem unbußfertigen Sünder drohende Verdammnis die Seele der Schwestern auch während der kümmerlichen Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse nicht verläßt, und es begreift sich leicht, daß dieser Gedanke für die zu solchem Dasein verurteilten Klosterfrauen sehr bald alles Erschreckende und Beängstigende verliert.

Einer Überlieferung vergangener Jahrhunderte getreu, beschäftigt man sich wie in anderen Klöstern, so auch in denen der Karmeliter und Karmeliterinnen noch heute vielfach mit der Herstellung von aus Kräutern gewonnenen Arzneien, deren Zusammensetzung meist als ein Geheimnis gewahrt wird.

Das bekannteste dieser Heilmittel ist der unter dem Namen Karmelitergeist lange mit großem Vertrauen in seine wunderbaren Wirkungen verwendete aromatische Melissenspiritus, der zuerst 1611 von den barfüßigen Karmelitern der Rue de Baugirard zu Paris

in den Handel gebracht wurde und der auch heute noch einen Platz in unserem Arzneischatz behauptet.

Frankreich ist bis in die jüngsten Tage hinein das bevorzugte Land für die Niederlassungen der Karmeliter beiderlei Geschlechts gewesen, aber nicht zu allen Zeiten



Bußübung.

hat man ihnen hochherzige Gastfreundschaft erwiesen. Eben jetzt werden in Rom die Vorbereitungen für die Seligsprechung der Karmeliterin Luisa, einer Tochter Ludwigs XV., und jener sechzehn unglücklichen Ordensschwestern getroffen, die am 17. Juli 1794 zu Compiègne der bestialischen Wut des revolutionären Pöbels zum Opfer fielen. Sie starben mutig wie jene

Märtyrerinnen, deren Standhaftigkeit ihnen so oft als ein nachahmenswertes Beispiel vor Augen geführt worden war.

Aber nicht geringer vielleicht als das heldenhafte Verhalten jener armen Opfer ist der Mut und die Standhaftigkeit derer einzuschätzen, die durch Jahre oder Jahrzehnte das trostlose Einerlei eines aller irdischen Freuden und Hoffnungen beraubten Lebens ohne Murren und Klagen zu ertragen vermögen.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Die Armbänder der Fürstin. — Es war während der glänzendsten Tage des ersten französischen Kaiserreiches, und niemals war Paris heiterer gewesen. Feste und Bälle wechselten miteinander ab, und es schien, als ob der Stern des Kaisers um so heller erstrahlen sollte, ehe er für immer erblich. Alles, was Paris an Glanz in sich barg, sollte sich heute in der Oper versammeln, denn man wußte, daß der Kaiser dieselbe mit seiner Gegenwart beehren wolle, und insolgedessen war das Opernhaus von der glänzendsten Pariser Gesellschaft gefüllt.

Die Overtüre ging vorüber; der Kaiser, begleitet von der Kaiserin, welche in Schönheit und Diamanten strahlte, war gerade in seine Loge eingetreten; sein Gefolge, in allen Regenbogenfarben uniformiert, stand im Hintergrunde derselben. Im nächsten Momente sollte der Vorhang in die Höhe gehen, und die Oper beginnen. Doch in diesem Augenblicke hörte man das Öffnen der Türe zur zweiten Loge, rechts von der Kaiserloge, und hinein trat die Frau des russischen Gesandten. Kein Wunder, daß jedes Auge auf die Fürstin gerichtet war, die sich ruhig, mit vornehmer Nachlässigkeit, in dem Hause umsaß. An ihren Armen, blitzähnlich strahlend, glänzten die Diamantarmbänder, von denen Paris schon so viel gehört, und die die Krone vergebens zu kaufen versucht hatte. Ein Summen der Bewunderung ging durch das Haus, und dann erst wandte man sich den Vorgängen auf der Bühne zu.

Als der Vorhang nach dem ersten Akte fiel, trat ein Diener in kaiserlicher Livree in die Loge des russischen Gesandten. „Ihre Majestät hat die Armbänder Eurer Durchlaucht bemerkt und war stark vor Bewunderung; sie läßt anfragen, ob die Frau Fürstin so freundlich sein möchte, der Kaiserin zu erlauben, sich eines derselben in der Nähe anzusehen?“

In einem Augenblicke war das eine Armband gelöst, und mit

einem Ausrufe des Entzückens verbeugte sich der kaiserliche Diener und ging zur Loge hinaus, das Armband, das mit einer Million Franken nicht bezahlt war, mit sich tragend.

Der Vorhang fiel nach dem dritten Akte, stieg zum vierten wieder in die Höhe, und noch wartete die Gattin des russischen Gesandten mit wohlherzogener Höflichkeit auf die Rückgabe ihrer unschätzbaren Juwelen. Der kaiserliche Hof erhob sich und ging fort, und noch immer war das Armband nicht zurückgegeben. Es blieb der Fürstin nichts übrig, als ebenfalls nach Hause zu fahren.

Dort erzählte sie den Vorfall ihrem Gatten, der sofort anspannen ließ, nach den Tuilerien fuhr und dort um die Rückgabe der Diamanten bat. Es folgten Erklärungen, und der Fürst überzeugte sich, daß die Kaiserin niemals nach dem Armande geschickt, und daß der Mann in der kaiserlichen Livree wahrscheinlich einer der waghalsigsten Diebe der Hauptstadt gewesen sein mußte. Er befahl seinem Kutscher, sofort zu dem Polizeipräfekten zu fahren, und bevor der Tag graute, durchsuchten Hunderte der tüchtigsten Polizeibeamten ganz Paris nach den gestohlenen Edelsteinen. Der Fürst, angsterfüllt, blieb indessen auf dem Polizeiamte, während die Fürstin zu Hause unruhig das Zurückbringen ihres Armbandes erwartete.

Es hatte bereits zehn Uhr geschlagen, als an der Thür der russischen Gesandtschaft heftig die Glocke gezogen wurde, und ein Polizeibeamter die Fürstin zu sprechen verlangte. Sie tief verbeugend, berichtete dieser, daß man den Dieb entdeckt und das Armband bei ihm gefunden habe. Doch der Bursche besteho darauf, daß er kein Dieb sei, und daß das Armband schon seit vielen Jahren in dem Besitze seiner Familie wäre. Der Fürst lasse die Frau Fürstin daher ersuchen, das zweite Armband zu übersenden, damit man die beiden vergleichen könne.

Die Fürstin öffnete, ohne ein Wort zu sagen, ihr Schmuckkästchen und übergab dem Polizisten das zweite Armband. Dieser verließ mit einer tiefen Verbeugung das Gemach, und die Dame zog sich zurück — um endlich zu schlafen und von ihren Armbändern zu träumen.

Als die Glocke Mittag schlug, trat der russische Gesandte, abgspannt und mißmutig, in das Zimmer seiner Gemahlin und warf

sich verzweifelt auf einen Stuhl. Die Fürstin öffnete ihre Augen und fragte mit frohem Lächeln nach ihren Armbändern.

„Ach was,“ rief der Fürst grimmig aus, „wir können nichts über die Bande erfahren!“

„Was?“ schrie die Dame auf. „Gast du es nicht zurückhalten? Der Beamte, der das zweite Armband abholte, sagte, daß der Dieb verhaftet, und das Armband bei ihm gefunden worden sei!“

Der Fürst sprang mit einem Ausruf des Entsetzens auf und ersuchte seine Frau mit heiserer Stimme, sich näher zu erklären.

Sie tat dies mit wenigen Worten, und stöhnend fiel der Gesandte auf seinen Stuhl zurück. „Die Schurken haben dir auch noch das zweite Armband gestohlen, denn wir haben keinen Boten abgesandt. Der Mann, dem du es übergabst, war kein Beamter, sondern ein noch frecherer Dieb als der erste!“

Und so war es in der That. Die Armbänder wurden niemals zurückgebracht. Wer weiß, wer die herrlichen Diamanten jetzt trägt, die sie einst schmückten!

D. C.

Neue Erfindungen: I. Die Ruder-Wellen-Badewanne „Rudera“. — Es ist ein großer Mangel bei den bis jetzt gebräuchlichen Wannenbädern, daß sich der Badende während des Badens nicht genügende Bewegung zu schaffen vermag. Die Folge ist, daß das Wannenbad ausschließlich nur sehr warm genommen werden kann, da ein kühleres Wannenbad wegen des erzwungenen ruhigen Verhaltens des Badenden dem Körper zu viel Wärme entziehen und zu Erkältungskrankheiten Veranlassung geben würde. Im warmen Bade verweicht aber der Körper, erschaffen die Blutgefäße der Haut, und nimmt ihre Reaktionsfähigkeit ab, so daß der Körper immer mehr zu Erkältungen geneigt wird, wogegen das kühle Bad den Körper des Badenden abhärtet, die Hauttätigkeit belebt, die Blutzirkulationsverhältnisse bessert und die inneren Organe des Körpers von übermäßigem Blutdruck entlastet. Im kalten Bade, von der Balneotherapie so hoch geschätzt, muß der Badende kräftige Muskelbewegungen machen, um dadurch die Kälte Wirkung auf den Körper auszugleichen, was im Flußbade durch Schwimmen geschieht, während im Seebade noch der Wellenschlag als solcher hinzukommt. Drei Faktoren sind es, die im Verein miteinander die heilkräftige Wirkung des kühlen

Bades bedingen: der Kältereiz des Wassers, die Muskelübung der Schwimmbewegung und der massierende Druck der Welle. Die Ruder-Wellen-Badewanne gestattet es nun, ein solches Bad zu nehmen. Sie ist mit einem Ruderschlitten ausgestattet, auf dem der Badende Platz nimmt und mit den Händen eine am Fußende der Wanne angebrachte federnde Handhabe faßt. Durch Strecken der Beine stößt er den Körper nach rückwärts, worauf er von der federnden Handhabe selbsttätig wieder nach vorn gezogen wird. Dadurch gerät das Wasser in gleichmäßige Schwingungen, so daß kräftige Wellen abwechselnd von hinten über die Schultern und



Die Ruder-Wellen-Badewanne „Rudera“.

von vorn über die Brust des Badenden verlaufen. Da das Einsteigen in ein kaltes Bad für viele Personen unangenehm ist, so empfiehlt es sich, das Ruder-Wellenbad warm herzurichten und während der Ruderbewegung allmählich kaltes Wasser zu-

laufen zu lassen, auf diese Weise wird der Badende ganz unmerklich an das kühle Bad gewöhnt und genießt eine Badeprozedur, die dem Körper in jeder Beziehung zuträglich ist. Interessenten erhalten weitere Auskunft durch die Fabrik: Elektrizitätsgesellschaft „Sanitas“, Berlin, Friedrichstraße 131 d.

II. Staubsaugapparat „Atom“. — Die Bedeutung eines Staubsaugapparates wird klar, wenn man die Gefahren sich vergegenwärtigt, die der Staub für die Gesundheit des Menschen hat. Die Sorge nicht nur für eine gute und genügende Luft, sondern vor allem auch für eine reine Luft ist eine der Hauptaufgaben der Hygiene. Staub reizt die Atmungsorgane und schafft dadurch chronische Katarrhe, er ist zugleich Träger unzähliger Bazillen, er ist gesättigt mit pathogenen Mikroben, welche eine große Ansteckungsgefahr in sich bergen. Die heutige Staubentfernung durch kehren und klopfen, Bürsten u. s. w. ist eigentlich nur ein Staubaufwirbeln. Der Staub wird nicht entfernt, sondern von einem Gegenstande auf den anderen über-

tragen, und der aufgewirbelte Staub erhöht die Ansteckungsgefahr. Der neue Staubsauger „Atom“ der Firma L. Mertitz & Sohn in Raubnitz a. Elbe verdient deshalb wegen seiner praktischen Bedeutung sowohl für den einfachen Haushalt, wie für Geschäftslökalen, Lagerräume u. s. w. die größte Beachtung. Bei seiner Vorführung kann man bewundern, wie peinlich exakt er die Teppiche von Unrat und Staub sauber macht, und wie selbst für den

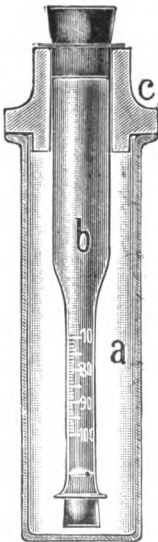


Staubsaugapparat „Atom“.

Teppichklopfer unzugängliche Stellen an Divans, Betten u. s. w. durch eine ganz einfache Einrichtung gründlich von Staub gereinigt werden, wovon man sich durch oberflächliches Beobachten der eingeschalteten Glasugel zwischen dem Apparat und dem Verbindungsschlauche, durch die der Staub passieren muß, überzeugen kann, denn der Staub wird durch die Saugluft in den Apparat eingesogen und in einen luftdicht verschlossenen Behälter geleitet, also wirklich entfernt und unschädlich gemacht, während eine Staubentwicklung vollständig ausgeschlossen ist. Der kleine Apparat befreit jeden Gegenstand von Staub; Teppiche, Polstermöbel, Portieren, Kleidungsstücke u. s. w. sehen immer wie neu aus und können

niemals dem Mottenfraß verfallen, da mit dem Staub auch die Mottenbrut aufgesogen und zerstört wird. Der Apparat „Atom“ wird kostenlos in jeder Wohnung vorgeführt, die Anschaffungskosten amortisieren sich, wenn man bedenkt, daß hier nicht nur die Frage der Hygiene in Betracht kommt, sondern daß ein solider Staubsauger einem ökonomischen Interesse entspricht, da er die Dauerhaftigkeit der teuren Möbel erhöht.

III. Bernsteins Butterprüfer. — Für Landwirte, Molkereigehilfen, Butterhändler und für alle, welche Butter einkaufen und wieder verkaufen, hat sich das Bedürfnis für ein Untersuchungsverfahren geltend gemacht, um den Bestimmungen der Gesetze über den Fettgehalt gerecht zu werden. Die Firma H. Paul & Co. in Hamburg, Glashüttenstraße 78/79, bringt jetzt einen kleinen Apparat, Bernsteins Butterprüfer, in den Handel, welcher allen Anforderungen dieser Interessenten entspricht. Er gibt den Fettgehalt der Butter an, er gibt Aufschluß über die Menge der in der Butter enthaltenen Buttermilch, durch welche einerseits das Aroma, andererseits aber auch die Haltbarkeit der Butter bedingt ist, ferner ob in die Butter nachträglich Wasser hineingearbeitet worden ist, und bei Prüfung von Schmalz, ob dieses einen Zusatz von Wasser erhalten hat.



Bernsteins
Butterprüfer.

Wie aus unserer Abbildung ersichtlich, wird der Glaszylinder a mit warmem Wasser gefüllt, dieser trägt eine Hülse c, welche dazu dient, das Untersuchungsrohr b in seiner Lage zu halten. Dieses Rohr ist an seinem verengten Teil mit einer Skala versehen. Zum Apparat gehört noch eine kleine Saugpumpe. Man mißt mit derselben 2 Kubikzentimeter Glycerin ab und entleert sie in das Untersuchungsrohr, dann werden

10 Gramm Butter in das Rohr b geschoben, in welches noch so viel Benzin gegossen wird, daß die Butter bedeckt ist. Nach der Schmelzung wird tüchtig geschüttelt, worauf sich nach zirka zwei

Stunden aus der Benzin-Fettlösung ein weißer Niederschlag abgetrieben hat. Man kann nun den Fettgehalt direkt an der Skala ablesen. Die Zuverlässigkeit dieser Methode ist überraschend, denn bei vergleichenden Untersuchungen in der landwirthschaftlichen Zentralstelle in Güstrow ergab sich eine durchschnittliche Abweichung von nur 0,11 Prozent. Eine ausführliche Gebrauchsanweisung setzt jeden Interessenten in Stand, die Ausführung derartiger Prüfungen genau zu bewerkstelligen. Die Untersuchung erfordert keine chemischen Kenntnisse und kann von jedem leicht ausgeführt werden. P. R.

Die Dortmunder Ritterfehde. — Im Jahre 1378, als Kaiser Karl IV. Westfalen bereiste,ehrte er auch in der alten freien Reichsstadt Dortmund ein. Natürlich hatten die Bürger, hoch erfreut über den erlauchten Besuch, alles aufgeboten, was dem Kaiser angenehm sein und ihnen selbst Ansehen bereiten konnte; der Stadtsäckel ward weit geöffnet, und Straßen wie Tore auf's schönste geschmückt. Auch das Gefolge nahmen die Bürger freundlich auf, und die Herren fanden es recht angenehm, sich so feiern zu lassen.

Einer derselben, der Ritter Heinrich v. Hardenberg, der stark verschuldet war, benützte die Gelegenheit, um einem reichen Pelzhändler, bei dem er wohnte, tausend Goldgulden abzuborgen, sich bei seiner ritterlichen Ehre verpflichtend, sie nach drei Monaten auf 5. N. r. und Pfennig zurückzuzahlen.

Doch die rauschenden Kaisertage entschwanden nur zu rasch, und nach dem Festestaumelehrte die Ernüchterung wieder. Auch der Pelzhändler wiegte bedenklich den Kopf, als ihm einfiel, daß der vornehme Ritter ihm keinen Schuldschein ausgestellt, sondern die Rückgabe des Geldes nur mündlich und unter vier Augen zugesagt habe. Was war zu tun? Zunächst mußte er freilich den anberaumten Verfallstag abwarten; als dieser aber, wie befürchtet, vorüberging, ohne daß Hardenberg etwas hören ließ, da war die Angst des Gläubigers groß. Er wartete noch zwei Monate; dann aber hielt es den Alten nicht länger, er machte sich auf den Weg zu seinem Schuldner.

Nach mühevoller Reise fand er den Hardenberger im Kreise gleichgesinnter Bechgenossen bei üppigem Mahle, und es gelang

ihm, in den Saal zu kommen. Hier begann er laut klagend den Ritter an seine Schuld und das verpfändete Ehrentwort zu erinnern. Die Tafelrunde lachte belustigt auf über den erregten kleinen Mann, der Hardenberger gleichfalls. Doch als der Dortmundener dringender wurde, als er zornig die Faust ballte und den Ritter für ehrlos erklärte, sprang dieser wütend auf und griff zum Stode, um den Frechen zu züchtigen. Im letzten Augenblick noch gelang es dem Bedrohten, zu entfliehen, und halb sinnlos vor Wut kehrte er heim in seine Vaterstadt Dortmund. Das Geld schien verloren, und niemand wußte einen Rat, um ihm zu demselben zu verhelfen.

Am folgenden Tage jedoch erschien ein Herold, vom Hardenberger und seinen nächsten Adelsgenossen ausgesandt, um beim Magistrat die Auslieferung des „unverschämten Krämers“ zu erwirken, welcher „einem edlen Ritter die Ehre abzusprechen gewagt habe“.

Das war zu viel! Ein Wutschrei ging durch die ganze Stadt, der Magistrat verweigerte kurzweg das Ansinnen der Edelleute, worauf der Herold abzog. Doch schon nach drei Tagen kam er wieder, um der Stadt Dortmund blutige Fehde von den Rittern anzufagen, was auch kaltblütig angenommen wurde, denn die Bürger besaßen harte westfälische Köpfe und starke Mauern, die bislang noch nie erstürmt worden waren, auch schier unversieglige Vorräte, so daß sie dem Kommenden getrost entgegensehen durften.

Die Ritter zogen ihre Reifigen vor der Stadt zusammen, doch bald erkannten sie das Üble ihrer Lage und sann in einem Kriegsrate auf Mittel und Wege, wie die Stadt durch List ihnen zufallen könne.

Da rief Rotger v. Gisenberg: „Amor soll uns helfen, und die Liebe uns den Eingang in die trügliche Stadt verschaffen.“

„Und wie sollte das zugehen?“ fragte Heinrich v. Hardenberg ungläubig. „Rotger, du versprichst zu viel.“

„So hört mich an,“ sprach der Gisenberger triumphierend. „Ihr alle wißt, daß ich lange Jahre als Kriegsoberst in Diensten Dortmunds gestanden, aber das wird euch fremd sein, daß mich zarte Bande zu dem schönen Fräulein eines hochangesehenen Patriziergeschlechts zogen. Ich glaube, die inzwischen zur Witwe

gewordene Agnes v. Birbede war mir wohlgeneigt, und da ich nun vernahm, daß sie immer noch jung und schön, will ich abermalß mein Heil versuchen und ihre kleine Hand zu erringen trachten.“

„Aber wie soll das uns helfen, Dortmund zu bezwingen?“

„Laßt mich und eine Handvoll Reifige nur in die Stadt gelangen, so haben wir gewonnen. Ich wette, Schön Agnes verrät um meinetwillen ihre eigene Vaterstadt!“ —

Man hatte etwa einen Monat vor der Stadt gelegen, als Gisenberg eines Abends von neuem seine Genossen zusammenrief. Der Plan war fertig, Agnes v. Birbede hatte sich bereit erklärt, den Geliebten mit seinen Reifigen in einem mit Heu beladenen Wagen am St. Michaelstage zu früher Morgenstunde einzulassen.

Der genannte Tag graute, alles war bereit. Frau Agnes hatte am Abend vorher mit dem Bürgermeister verabredet, daß sie am nächsten Morgen, ehe noch die Feinde draußen es merken konnten, zwei Wagen für ihren eigenen Gebrauch, einen mit Holz, den anderen mit Heu beladen, hereinfahren lassen wollte. Zu dem Zwecke sollte man ihren Leuten für wenige Minuten eines der Stadttore öffnen. Ihrem Verlangen, daß nichts Außergewöhnliches in sich barg, war zugestimmt worden, und nun stand die Verräterin pochenden Herzens auf einer Turmzinne, um, wenn der Handstreich gelungen, durch Winken mit einem weißen Tuche den Feinden draußen das Zeichen zu geben, daß sie nun ihren Genossen zu Hilfe eilen sollten.

Jetzt knarren die Riegel des äußeren Tores, Ketten rasseln, und Agnes springt zitternd empor, um das weiße Tuch flattern zu lassen, denn ohne Zweifel ist Gisenberg mit den Seinigen schon innerhalb der Mauern.

Allein das Tor war zwar aufgeschlossen, doch die Flügel nicht vollends geöffnet gewesen, und schon hatten die versteckten Reifigen mit lautem Kriegsrufe ihr Heulager verlassen, um sich den Dortmundern entgegenzuwerfen. Der Torwart aber schlug mit Geistesgegenwart das Tor wieder zu und legte die Riegel vor, und als die gewaffneten Bürger anlangten, konnten sie ohne Schwierigkeit den Angriff der Hardenbergischen Leute zurückschlagen.

Droben auf der Rinne des Turmes jedoch lag Agnes v. Birbede in tiefer Ohnmacht.

Als nach beendetem Kampfe gegen Mittag wieder Ruhe in der Stadt eingekehrt war, begab sich der Bürgermeister zu der schönen Witwe und befahl ihr, ihm zu folgen. Zitternd tat sie, wie ihr geheßen, und schritt mit dem finsternen Manne nach dem Marktplatz. Da hatte man inzwischen ein Gerüst gezimmert, und in dem Augenblick, als der Bürgermeister erschien, brachte man einen gefesselten Gefangenen herbei, der Witwe Sohn, welcher der Mutter bei ihrem Verbrechen beigestanden hatte. Jetzt trat der Henker vor, der Jüngling kniete nieder, das breite Richtschwert bligte, und das blonde Haupt rollte in den Sand, während die unselige Frau laut aufschrie.

„Das war das Vorspiel zu dem, was nun dein Schicksal werden soll,“ sprach der Bürgermeister streng. „Ein Weib, das seine Vaterstadt dem Feinde verrät, darf nicht länger von der hellen Gottessonne beschienen werden. — Leute tut, was eures Amtes ist!“

Agnes v. Birbede wurde auf demselben Heuwagen festgebunden, worin frühmorgens ihr Geliebter versteckt gewesen, und darauf lebendig verbrannt. So streng strafte das Mittelalter einen feigen Verrat. Die Fehde aber tobte noch weiter, und erst als die Anführer Rotger v. Gisenberg und Heinrich v. Hardenberg gefangen und hingerichtet worden waren, kam der Streit zur Beilegung. Dortmund ging siegreich und voll Ehren daraus hervor.

D. C.

Vom Sirius. — Wer in klarer mondloser Nacht sein Auge dem südwestlichen und westlichen Himmel zuwendet, wird dort eine Menge glänzender Sterne erblicken. Vor allem ist es das prachtvolle Sternbild des Orion, und links neben ihm, tiefer gegen den Horizont hin, funkelt, einem ungeheuren Brillanten vergleichbar, der Sirius, der hellste Fixstern des Himmels. Wenn man eine der größten Sehenswürdigkeiten, die es für den denkenden Menschen geben kann, schauen will, so muß man diesen Stern betrachten. Da glänzt er am nachtdunkeln Himmel in seiner funkelnden Pracht mit scharfem, sonnenähnlichem Lichte, und wahrhaftig, dieser Stern ist eine Sonne und strahlt in seiner Heimat unvergleichlich glänzender als unser Tagesgestirn. Würde unsere Sonne in den Weltraum hinausgeschleudert bis zu jener Entfernung, in der sich Sirius befindet, so würde sie so lichtschwach und matt erscheinen, daß wir sie neben dem strahlenden

Sirius mit bloßem Auge gar nicht mehr sehen könnten. Und wie groß ist denn diese Entfernung? Sie beträgt über zehntausend Milliarden deutscher Meilen! Diese Zahl ist leicht ausgesprochen, aber die menschliche Vorstellungskraft erlahmt bei dem Versuche, sich den Raum vorzustellen, der solcher Entfernung entspricht. Wir wissen, daß der Lichtstrahl in 8 Minuten und 18 Sekunden den Raum durchfliegt, der unsere Erde von dem glänzenden Sonnenball trennt, und also kann man berechnen, daß derselbe Strahl über acht Jahre bedarf, um vom Sirius bis zur Erde zu gelangen.

Eines wird bei dieser Ausdrucksweise für die Entfernung so gleich verständlich, nämlich die Tatsache, daß wir am Sternenhimmel niemals die Gegenwart, sondern stets die Vergangenheit erblicken. Die Lichtstrahlen, welche heute beim Betrachten des Sirius unser Auge treffen, gingen vor acht Jahren von jenem Sterne aus, sie sind die Boten, welche uns Kunde davon bringen, wie dieser Stern damals beschaffen war, nicht, wie er heute ist. Er könnte seitdem erloschen sein, und doch würden wir ihn noch leuchten sehen, weil die letzten Strahlen noch auf dem Wege zu uns sind.

Wenn schon dem bloßen Auge Sirius als ein überaus glänzender Stern erscheint, so mag man ermessen, mit welcher Lichtfülle er sich in einem großen Fernrohr darstellt. Dieser ungeheure Glanz hat den berühmten Astronomen Herschel verhindert, wahrzunehmen, daß ganz in der Nähe desselben noch ein kleines Sternchen steht, von dem wir gegenwärtig wissen, daß es mit dem Sirius selbst einen Doppelstern bildet, indem beide, der glänzende Sirius und sein lichtschwacher Begleiter, um den gemeinsamen Schwerpunkt kreisen. Die Entdeckung dieser Tatsache ist einer der größten Triumphe der modernen Wissenschaft. Es war der berühmte Astronom Bessel in Königsberg, der aus seinen mit höchster Genauigkeit angestellten Beobachtungen den Schluß zog, daß Sirius eine geringe, ihm eigentümliche Bewegung besitzen müsse. Bessels Scharfsinn gelang es, zu erkennen, daß die eigentümliche Bewegung des Sirius eine Periode von etwa fünfzig Jahren umfaßt und dadurch erklärt werden kann, daß dieser glänzende Stern sich um eine in seiner Nähe befindliche dunkle oder doch noch nicht gesehene Masse bewege. Erst zwanzig Jahre später hat der amerikanische Optiker Clark durch sein Riesenteleskop zu seiner Überraschung neben dem

Sirius ein äußerst feines Sternchen erkannt, und es hat sich ergeben, daß dieser Stern die von Bessel erkannte Unregelmäßigkeit der Bewegung des Sirius hervorruft. Man weiß jetzt, daß dieser Stern eine Umlaufzeit besitzt, die $49\frac{1}{3}$ Jahre beträgt, und daß er vom Sirius 740 Millionen Meilen entfernt ist. Ein Planet, der in dieser Entfernung unsere Sonne umkreiste, würde eine sehr viel längere Zeit zum Umlaufe gebrauchen; die Anziehung des Sirius ist also größer, seine Masse, das heißt sein Gewicht, bedeutender als das unserer Sonne. Die genaue Rechnung lehrt, daß die Masse des Sirius vierzehnmal und diejenige seines Begleiters siebeneinhalbmal größer ist als die Masse unserer Sonne. So ist es also der Wissenschaft von heute möglich gewesen, sogar das Gewicht des strahlenden Sirius zu bestimmen, diesen, unserer Berührung ewig unerreichbaren Stern gewissermaßen wie auf einer Waage zu wiegen. C. T.

Eine Rutprobe. — Auf dem Schlosse des Fürsten v. L. fand eine Abendgesellschaft statt, welcher auch eine auf dem Schlosse zu Besuch weilende Französin, die Marquise de Raincy, beivohte. Im Laufe des Abends erzählte der Fürst folgende Geschichte: „Eine mir befreundete Dame lebte auf einem einsam gelegenen Landhause. Eines Abends als sie sich zur Ruhe begeben wollte und schon ihre Kammerjungfer fortgeschickt hatte, glaubte sie in der Nähe des Fensters ein Geräusch zu hören. Sie wandte den Blick dahin und sah deutlich die Füße eines Mannes, der sich hinter dem weit herabreichenden Vorhange versteckt hatte. Man denke sich ihren Schrecken! Allein wie ein Blitzstrahl durchzuckte sie es, daß ein lauter Ruf nach Hilfe ihr Verderben sein würde, der Dieb oder Mörder konnte sie mit vollkommenster Ruhe aus der Welt befördern, ehe ihre Leute, welche in einem anderen Teile des Schlosses schliefen, zu ihrer Unterstützung herbeieilen würden. Sie beherrschte also ihren Schrecken, hielt mit lauter Stimme ein Selbstgespräch, in dem sie sich erinnerte, sie habe irgend eine Kleinigkeit vergessen, und ging hinaus.

Raum hatte sie die Thür hinter sich, als sie ihre Leute herbeiholte und den Einbrecher gefangen nehmen ließ. Die arme Dame war, trotz der Geistesgegenwart, die sie bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte, von Natur sehr furchtsam. Sie konnte den furchtbaren

Eindruck, den die Gefahr, in der sie geschwebt, auf ihr ganzes Wesen gemacht hatte, nicht überwinden. Sie erkrankte einige Tage darauf, erholte sich niemals wieder ganz und starb schon in jungen Jahren. Die Ärzte fanden die erste Ursache ihres Todes in dem Schreden, den sie an jenem Abend ausgestanden hatte."

Als diese Geschichte erzählt war, schüttelte die Marquise das Köpfchen höchst ungläubig und sagte: „Wie kann man aber nur vor Schreden und Angst sterben!“

„Gnädige Frau,“ erwiderte der Erzähler darauf, „ich bitte Sie, gefälligst bemerken zu wollen, daß diese Geschichte nicht erfunden, sondern Tatsache ist, über die kein Streit geführt werden kann.“

Die junge Dame gab sich mit dieser Erklärung aber nicht zufrieden, verblieb bei ihrem Zweifel und zeigte den größten Mut in Worten.

Es war unterdessen spät geworden, und die im Salon versammelte Gesellschaft brach auf, um sich in die Schlafzimmer zu begeben, Wachslichter wurden angezündet und man wünschte sich gute Nacht.

Die Marquise war durch den Streit, ob man vor Schreden sterben könne, doch etwas aufgeregter, und als sie die Treppe hinaufstieg, erinnerte sie sich mit gelindem Schauder an die Einsamkeit ihres Zimmers. Als sie sich entkleiden wollte, trat sie ans Fenster, um die Vorhänge niederzulassen. Aber wie groß war ihr Schreden, als sie, da sie eben ihre Hand nach dem Vorhange ausstreckte, hinter demselben ein paar Füße erblickte. Sie prallte entsetzt zurück, das Licht entfiel ihrer zitternden Hand. Die Dunkelheit vermehrte noch ihre Angst, aller Mut, mit dem sie heute abend in der Gesellschaft geprahlt, entschwand, und laut rief sie: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Leute stürzten bald von allen Seiten herbei, sie fanden die Marquise ohnmächtig auf dem Boden liegen.

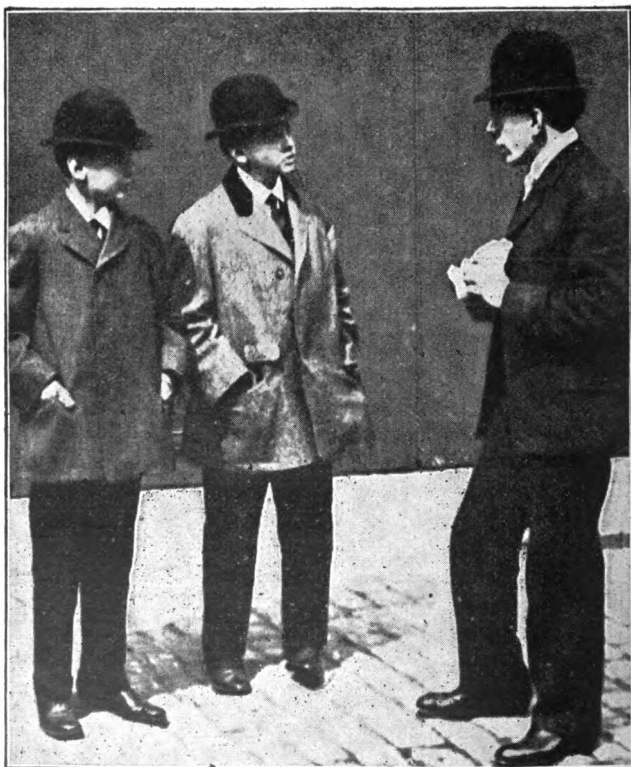
Sie erholte sich bald wieder. Mit allen Zeichen der höchsten Angst zeigte sie auf den Fenstervorhang, hinter dem man — ein unschuldiges Paar ihrer eigenen Stiefel vorfand.

Seit dieser Zeit rühmte sich Frau de Raincy nicht mehr ihres Mutes.

C. L.

Der reichste Junge der Welt. — Die mittlere Figur auf unserem umstehenden Bilde stellt einen jungen Engländer, namens Marshall

Field, der, der dadurch, daß ihm sein Großvater über 30 Millionen Pfund Sterling, also mehr als 600 Millionen Mark, hinterließ, in den Besitz eines so großen Vermögens gelangte, wie es wohl kein



Der reichste Junge der Welt.

einzigster seiner Altersgenossen in der Welt besitzt. Er und sein jüngerer Bruder sind auf dem Gebiete des Motorfahrens eifrig tätig, und die photographische Aufnahme, die wir reproduzieren können, stellt beide im Gespräch mit ihrem Chauffeur dar. Marshall

Fiehl ist gegenwärtig fünfzehn Jahre alt, sein Bruder, der zur Zeit noch keinen Pfennig Vermögen besitzt, vierzehn. B. S.

Aus dem Gedächtnis. — Der berühmte französische Bildhauer Jules Thomas verfügte über ein ganz bedeutendes Talent, aus dem Gedächtnis zu bilden. Nach einem einzigen Blick auf sein Modell war er im Stande, eine in jeder Beziehung ähnliche Büste herzustellen. Einst besuchte ihn ein junger Mann, der ihm unter Tränen erzählte, seine Schwester sei schwindsüchtig, man zweifle an ihrem Aufkommen, deshalb möchten die Eltern um jeden Preis ihre Gesichtszüge in Marmor festgehalten wissen. Aber dem Künstler zu sitzen, dazu sei sie zu schwach, auch fürchte man, durch die Aufregung, die eine solche Sitzung der Kranken verursachen würde, eine Verschlimmerung ihres Zustandes herbeizuführen. Kurz, er erflehte mit beweglichen Worten die Hilfe des Bildhauers, und dieser sagte zu. Am anderen Tage berichtete der junge Mann seiner kranken Schwester, er habe in der Auslage eines Juweliers einige reizende Schmucksachen gesehen, von denen er ihr eine schenken wolle, aber ihm falle die Wahl zu schwer, er habe deswegen den Händler mit den Sachen herbestellt, damit sie selbst wählen könne. Der Bildhauer kam in der Rolle des Juweliers ins Krankenzimmer, und während die Sterbende unter den Schmucksachen wählte, beobachtete sie der Künstler und prägte sich ihre Gesichtszüge so fest ein, daß er, in sein Atelier zurückgekehrt, eine Büste schuf, die durch ihre sprechende Ähnlichkeit die Eltern der inzwischen Verschiedenen entzückte.

Ein Jahr darauf kam der Vater des toten jungen Mädchens zu dem Künstler und teilte ihm mit, daß auch sein einziger Sohn, derselbe, der vor einem Jahre das Bildnis der Schwester bestellt hatte, der tödtlichen Krankheit erlegen sei, und fragte den Bildhauer, ob er sich der Gesichtszüge des Jünglings genau genug erinnere, um aus der Erinnerung eine Büste zu modeln. Auch diesen gewiß schwierigen Auftrag übernahm der Künstler und führte ihn zum Trost und zur unaussprechlichen Freude der beklagenswerten Eltern mit großem Erfolg aus. —

Aber nicht immer hatte er das gleiche Glück. Einst trug ein reicher Engländer ihm auf, die Büste seiner jungen Frau anzufertigen. Da aber die Büste ein Geburtstagsgeschenk für sie sein

solle, womit er sie überraschen wolle, so sei es ganz ausgeschlossen, daß sie ihm sitzen könne.

Ob er die Dame sehen könne, fragte der Künstler lachend.

„Daheim würde es auffallen, aber sie besucht regelmäßig dreimal wöchentlich eine alte Freundin und benützt dabei den Omnibus, der zur Bastille fährt,“ antwortete der Engländer. „Wenn Sie sich ihr gegenübersehen, hätten Sie die unauffälligste Gelegenheit, sich ihre Gesichtszüge einzuprägen.“

Der Bildhauer nahm den Auftrag an, und nachdem er einige Male im Omnibus die Gelegenheit wahrgenommen hatte, führte er ihn auch aus. Am Abend vor dem Geburtstag lieferte er sein Werk ab, das verhüllt in das Frühstückszimmer gestellt wurde, damit die Herrin des Hauses die erste sei, die es am Morgen zu sehen bekäme.

Der denkwürdige Augenblick rückte heran. Händereibend, in freudiger Erwartung ging der Engländer im Zimmer vor der verhüllten Büste auf und ab. Da trat die Gattin ein. Mit herzlichen Worten sprach der zärtliche Eheherr seine Glückwünsche aus, dann führte er seine Frau vor das Bildwerk. Der umhüllende Schleier fiel, und mit einem Rufe der Entrüstung stürmte die Hausfrau aus dem Zimmer, die Tür mit einem Knall zuschlagend, der das Haus erbeben machte. Sprachlos und verblüfft starrte der zurückgebliebene Ehemann auf die schimmernde Marmorbüste und abwechselnd auf die verschlossene Tür.

Der Künstler hatte ein Meisterwerk geschaffen, nur war ihm dabei ein kleiner Irrtum unterlaufen, denn anstatt die Gesichtszüge der Herrin des Hauses in Marmor zu meißeln, hatte er die Züge der überaus hübschen jungen — Jose der Engländerin, die ihre Herrin auf ihren Fahrten stets begleiten mußte, in Marmor verewigt.

W. St.

Der Kreuzschmerz. — Unendlich viele Menschen klagen über Kreuzschmerz, und die meisten davon beruhigen sich bei dem Gedanken und werden auch teilweise von Seiten der Ärzte damit getröstet, daß es sich nur um eine rheumatische Affektion handle, der man keinerlei große Bedeutung beizumessen brauche. Das ist aber oft eine irrtümliche Auffassung. Nicht selten hat der Kreuzschmerz ganz andere und zuweilen recht schwerwiegende Ur-

sachen, zu deren Beseitigung es nicht mit einfachen Einreibungen und sonstigen Hausmitteln abgetan ist. Der Kreuzschmerz bildet selten eine Krankheit für sich, sondern ist fast stets die Folge von anderen pathologischen Veränderungen und organischen Erkrankungen. Das weibliche Geschlecht wird häufiger von ihm heimgesucht als das männliche. Schon dem zarten Alter der weiblichen Jugend macht er als Begleiterscheinung der Blutarmut und ähnlicher Entwicklungskrankheiten mancherlei zu schaffen. Von verheirateten Frauen leidet jede vierte oder fünfte an Kreuzschmerz.

Fast alle Erkrankungen, die sich im Innern des Beckens und der Bauchhöhle abspielen, entzündliche Prozesse der Nieren, Stein- oder Griesbildungen, Wanderniere, Magen- und Darmgeschwülste, Gallensteine, Stuhlverstopfung u. s. w., haben regelmäßig Kreuzschmerzen im Gefolge. Ferner beginnen die meisten Infektionskrankheiten, als Typhus, Influenza, Pocken, Scharlach, Masern u. s. w., mit mehr oder weniger heftigen Kreuzschmerzen. Die gleichen Symptome zeigen sich als Begleiterscheinung der Trichinose.

Als relativ seltene Ursachen des Kreuzschmerzes gelten Erkrankungen der Wirbelskörper und des Rückenmarkes.

Der Kreuzschmerz braucht jedoch nicht immer von tieferliegenden Erkrankungen innerer Organe herzurühren, er kann auch aus rein äußerlichen Ursachen, durch atmosphärische Einflüsse, Erkältungen, Überanstrengung und Ermüdung der Rückenmuskeln durch zu langes Gehen, Stehen oder Arbeiten in gebückter Stellung, ferner durch Überheben oder angestrengtes Überhohgreifen beim Wäscheaufhängen und ähnlichen Handreichungen, endlich auch durch Stoß oder Fall auf die Kreuzgegend entstehen. In jedem Falle ist der Kreuzschmerz ein Übel, das nicht unterschätzt werden darf, einerseits, wie wir gesehen haben, aus Rücksicht auf die ursächlichen Momente, aus denen er hervorgeht, andernteils aber auch wiederum der Folgen wegen, welche aus einer Vernachlässigung oder unrichtigen Behandlung des Leidens erwachsen können.

Bei der Behandlung des Kreuzschmerzes hat man daher in erster Linie die Pflicht, sich zunächst einmal mit dem Wie und

Woher des Leidens zu befragen. Liegen Blutarmut oder ähnliche Schwächezustände zu Grunde, so muß durch eine kräftige diätetische Ernährung, durch den Genuß stärkender Nahrung, Aufenthalt in ozonreicher Waldluft oder an der See, durch einen längeren Gebrauch der eisen- und stahlhaltigen Brunnen und Bäder oder auch von See- oder Solbädern, Milch- und Molkenturen, fleißige körperliche Bewegungen u. s. w. für eine Vermehrung und Verbesserung der Blutbeschaffenheit und eine Hebung der gesamten Körperkräfte gesorgt werden. Dadurch verlieren alle die Beschwerden, die aus der ungesunden Körperbeschaffenheit hervorgingen, sich von selbst. Nebenbei kann man ja allerdings durch Einreibungen mit aromatischen spirituösen Flüssigkeiten, wie Franzbranntwein, Kampfer- oder Angelikaspiritus, noch dazu beitragen, daß die Muskulatur der Kreuz- und Rückenpartien gekräftigt und dadurch widerstandsfähiger gegen Ermüdung und sonstige Einflüsse gemacht werde.

Sind innere organische Erkrankungen oder Verschiebungen und Lageveränderungen gewisser Unterleibsorgane als Ursachen des Kreuzschmerzes zu vermuten, so tut man gut, durch genaue ärztliche Untersuchung die richtige Ursache ergründen zu lassen. Die Behandlung hat sich dann zunächst mit der Bekämpfung der ursächlichen Momente zu befassen, die in jedem einzelnen Falle den Anordnungen des Arztes entsprechend durchzuführen ist. Bei entzündlichen Prozessen der Nieren sind Schwitzkuren, Prießnitzsche Umschläge auf die Kreuzgegend und harntreibende Mittel nebst der nötigen Ruhe und Schonung zu empfehlen, bei Nierengries und Nierensteinen eine Wildunger Brunnenkur, bei Gallensteinen Karlsbader Kur mit entsprechender Diät, milde abführende Mittel, Buttermilchkur, bei Magen- und Darmaffektionen, Stuhlverhärtungen u. s. w. ein diätvolles Verhalten, namentlich schleimige Diät, magenstärkende und abführende Medikamente, feuchtwarme Umschläge auf Leib und Kreuzgegend, bei Hämorrhoidal-, Blasen- und anderen Unterleibsbeschwerden täglich mehrmalige lauwarme Sitzbäder, Sorge für leichte und regelmäßige Entleerung und entsprechende diätetische Ernährung am Plage.

Sind zur Regulierung gewisser Unterleibschäden irgendwelche operative oder manuelle Eingriffe erforderlich, so sind dieselben

natürlicherweise nur von der Hand eines sachkundigen Arztes auszuführen.

Bei den meisten Infektionskrankheiten pflegt der Kreuzschmerz im allgemeinen nur als ein Symptom des Vorstadiums aufzutreten, ausgenommen bei der Influenza, wo er geradezu ein Charakteristikum der Krankheit bildet. Seine Behandlung fällt in diesen Fällen mit der Behandlung der Allgemeinerkrankung zusammen, welche in einer längeren Bettruhe, lauen Bädern, Schwitzkuren, ganzen oder teilweisen feuchten Packungen, einer entsprechenden Diät und den von ärztlicher Seite zu verordnenden inneren Mitteln besteht.

Hat man sich den Kreuzschmerz durch Erkältung zugezogen, was man ja meist aus dem plötzlichen Auftreten nach vorausgegangenen Körperdurchnässungen oder Verkühlungen oder Zuziehung von kalten Füßen schließen kann, so ist eine mehrstündige Schwitzkur das beste Mittel, um das Übel, ehe es sich einnistet, wieder zu beseitigen. Von direkten örtlichen Anwendungen gegen den Kreuzschmerz, welche in keinem Falle schaden können, aber vielfach von gutem Erfolge sind, sind erstens Priesnische Umschläge oder feuchtwarme Kompressen auf die Kreuzgegend zu empfehlen, dann tun auch Einreibungen mit Jodsalbe oder Bepinselungen der schmerzenden Partien mit Jodtinktur gute Dienste. Bei den rein rheumatischen oder neurasthenischen Formen des Kreuzschmerzes macht man mit Erfolg Einreibungen mit spirituösen Flüssigkeiten, Chloroform-, Terpentin-, Kampfer- oder Ameisen-spiritus, die man durch warme trodene Einpackungen oder sonstige Wärmeapplikationen auf die Kreuzgegend noch unterstützen kann.

Dr. P. Schütte.

Der willkommene Mittagsgast. — Ein Berliner Rechtsanwalt war seines Geizes wegen allgemein bekannt geworden. Man erzählte sich eine Menge Anekdoten von seiner Akauferei. So kam eines Tages auch in einem Kaffeehause, in welchem viele Schauspieler verkehrten, die Rede auf ihn, und man behauptete, daß er noch nie einen Menschen zum Mittagessen eingeladen habe.

„Was gilt die Wette,“ sagte Theodor Döring, damals noch ein junger Mann, „er soll mich darum bitten, ohne mich zu kennen.“ Die Wette wurde angenommen.

Am folgenden Tage ging Döring zur Tischzeit zu dem Rechtsanwalt, als dieser eben am Tische saß, und trat mit den Worten ins Zimmer: „Verzeihen Sie, daß ich so unangemeldet hereinkomme, aber es betrifft eine Sache, wobei Sie tausend Taler verdienen können.“

„Tausend Taler?“ rief der Rechtsanwalt begierig.

„Ja, mein Herr, nicht mehr und nicht weniger. Aber Sie sind bei Tisch, entschuldigen Sie, daß ich gestört habe — ich will lieber auch zum Essen gehen und gelegentlich wieder vorsprechen. Jetzt falle ich Ihnen ja nur zur Last.“

„Nicht im geringsten!“ rief der Rechtsanwalt ängstlich. „Bleiben Sie doch und seien Sie mein Gast!“

Döring nahm Platz am Tisch und aß für zwei.

Nach aufgehobener Tafel nahm ihn der Rechtsanwalt beiseite und sagte: „Nun zur Sache. Womit kann ich tausend Taler verdienen?“

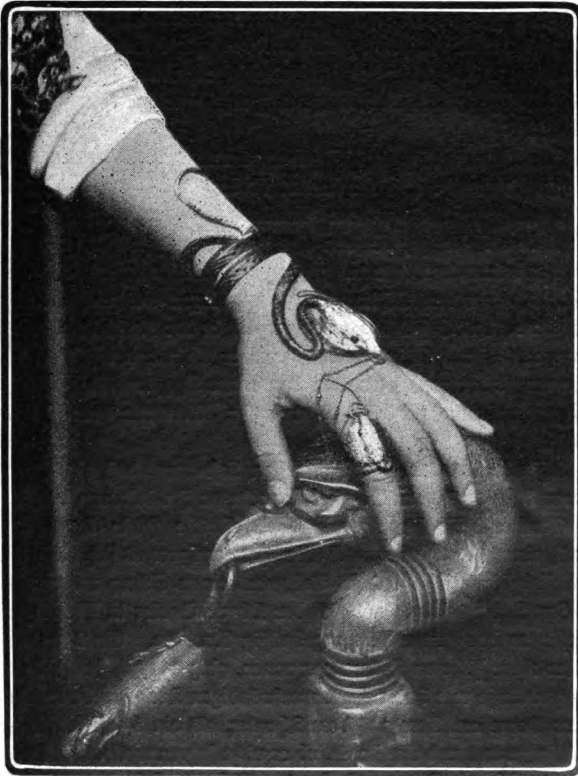
„Ich höre,“ erwiderte Döring sehr ernsthaft, „Sie haben eine Tochter zu verheiraten und wollen ihr zehntausend Taler mitgeben. Geben Sie die Tochter mir, ich nehme sie mit neuntausend Talern, dabei profitieren Sie tausend Taler!“

Sprach's, verbeugte sich und ging von dannen. C. I.

Das moderne Ringarmband. — In dem Aufsatz „Moderner Schmud“ von Blanche Hartmann, den der 9. Band des Jahrgangs 1903 unserer „Bibliothek“ brachte, ist den Lesern auseinandergesetzt worden, wie sehr die moderne Schmuckwarenfabrikation darauf bedacht ist, der jeweils herrschenden Damenmode den „neuesten“ Schmud anzupassen. Es ist dort auseinandergesetzt worden, aus welchen Gründen zum Beispiel die kurzen Formen der Damenuhrkette und des Kolliers, sowie die Brosche durch die langen geschmeidigen Halsketten mit Behang verdrängt wurden, die gleichzeitig als Uhrketten und Fächerketten dienen. Die Mode der hoch hinaufreichenden Halbhandschuhe ist dem Ringluxus besonders günstig gewesen.

Viele Damen haben sich gewöhnt, eine ganze Anzahl von Ringen auf einem Finger oder wiederum einzelne Ringe an allen Fingern einschließlich des Daumens zu tragen, zu welchem Luxus die zierlichen Formen derselben eine gewisse Berechtigung boten.

Nachdem die Damenhand sich daran gewöhnt hatte, kamen die Schildbringe auf mit dem großen schmalen Aufsatz aus Email oder



From Stereograph Copyright:
Underwood & Underwood, London and New York.

Modernes Ringarmband.

Halbedelstein oder einer Fassung von gleichfarbigen Brillanten oder Perlen, der sich der Länge nach über das untere Glied des Zeigefingers breitet, jene Ringe, neben denen keine weiteren Ringe getragen werden sollen. Die Vorliebe für zarten, fein-

gliedrigen, über die leicht und loder sitzenden Blusen rieselnden Kettenbehang führte dazu, daß man auch den Armbändern gern die Form einer Kette gab. Schlangen- und Kettenarmbänder sind zu großer Beliebtheit gelangt; der neuen Richtung in der Schmuckindustrie entspricht zarte Gliederung mit Verwendung von Motiven aus der Pflanzen- und jener kleineren Tierwelt, die durch glänzende Flügel, schillernde Haut, gewundene Formen sich auszeichnet.

Eine Kombination des Schilbrings und des Kettenarmbands von großer Pracht und Kostbarkeit ist das umstehend abgebildete Ringarmband. Das goldene Armband hat die Form einer sich ringelnden Schlange, die den Kopf zurückgezogen hält, um bald auf die belauerte Beute vorzuschellen. Dieser etwas sehr breit und flach geratene Schlangenkopf hat Augen aus rotfunkelnden Rubinen. Das Schild des Rings besteht in der Nachbildung eines Scarabäus, jenes Käfers von fast runder Gestalt, der sich im Nilschlamm findet und schon von den alten Ägyptern, die ihn als heilig verehrten, für Siegel und für Amulette nachgebildet wurde.

J. P.

Äffende Träume. — Nicht selten liest man, daß ein Traum einem besonders vom Schicksal begnadeten Individuum den Weg zu Glück und Reichtum gezeigt hat. Solche Fälle kommen ja wohl einmal vor, aber noch häufiger ereignet es sich, daß das Schicksal sich auf Kosten des Träumers einen Scherz erlaubt.

Im Jahre 1899 befand sich der Oberst Booker in Mexiko und spielte im dortigen Kasino regelmäßig Roulette. Eines Abends, als er einen höheren Betrag gewonnen, ging er nach Hause, begab sich zur Ruhe und hatte einen merkwürdigen Traum. Er kam mit einer Dame am Arm aus dem Theater, als ein Droschkenkutscher auf ihn zu trat und ihn fragte, ob er nicht fahren wolle. Der Oberst wandte sich zur Dame und fragte, ob sie zu fahren geneigt sei, doch diese lehnte ab, worauf der Kutscher ein Stück Kreide aus der Tasche nahm und auf des Obersten Armel die Zahl 11 schrieb. Da erwachte Oberst Booker, und dieser Traum machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihn für einen Wink des Schicksals hielt. Er folgte am Abend dem nächtlichen Rat, setzte stets auf die Zahl 11 — und verlor. Doch er verlieh sich so sehr auf den

Traum, daß er dieselbe Nummer auch an den nächsten Tagen weiterspielte, bis seine Verluste die Summe von 5000 Pfund Sterling erreicht hatten. Dann gab er die Sache auf, und seitdem hat er nur noch ein sehr geringes Vertrauen auf Träume.

Noch weit unangenehmer war die Erfahrung, die ein reicher junger Mann vor einigen Jahren in Monte Carlo mit einem Traume machte. Dieser junge Mann war das Mitglied einer wohlbekannten und hochgeachteten Familie in Devonshire; er hatte sein Erbteil erhoben und bereits einen großen Betrag im Spiel verloren, als er eines Nachts einen Traum hatte, der tiefen Eindruck auf ihn machte. Er träumte, er stände in Paris in der Avenue de l'Opéra, als ein Polizeibeamter höheren Ranges mit einer Abteilung Gendarmen auftauchte und etwa hundert Schritt vor ihm halt machte. Er beobachtete sie und empfand bald den Wunsch, herauszubekommen, wieviel Mann es waren; doch als er sie zu zählen versuchte, gab der Offizier Befehle, denen die Leute so schnell nachkamen, daß der Träumer keine Gelegenheit hatte, seine Neugier zu befriedigen. Schließlich jedoch standen die Leute in einer Reihe ihrem Vorgesetzten gegenüber, und der junge Mann stellte gerade fest, daß es 27 waren, als er erwachte. Ubergläubisch wie alle Spieler sah er in dem Traume sofort den Finger der Vorsehung, die ihm 27 als die Glücksnummer verriet.

Am folgenden Tage war er schon frühzeitig am Spieltisch und setzte eine große Summe auf die Zahl. Merkwürdigerweise kam 27 zweimal hintereinander heraus, dann aber wandte sich das Blatt, und er verlor beständig. Den ganzen Tag über spielte er seine Nummer erfolglos, und als das Kasino an diesem Tage schloß, hatte er ein Vermögen verloren. Ein Bekannter, dem er sein Leid klagte, erklärte, er habe bei der Ausbeutung des Traumes dadurch einen Mißgriff begangen, daß er den Polizeioffizier nicht mitgezählt habe. L—n.

Die letzte Nummer. — Eine der interessantesten journalistischen Kuriositäten ist die letzte Nummer des „Daily Vicksburg Citizen — Tägliche Bürgerzeitung von Vicksburg“. Diese Nummer des Blattes erschien am 2. Juli 1863; zwei Tage darauf mußte sich die im Staate Missouri gelegene, belagerte Stadt, die zur Südpartei gehörte, dem General Grant von den Nordstaaten ergeben,

und damit war das Schicksal des südstaatlichen Blattes besiegelt — es mußte sein Erscheinen einstellen. Schon sein Fortbestehen während der schweren Belagerung hatte die Ausdauer und sogar die Erfindungsgabe des Herausgebers auf eine harte Probe gestellt. Die Papiervorräte waren ihm ausgegangen, und in der von aller Zufuhr abgeschnittenen Stadt war schlechterdings nichts in dem Artikel zu erlangen. Da nahm er seine Zuflucht zu gewöhnlichen Tapeten, die man zum Glück noch auf Lager hatte. Auf Tapetenpapier wurden also die letzten Nummern der Zeitung gedruckt.

Das im Archiv aufbewahrte Exemplar weist auf der einen Seite ein schreiendes grünelbes Muster auf, die andere, ursprünglich für den Kleister bestimmte, enthält den Zeitungsstoff: vier Spalten in kleinem Format, ungefaltet, ohne Beiblatt, offenbar aus Mangel an Stoff nicht einmal bis ganz zu Ende bedruckt, denn der letzte Satz ist auf dem im Widsburger Stadtarchiv noch vorhandenen Exemplar von einem Buchdrucker aus dem siegreichen Belagerungsheere nachträglich hinzugeedruckt worden.

Diese vier Spalten auf dem groben Tapetenpapier bieten nun aber eine Fülle interessanter Einblicke in die Entbehrungen und Plagen der eingeschlossenen Widsburger und in den grimmigen Humor, mit dem sie sich über das alles hinwegzuschertzen suchten.

Ein Artikel über den südstaatlichen General E. Lee gipfelt in der wohlklingenden Phrase: „Und so verbleibe nun Erfolg und Ruhm bei unseren Waffen; denn Gott und Gerechtigkeit sind mit uns. Solange wir noch zartes, saftiges Maultierfleisch haben, stehen wir nichts aus, und unsere Soldaten sind sehr zufrieden damit.“

Daß der gute Zeitungsschreiber alle Ursache hatte, die Genügsamkeit seiner Leser einigermaßen künstlich aufrecht zu erhalten, können wir uns nach einer Notiz vorstellen, die da befagt, daß das Pfund Mehl mit 20 Mark (5 Dollars) bezahlt werden mußte, Futterkorn mit 40 Mark der Scheffel, Zuckersirup das Pfund mit 40 Mark!

Ein längerer Aufsatz über die mitten unter dem Donner der Geschütze gefeierte Hochzeit eines Negerpaares läuft sogar in einen Vers aus:

„So mag beschießen uns der Feind,
 Uns glauben angst zu machen:
 Heil, unsre Schwarzen sind vereint,
 Wir können seiner lachen!“

Die beiden interessantesten Artikel in dem Blatte sind aber der erste und der letzte. Jener lautet: „Man sagt, der große Parke-Ulysses, sogenannter Generalissimus, mit dem Beinamen Grant, habe die Absicht kundgegeben, am kommenden Sonnabend in Vicksburg zu Mittag zu speisen und den Tag (es ist der 4. Juli, wie sich unsere Leser merken mögen) auch sonst recht festlich zu begehren. Als ihn jemand fragte, ob er nicht den General Johnson*) zu dem Festmahle einladen wolle, soll er geantwortet haben: ‚Mein, das könnte ein Zerwürfniß bei Tische geben.‘ — Wir möchten den guten Mann an das alte Sprüchlein erinnern: ‚Man muß den Hasen fangen, ehe man ihn braten kann‘ — und erweitern es dahin: Man muß in eine Stadt hineinkommen, ehe man darin speisen kann.“

Der schon erwähnte letzte Satz, hinzugefügt von der Hand nordstaatlicher Journalisten und Seher, die sich unter den einziehenden Truppen befanden, hat folgenden Wortlaut und bezieht sich auf den eben wiedergegebenen Artikel:

„Zwei Tage bringen manchmal große Umwälzungen hervor. Das Banner der Union flattert heute über den Mauern von Vicksburg. General Grant hat in der That den Hasen gefangen und ihn am 4. Juli in der Stadt verspeist, in die er sich den Eintritt verschafft hat. Der Artikelschreiber der ‚Täglichen Bürgerzeitung‘ wird es ja erlebt haben. Sie selbst hat aufgehört zu leben. Die Tapetenzzeitung ist nicht mehr. Sie wird nicht länger dem Luge eines saftigen Maultierbratens und fritassierter Ragen Lobhymnen singen und tapfere Südheeroldaten damit sehr zufrieden sein lassen. Dies ist die letzte Tapetennummer, mit Ausnahme dieses Schlußartikels gedruckt während der Belagerung von Vicksburg. Wir zweifeln nicht daran, daß das Blatt in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit späteren Geschlechtern als eine große Kuriosität gelten wird.“

*) Bedeutender Feldherr der Südstaaten.

In dieser Annahme haben sich die Urheber des Schlußartikels nicht verrechnet. Es sind von der einzigartigen Nummer nur ganz wenige Exemplare vorhanden. C. Dürsteroff.

Gegenseitige Überraschung. — An einem schönen Herbstnachmittage des Jahres 1879 wanderten zwei junge Damen von aristokratischem Aeußeren, aber in sehr einfachen Toiletten, an der Mauer entlang, die den prächtigen Park von Ulrikstad umgibt, der Sommerresidenz des Königs von Schweden. Sie entdeckten ein kleines Thürchen, das ein nachlässiger Gärtner offenbar zu schließen vergessen, und drangen ungehindert in den königlichen Park ein. Sie wanderten hier etwa zehn Minuten umher, als sie einen einfach gekleideten, etwa fünfzigjährigen Mann bemerkten, der eine Gartenschere in der Hand hielt und eifrig beschäftigt schien, Rosen zu okulieren.

„Geda, Sie!“ riefen die beiden Besucherinnen.

Der Mann nimmt schnell seine Mütze ab und beeilt sich, näher zu kommen.

„Hören Sie, lieber Freund, könnten Sie uns nicht das Schloß zeigen?“ fragte eine der Damen. „Es scheint augenblicklich unbewohnt. Sie sollen auch ein gutes Trinkgeld haben.“

„Mit Vergnügen, meine Damen, wollen Sie mir nur folgen!“

Er zeigt das Schloß, ohne ein Zimmer, ein Kabinett oder eine interessante Treppe auszulassen. In dem respektvollen Tone eines gut geschulten Dieners gibt er seine Erklärungen.

Die jungen Damen tauschen ihre Eindrücke aus, dann fragen sie ihren Führer: „Verstehen Sie Englisch?“

„Nein, meine Damen. Ich bin ein Kind des Landes, ich verstehe nur Schwedisch.“

Als der Besuch beendet ist, zieht die eine der beiden Touristinnen eine Gelbbörse hervor und fragt: „Was sind wir Ihnen schuldig, Herr Kastellan?“

„O, gar nichts.“

„Wie, gar nichts?“

„Ich bitte nur um die Erlaubnis, Ihre hübschen Hände küssen zu dürfen.“

„Was sind Sie für ein galanter Kastellan!“ versehen die hübschen Damen lächelnd. „Wie heißen Sie denn?“

„Oskar II., meine verehrten Damen.“

Die beiden Engländerinnen, die einen Augenblick verduht dagestanden, saßen sich schnell, machten eine tiefe Verbeugung und versetzten: „Dann gestatten Eure Majestät, daß wir Ihnen die Grüße unserer Mutter, der Königin Viktoria von England, Schottland und Irland und Kaiserin von Indien, überbringen.“ L—n.

Etwas von der Banane. — Die Banane, die sich eines gemeinen Wohlgeschmades erfreut und in den Tropen wächst, ist dort das Hauptnahrungsmittel von Millionen von Menschen. Der englische Fachmann Nuttall schreibt über diese Frucht: „Die Banane ist viel ertragreicher als die Hauptnahrungsmittel der Kulturwelt, Weizen und Kartoffeln. Sie ist 133mal fruchtbarer als der Weizen und 44mal fruchtbarer als die Kartoffel; d. h. ein Feld, das 33 Pfund Weizen oder 99 Pfund Kartoffeln trägt, würde 4000 Pfund Bananen bringen, ohne auch nur entfernt so viel Arbeit zu erfordern. Dabei läßt sich die Banane in der vielseitigsten Weise verwenden. In rohem Zustande bildet sie ein ebenso erquickendes wie aromatisches Obst. Geschält, in der Mitte gespalten, etwas gezudert und in Butter gebraten liefert sie eine vorzügliche Speise. Die Tropenbewohner genießen die zarten jungen Schößlinge gekocht mit Vorliebe als Gemüse, desgleichen die unreife Frucht, solange sie grün ist. Ein wohlschmeckendes Gericht ergibt das schwammige, stärkehaltige Mark des zerstoßenen und gekochten Stengels. Aus dem gepreßten und gegorenen Saft wird ein dem Apfelswein ähnliches Getränk gewonnen.“

Auch in Europa könnte die Banane durch größere Einfuhr allgemeinere Verbreitung gewinnen. Nuttall weist ihr den ersten Rang unter den Vegetabilien an. Demnach ist sie ohne Zweifel berufen, in der Volksernährung der Zukunft eine wichtige Rolle zu spielen. Sie müßte ebenso getrocknet und in Mühlen vermahlen werden, wie die Körnerfrüchte, und der Vorteil des Mahlens würde sein, daß das Mehl leichter versendbar wäre als die Frucht selbst. In einigen Plätzen Amerikas wird schon jetzt viel Bananenbrot gegessen; ausgezeichnet schmeckt auch das Bananenmüs.

Aus der Faser der Frucht macht man Seile, Schuhriemen und Tauwerk; vielleicht könnte sie auch in der Weberei ausgedehnte Verwendung finden. Auch ein recht gutes Papier ließe sich aus

ihr gewinnen. Da der Saft der Banane sehr viel Tannin enthält, wäre er zur Herstellung trefflicher Tinte und Stiefelwischse geeignet. Das aus den Blättern tropfende Wachs könnte ebenfalls gewerblich ausgenützt werden.

Die so gefürchtete Abnahme der Weizenproduktion braucht die Welt also nicht zu beunruhigen. Die Banane und auch der Mais können den Ausfall reichlich ersetzen. D. v. B.

Meiffoniers Rechnung. — Ein Pariser Theaterdirektor besuchte eines Tages den berühmten Maler Meiffonier, der immer nur ganz kleine Bilder malte, in seinem Atelier und fragte ihn, ob er nicht geneigt wäre, ihm für seine Bühne einen Vorhang zu malen; er fügte hinzu, der Künstler möge seine Bedingungen selbst stellen.

Meiffonier hörte den Direktor ruhig an und fragte dann: „Haben Sie sich meine Bilder angesehen?“

„O ja,“ erklärte der Direktor, „aber die Bilder sind mir gleichgültig. Ich brauche Ihren Namen, denn damit werde ich das Publikum scharenweise in mein Theater locken.“

„Wie groß soll der Vorhang sein?“ fragte der Künstler weiter.

„Nun, sagen wir etwa achtzehn Meter Länge und fünfzehn Meter Breite.“

Meiffonier nahm einen Bleistift und stellte eine Berechnung an. Als er schließlich von seiner Arbeit aufblickte, sagte er mit unerschütterlichem Ernste: „Ich habe eben meine Kostenaufstellung gemacht und finde, daß mir der Meter meiner Bilder mit durchschnittlich achtzigtausend Franken bezahlt wird. Ihr Vorhang würde also 21,600,000 Franken kosten. Das ist aber noch nicht alles. Ich brauche zwölf Monate, um fünfundzwanzig Zentimeter zu bemalen und würde deshalb hundertundneunzig Jahre brauchen, um Ihren Vorhang zu vollenden. Sie hätten also früher zu mir kommen sollen, mein Herr, jetzt bin ich für diese Arbeit schon zu alt.“

Der Direktor empfahl sich schleunigst und verzichtete auf den Vorhang. L—n.

Krabbenfischerinnen aus der Gegend von Calais. — Die winzigen Seekrebse, die bei uns Krabben, bei den Engländern Schrimps, den Franzosen Crevettes genannt werden, bilden für die Küstenbewohner der Nordsee und des britischen

Seegebiets eine beliebte Speise und werden auch in London, Paris, Hamburg u. s. w., wo man sie in Salzwasser abgezocht gern



Krabbenfischerinnen aus der Gegend von Calais.

zum Tee ißt, in Mengen zu Markte gebracht. In unzählbaren Scharen bevölkern sie die sandigen flachen Küstenstrecken, und viele Bewohner ernähren sich vom Fang der niedlichen Krebse. In

England benützt man dabei Neze, deren Mündung über einen länglichen eisernen Rahmen gespannt ist. Nach hinten läuft das Netz spitz zu, ist aber nicht zugestrichelt, sondern bloß mit einer Schnur zugebunden. Der Rahmen hält die Netzmündung offen und kratzt den Seeboden ab. Vielfach benützt man Pferde als Vorspann für die Neze. Diese werden mit dem Geschirr der Pferde durch eine Leine verbunden und bis an den Bauch in die See hinein- und wieder zurückgetrieben. In ärmeren Gegenden müssen die Fischer aber auf das Roß verzichten und ihre kleineren, über eiserne oder hölzerne Rahmen gespannten Neze selbst schieben oder ziehen. Das ist auch in der Gegend von Calais an der Nordküste Frankreichs der Fall, wo der mühselige Beruf von Frauen ausgeübt wird. Unser Bild stellt vier solche Krabbenfischerinnen dar in der für sie charakteristischen Tracht, ihr Fischereigerät in den Händen.

Die erste Reportertat Stanleys. — In seinen Jugendjahren war der berühmte Afrikareisende Stanley Mitarbeiter einer Zeitung in Philadelphia, und eines Tages wurde ihm die Aufgabe zu teil, über einen „heiligen weißen Elefanten“, den ein Rivale Barnums damals in den Vereinigten Staaten zeigte, einen Bericht zu liefern.

Das Tier war allerdings weiß, aber Stanley hatte seine Gründe, diese weiße Farbe nicht für natürlich zu halten. Er ging deshalb dicht an das Tier heran, machte seinen Zeigefinger naß und drückte ihn auf die Haut des Elefanten. Wie er vermutet hatte, färbte der Elefant ab, und der Schwindel war entlarvt — wenigstens für ihn, denn die übrigen Journalisten brachten wunderbare Beschreibungen von dem milchweißen Ungeheuer.

Auch der Verleger Stanleys wollte nicht recht an einen Schwindel glauben und forderte den Schausteller auf, sich, ehe man den Artikel brachte, mit dem Berichterstatter in Verbindung zu setzen. Es kam also zu einer Zusammenkunft zwischen den beiden Männern; der Besitzer des Tieres leugnete, daß der weiße Elefant nicht vollständig echt sei, und bot dem Journalisten an, sich das Wundertier in seinem Stalle anzusehen.

Anstatt ihn aber sofort zu dem Elefanten zu führen, zeigte man ihm zunächst einige wertvolle Pferde, und als Stanley eines bewunderte, bot man es ihm sofort als Geschenk an. Doch Stanley

ließ sich nicht bestechen, sondern lehnte ab. Als alle „freundlichen“ Mittel versagten, blieb schließlich nichts weiter übrig, als den widerhaarigen Reporter in den Stall zu führen, in dem der Elefant untergebracht war.

Man holte auf sein Verlangen einen Schwamm und einen Eimer Wasser herbei, doch im letzten Augenblick traten zwei Wärter dazwischen und erklärten, die plötzliche Anwendung von kaltem Wasser könnte dem Elefanten eine tödliche Erkältung zuziehen.

Kaum waren diese Worte gefallen, als Stanley, welcher einseh, daß man ihn doch bloß beschwindeln wollte, einen schnellen Entschluß faßte. Bevor ihn noch jemand halten konnte, hatte er einen Schlauch ergriffen, der mit der Wasserleitung in Verbindung stand und für gewöhnlich zum Reinigen des Stalles diente. Diesen Schlauch richtete er auf den Elefanten. Das Tier war gesärbt, denn die weiße Farbe verschwand überall, wohin der Wasserstrahl traf. Wieder bot ihm der Schausteller hohe Summen, doch Stanley lehnte alles ab, lief so schnell er konnte nach seiner Redaktion, erzählte dort die Geschichte und veröffentlichte einen Bericht, nach dessen Erscheinen der „heilige“ Elefant für immer aus den Vereinigten Staaten verschwand. L—n.

Die deutschen Familiennamen auf us. — Unter den deutschen Familiennamen treffen wir auf eine ganze Anzahl, die auf us endigen und demgemäß ein lateinisches Gepräge tragen. Entstanden sind diese Namen im 16. Jahrhundert. In dieser Zeit gelangte die klassische Bildung zur höchsten Wertschätzung, und die Kenntnis oder Unkenntnis derselben führte zu einer Trennung unter der Bevölkerung. Auf der einen Seite standen die, welche Lateinisch und Griechisch gelernt hatten, auf der anderen Seite die, welche diese Studien zu treiben nicht in der Lage waren. So schieden sich die Gebildeten von den Ungebildeten. Die Sprache der Gebildeten bei ihren gelehrten Arbeiten war das Lateinische, und um ihre Zugehörigkeit zur Klasse der Gelehrten auch äußerlich zu kennzeichnen, suchten sie ihre Namen durch die lateinische Endung us zu verbrämen oder sie übersetzten sie in das Lateinische. Auf diese Weise wurde aus einem Meier ein Meierus, einem Krüger Krügerus, einem Buhl ein Buhlius oder Bulus, einem Busch ein Buschius, einem Kurz ein Curtius.

Durch die Übersetzung in das Lateinische ging hervor aus einem Schütz ein Prætorius, einem Krause ein Crusius, einem Schuster ein Sutor oder Sutorius, einem Schneider ein Sartor oder Sartorius, einem Weber ein Textor oder Textorius, einem Schütz ein Sagittarius, einem Schmied ein Faber oder Fabricius

Besonders gelehrte Leute begnügten sich aber nicht mit dem Lateinischen, sondern übertrugen ihre Namen in das Griechische. Durch solche Übertragungen ist aus dem Namen Schwarzerd Melanchthon, Hauschein Notkampadius, Volkmann Leander, Neumann Neander und Eichmann Dryander entstanden.

Die Sitte, die Namen zu übersetzen, herrschte übrigens nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich. In Frankreich wurde beispielsweise aus einem Lujau ein Lujacius und in England aus einem Owen ein Audoenus. Personen, die heute noch latinisierte oder lateinische Namen tragen, können daraus erkennen, daß einer ihrer Vorfahren im 16. Jahrhundert akademische Bildung genossen hat und dem Stande der Gelehrten oder der Beamten mit Universitätsbildung angehört hat.

Th. S.

Schicksal der Singvögel. — Zwei französische Zoologen haben interessante Beobachtungen über das Geschick der Singvögel angestellt. Danach kommen von 20 jungen Singvögeln 17 schon im ersten Lebensjahre um, und nur zwei oder drei pflanzen sich im nächsten Jahre fort. Dieses ungünstige Verhältnis erscheint durchaus nicht übertrieben, wenn man die Nesterzerstörung in Betracht zieht, die allein von anderen Tieren verübt wird.

Die in einem Park angestellten Beobachtungen ergaben, daß von 67 Nestern 41 durch Ragen, Eichhörnchen, Haselmäuse und Elstern ausgeraubt wurden, eines ward von einem Igel zerstört, ein anderes von einem Raubvogel davongetragen. Die Rabe, der gefährlichste Feind der Vögel, hatte den Inhalt von 18 Nestern verschlungen, obwohl in dem betreffenden Park die Ragen erbarmungslos verfolgt wurden. Zu weiteren Verfolgern der Singvögel gehören die Wiesel, die Nattern und Vipern.

Aus den gemachten Beobachtungen geht hervor, daß von 100 Singvögeln, wie Amseln, Dompfaffen, Finken, Ammern, Nachtigallen, Grassmäcken, 65 bis 70 in folgendem Verhältnis getötet wurden: von Ragen wenigstens 20, von Elstern und Hähern 12,

von Eichhörnchen 10, von Haselmäusen und Mattern 8, von Schlangen 8, von Wiesel 6, von Raubbögeln 3, von Igel, Dachsen und anderen Tieren 1. Bei Nestern auf hohen Bäumen kommen Fäher, Elstern und Raubbögel mehr in Betracht, bei Nestern auf der Erde finden sich Schlangen und Wiesel als größere Zerstörer. D. v. W.

Starke Raucher. — Liebe zum Tabak und Weisheit gehen oft Hand in Hand. Fürst Bismarck erwähnte gelegentlich, daß er seit etwa fünfzig Jahren über 150,000 Zigarren verbraucht habe, eine Zahl, die einen Durchschnitt von acht Stück täglich ergibt — nicht einmal allzuviel für einen starken Raucher.

Weit höher ist als Raucher der große Erfinder Edison einzuschätzen. Zehn Zigarren täglich sind sein Normalkonsum, doch wenn er sehr in seine Arbeit vertieft ist, bringt er es sogar auf das Doppelte, um seine Geisteskräfte dadurch rege zu erhalten.

Auch der berühmte amerikanische Schauspieler Edwin Booth wurde selten ohne Zigarre gesehen. Er rauchte sogar während der Vorstellung hinter den Kulissen, und sein Garderobier mußte ihm stets seine Zigarre halten, wenn er auftrat. Kaum hatte er die Bühne verlassen, so nahm er sie ihm aus den Händen und freute sich sehr, fand er sie noch brennend. Der Garderobier wird wohl oft das Seine dazu getan haben.

Vor drei Jahren starb in Wien im 73. Jahre ein Mann, der in 54 Jahren nicht weniger als 628,713 Zigarren geraucht hat. Das macht 13,971 pro Jahr, was einen Durchschnitt von 31 für den Tag ergibt. Seine Leidenschaft kostete etwas über 60,000 Mark.

Aber selbst dieser wunderbare Rekord wurde von dem Holländer van Klaes geschlagen, der im Alter von 81 Jahren starb. Er rauchte durchschnittlich etwa zehn Pfund Tabak in der Woche. L—n.

Ein sonderbarer Autfahrer. — Der kleine Ort Bleakwood in Minnesota war vor kurzem der Schauplatz eines merkwürdigen, aber verbürgten Vorfalles. Seit vielen Jahren wohnte dort ein Schmied namens Porter, der eines Tages erkrankte und bald darauf starb. Zum Begräbnis hatten sich viele Leute eingefunden, die dem Leichenwagen bis zu dem eine englische Meile entfernten Friedhofe das Geleite gaben. Man hatte aber erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als ein Automobil herangefahren kam, wodurch die Pferde des Leichenwagens scheu wurden, der Fuhrmann flog

vom Bod, und fort rasten die wild gewordenen Rosse mit dem Sarge. In der Nähe des Friedhofes bogen sie in einen anderen Weg ein, jagten kreuz und quer durch mehrere Feldwege, so daß den nachsehenden Leidtragenden jede Spur verloren ging, und sie schließlich den Rückweg antraten.

Es war eine Stunde später, als der Leichenwagen zum größten Erstaunen der Bewohner wieder in den Ort einfuhr, und auf dem Kutschersitze thronte niemand anders als der sehr lebendige tote Porter. Nach einem langen Rennen war der Wagen in einen Graben gestürzt; die Pferde waren ruhig stehen geblieben. Durch die starke Erschütterung war Porter aus seinem Scheintode aufgewacht. Erschrocken war er freilich, als er sich im Sarge sah, aber er zeigte sich der Situation gewachsen, brachte alles hübsch in Ordnung und lenkte dann den Wagen bedächtig heimwärts. D. v. B.

Der Zerstreute. — Eines der ältesten und berühmtesten französischen Lustspiele ist „Der Zerstreute“ von Labruyères (gest. 1696), welches in Folge eines spaßhaften Vorkommnisses entstanden ist. Labruyère saß einst mit seinem gelehrten Freunde, dem Doktor Tillotson, auf einer Gartenbank in Versailles. Im Eifer des Gespräches bemerkte Tillotson nicht, daß ihm eine große Schnafe auf der Wade saß, obwohl er bei ihrem schmerzhaften Stich zusammenzuckte.

„Lieber Doktor, Sie werden von einer Schnafe am Strumpf belästigt,“ sagte endlich Labruyère.

Der Gelehrte begann, immer weitersprechend, mit der rechten Hand die Wade — Labruyères zu kratzen, und dieser ließ den zerstreuten Freund lächelnd gewähren, der nicht bemerkte, daß die Schnafe fortfuhr, ihn zu stechen.

Nachdem Labruyère eine Minute lang Tillotsons Finger an seinem Strumpfe geduldet hatte, hielt er ihm endlich die Hand fest und sagte: „Ich danke Ihnen für das Kratzen meines Beines und für den Stoff, den Sie mir soeben für ein Lustspiel gegeben haben.“

Tillotson lachte später herzlich über die Figur des zerstreuten Doktors, als Labruyères Stück über die Bühne ging, und er sich selbst abkonterfeit wiederfand. J. W.

Gebr. Stark, Pforzheim Bez. 64,

langjährige Lieferanten Hunderter adeliger und fürstlicher Häuser, empfehlen ihre hochmodernen letzten Neuheiten aller Arten goldener und silberner Schmucksachen, sowie echt silberner und garantirt schwer versilberter Bestecke, Tafelgeräte, Luxuswaren etc. zu allerbilligsten Preisen.

No. 11244. Matto Halskette, Saphir. M. 85.—, 14 Kt. Gold.



Broche No. 10313. 14 Karat Glanzgold, emaillirt, rosa und grün, allerhöusches Dessin
5 Brillanten u. 2 Diamanten, 3 Perlen M. 135.60.
Stockgriff, Silber 800/000.



No. 11256 Ring, 1 Rubin, 2 Brillant, 6 Diamanten M. 87.90.



No. 610 M. 4.80. gehämmert.



No. 9901 Ring 14Kt. Gold m. Saphir u. Diamant. M. 90.



No. 1 Faden-Tafelbesteck.

Bestecke werden auch einzeln abgegeben u. nach vorhandenen Dessins angefertigt.

Schwer versilb. Tafelbestecke pr. Dtzd. M. 13.—
In echt Silber mit Deutschem Reichsstempel pr. Dtzd. M. 91.50. Messer pr. Dtzd. M. 42.50.

Nur tadell. Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alte Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken u. nehmen Gold, Silber u. Edelsteine in Zahlung. Kataloge an jedem. gratis u. franko.



Schutz-Mark
Trade Mark

D.R.M.S. N^o 13867

Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Kopiertinten, Schreibtinten, Farbige Tinten, Ausziehtuschen in 42 Farben, Flüssiger Leim und Gummi, Stempelfarben und -Kissen, Hektographentinte und -Blätter, Wäschezeichentinten.

Aug. Leonhardi, Dresden,

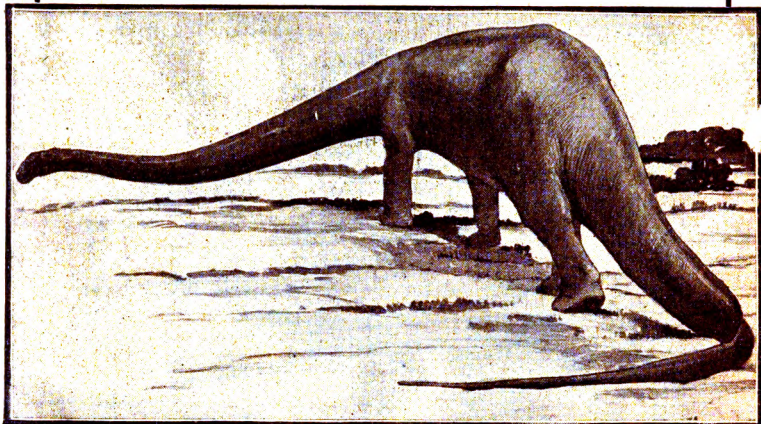
Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten Alizarin-Schreib- und Kopiertinte, leichtflüssigste, haltbarste u. tief schwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten, in vorzüglichster Qualität, für alle Systeme und in allen Farben. Schwarze für Urkunden vom kgl. preuss. Justizministerium genehmigt.

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



By courtesy of the American Museum of Natural History.
Der restaurierte Lindwurm. (Dinosaurus Diplodocus.)

In Kürze erscheint:

Das Neue Universum.

□ Die interessantesten Erfindungen □
und Entdeckungen auf allen Gebieten.

27. Band.

474 Seiten Text mit über 500 Abbildungen und Beilagen.
Elegant gebunden 6 Mark 75 Pf.

Dieses beliebteste aller Jahrbücher der Erfindungen und Entdeckungen ist in Tausenden von Familien ein alljährlich freudig begrüßter Gast. In schmuckem Einband und farbenreichem Schutzumschlag präsentiert es sich als vornehmes Geschenkbuch; seine bekannte Stärke liegt in der geschickten Vereinigung von Belehrendem, Unterhaltendem und Nützlichem und macht es überall dort begehrt, wo man eine gediegene Lektüre, welche die Weiterbildung fördern kann, bloßen Unterhaltungsbüchern vorzieht. Das beliebte Buch berichtet in Wort und Bild über die neuesten und wichtigsten **Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten**. Es enthält außerdem **Erzählungen mit wissenschaftlichem Hintergrunde, Reisen, Abenteuer, Spiel und Sport**, sowie Anleitung zur Selbstbeschäftigung zc. zc. Wer ein Buch von bleibendem Werte wünscht, wähle das

„**Neue Universum**“.

~~~~~ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ~~~~~





in dem „zopfigen“ Gewande eines Lehrbuches vorführt, sondern „jedermann“ beinahe im Plauderton fast unbemerkt von einem jener schwierigen Kapitel ins andere lockt, bis hinauf zu der Integralrechnung und den Differentialgleichungen, ohne daß man sich jedesmal vor dem Betreten eines dieser neuen Gebiete zur Anschaffung und zum Aufschlagen eines neuen Lehrbuches zu entschließen braucht.

➤➤➤ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ➤➤➤

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 891 F

**WILSON  
ANNEX**